Historisches Taschenbuch

Friedrich von Raumer, Wilhelm Heinrich Riehl, ...

HERRENHAUS-
BIBLIOTHEK
O. 126

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Sechste Folge. Sechster Jahrgang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches

Taſchenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

Wilhelm Maurenbrecher.

Sechste Folge. Sechster Jahrgang.

6541.
BIBLIOTHEK
DES
HERRENHAUSES

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 24 1972
D1
H8
Ser. 6
V. 6

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

1887

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Gottfried von Bouillon. Von Profeſſor Dr. Bernhard Kugler in Tübingen ... 1

Ueber die „Colloquia" des Erasmus von Rotterdam. Von Profeſſor Dr. Adalbert Horawitz in Wien ... 53

Aus dem Leben des erſten Vicekönigs von Mejiko. Von Dr. Konrad Häbler in Dresden ... 123

Cornelius Tacitus. Von Dr. Julius Asbach in Köln ... 139

Myſticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert. Von Profeſſor Dr. Guſtav Frank in Wien ... 195

Zur neueſten Geſchichte des päpſtlichen Archivs. Von Privatdocent Dr. S. Löwenfeld in Berlin ... 279

Die Neuorganiſation der Verwaltung in den deutſchen Territorien des 16. Jahrhunderts. Von Privatdocent Dr. Georg von Below in Marburg ... 303

Digitized by Google

Gottfried von Bouillon.

Von

Profeſſor **Dr. Bernhard Kugler** in Tübingen.

Digitized by Google

Ein ſeltſameres Schickſal als dem Eroberer von Jeruſalem iſt wenigen Sterblichen beſchieden geweſen.

Geehrt und geliebt von den tapfern Genoſſen, die er durch grauenvolle Leiden zum ſtrahlendſten Triumphe geführt, iſt er in ſeiner letzten Lebenszeit und vollends, nachdem er die Augen geſchloſſen, überſchwenglicher gefeiert worden als alle Kaiſer, alle Päpſte des Mittelalters. Für ihn, den gottbegnadeten Helden, der das Höchſte erreicht, der die heilige Stadt den Händen der Ungläubigen entriſſen hatte, genügte der Nachwelt nicht mehr ein alltäglicher irdiſcher Urſprung. Er mußte von dem mythiſchen Urbild aller ritterlichen Tugend, dem edlen Ritter mit dem Schwane, abſtammen und Luſt und Kraft zu jeder Tugendübung aus deſſen Blut ererbt haben. Er mußte von Gott ſelber, durch mannigfache Zeichen und Wunder, zu ſeinem großen Lebenswerk, zur Befreiung Jeruſalems, auserleſen und der geſammten Chriſtenheit als geborener Anführer, als alleiniger Leiter des heiligen Krieges deutlich vor Augen geſtellt ſein. Und nachdem er ſeine Aufgabe vollendet, die Stätte, „wo des Herrn Füße geſtanden“, den Trägern des Kreuzes zurückgegeben hatte, ſei er von Gott abberufen, aus dem irdiſchen Jammerthal erlöſt und der Schar der Seligen zugeſellt worden.

Aber gerade dieſes überſchwengliche Loben und Preiſen hat dem Ruhm des hiſtoriſchen Gottfried von Bouillon, des Helden, wie er wirklich geweſen, weit mehr geſchadet als genützt. Die ſcharfen Charakterzüge, die nationalen Eigenthümlichkeiten des gewaltigen Recken verſchwanden in dem faden Licht der Heiligenlegende. Jahrhundertelang wurde Gottfried zwar ſchlechthin

1*

Digitized by Google

verehrt als der edelſte und tugendſamſte Kämpe Jeſu Chriſti, indeſſen das Bild, welches die Geſchichtſchreiber von ihm entwarfen, paßte nicht für ihn allein, ſondern für jeden tapfern und frommen Rittersmann. Und als endlich hiſtoriſche Kritik die Materialien, die zu dieſem Bilde gedient hatten, zu ſichten begann, als ſie erkannte, daß mindeſtens ein Theil derſelben rein legendaren Urſprungs war, da verwarf ſie, verzweifelnd, hier Wahrheit und Dichtung ſcheiden zu können, beinahe die geſammte Ueberlieferung, die wir von Gottfried's Plänen und Thaten beſitzen. Der armſelige Ueberreſt dürrer Notizen, die danach übrigblieben, ließ nur noch einen tüchtigen Kriegsmann erkennen, ohne ſonderliche Begabung, ohne eigenartige Erhebung der Seele oder gar des Geiſtes. Der hohe Heilige ſchrumpfte zuſammen zu einem feſten, ſchweren Degen, der neben den andern klug berechnenden, oder wenigſtens von heißen Leidenſchaften umhergetriebenen Kreuzesfürſten den Eindruck eines unbedeutenden, gutmüthigen, faſt beſchränkten Menſchen machte, hervorragend allenfalls durch die ungewöhnliche Kraft ſeines Armes, nie aber durch eine erfolgreiche Anſtrengung ſeines Kopfes.

Dieſer Unterſchätzung Gottfried's, die während der letzten Jahrzehnte unbeſtrittene Geltung beſeſſen hat, müſſen wir heute um ſo entſchiedener entgegentreten, als gerechte Würdigung des Eroberers von Jeruſalem dazu führt, das Andenken nicht blos eines beliebigen mittelalterlichen Helden, ſondern überdies eines trefflichen deutſchen Mannes wiederherzuſtellen. Möglich iſt ſolche Würdigung, ſobald nur die Ueberlieferung mehr als bisher in ihre legendaren und ihre hiſtoriſch glaubwürdigen Theile zerlegt wird; und um einen Deutſchen handelt es ſich hierbei, weil Gottfried, ſo begeiſtert auch die Franzoſen von ihrem Godefroy de Bouillon zu ſprechen pflegen, im weſentlichen doch nicht zu ihrem, ſondern zu unſerm Volke gehört.

Wann und wo Gottfried geboren, iſt ſtreitig. Als Geburtsort wird bald Boulogne angegeben, bald Baiſy bei Genappe, unfern von Brüſſel, und in den mittlern Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts — Genaueres läßt ſich kaum ſagen — iſt

Digitized by Google

das Geburtsjahr zu ſuchen. Sein Vater war Euſtach, Graf von Boulogne, ſeine Mutter Ida, Schweſter Herzog Gottfried's des Buckeligen von Lothringen, des großen Freundes Kaiſer Heinrich's IV. Der Abſtammung nach gehörte er alſo dem zweiſprachigen Volk der Grenzer an, und er verſtand und ſprach auch in gleicher Weiſe deutſch wie franzöſiſch. Von der Mutter, einer bedeutenden, wegen werkthätiger Frömmigkeit vielgerühmten Frau, mag er den Schwung der Seele, den Antrieb zu hohen Dingen geerbt haben, und nach dem Bruder der Mutter wurde er genannt. Denn nachdem der Graf und die Gräfin von Boulogne ſchon einen Sohn erzeugt und nach dem Vater — Euſtach — genannt hatten, gaben ſie dem Zweitgeborenen den Namen des Herzogs von Lothringen; der jüngſte ihrer drei Söhne wurde Balduin genannt. Die Beziehung des jungen Gottfried zu ſeinem Oheim erwies ſich als ſehr fruchtbar, indem dieſer ihn adoptirte und zum Erben ſeiner anſehnlichen Allodialbeſitzungen einſetzte. Hiermit wurde Gottfried als Knabe oder Jüngling ein reicher und mächtiger Grundherr im linksrheiniſchen Deutſchland, und da ihn Kaiſer Heinrich zuerſt mit der Mark Antwerpen, ſpäterhin mit dem Herzogthum Lothringen belehnte, wurde er mit faſt allen Fäden ſeines Daſeins an das Deutſche Reich, zu deſſen vornehmſten Fürſten er ſchließlich gehörte, feſtgekettet.

Seitdem er zum Manne erwachſen war, ſah er ſich oftmals genöthigt, zum Schwerte zu greifen. Die Grafen und Biſchöfe des mittlern Lothringen, von deren Beſitzungen ſeine Erbgüter, vornehmlich das große und ſtarke Ardennenſchloß Bouillon, umgeben waren, erhoben mancherlei ſeine Machtſtellung bedrohende Anſprüche. Der junge Held trat ihnen jedoch überall mit Entſchloſſenheit entgegen, wehrte ſich ebenſo zäh wie tapfer und brachte mehr als einen der Gegner in bittere Noth. Den Kaiſer unterſtützte er im Anfang der achtziger Jahre, indem er beſonders am Kriege in Italien mit einer ſtattlichen Schar theilnahm. Andere heroiſche Thaten, die er in derſelben Zeit verrichtet haben ſoll, wie die Niedermachung des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden und die Eroberung Roms, gehören dagegen der Sage an.

Digitized by Google

Als der Ruf zum Kreuzzuge erſcholl, war er ſchnell bereit, demſelben Folge zu leiſten, und erbat und erwirkte ſich von Kaiſer Heinrich die Erlaubniß, den Kriegsdienſt für den Heiland ſeinen heimiſchen Amtspflichten als Herzog von Lothringen voranzuſtellen. Was ihn im letzten Grunde hierzu bewogen, iſt bisher nicht ernſtlich behandelt worden, obgleich es, weil keineswegs von vornherein klar, eine eingehende Erörterung nothwendig macht. Gottfried verkaufte und verpfändete, um ſich hinreichende Geldmittel zu ſtarker Kriegsrüſtung zu verſchaffen, ſeine ſämmtlichen Immobilien, oder wenigſtens den größten Theil derſelben, an die Biſchöfe von Lüttich und Verdun: namentlich das Schloß Bouillon nebſt umliegenden Gütern verpfändete er mit dem Einlöſungsrecht für ſich und drei Nachfolger an den Biſchof von Lüttich. Hieraus hat man geſchloſſen, daß er, weil er das Einlöſungsrecht ſich vorbehalten, durchaus nicht die Abſicht gehegt habe, den ganzen Reſt ſeines Lebens im Morgenlande zu verbringen, vielmehr nach der erſehnten Eroberung Jeruſalems, alſo gleichſam nach gethaner Arbeit, in die Heimat zurückzukehren. Wäre dies richtig, ſo müßte der einzige Antrieb, der Gottfried zur Kreuznahme gebracht, in dem geiſtlichen Drange der Zeit geſucht werden: ausſchließlich alſo das Wort Papſt Urban's hätte den Herzog in ſeine neue Lebensbahn geführt. Indeſſen an den leeren Vorbehalt des Einlöſungsrechts darf man eine ſo weittragende Schlußfolgerung nicht knüpfen. Denn welche Hoffnungen oder Wünſche Gottfried damals auch für ſeine Perſon mit dem Kreuzzuge verbinden mochte, als beſonnener Mann mußte er jedenfalls, da das große Unternehmen ſehr leicht mißlingen oder ſeine beſondern Wünſche ſich als unerfüllbar erweiſen konnten, einen feſten Fuß in der Heimat zu behalten ſuchen. Seine Thaten während der Kriegsfahrt nach Jeruſalem und ebenſo die Thaten ſeines jüngern Bruders, des Grafen Balduin, der ſogar, als ob es ihm am Herzen gelegen, von vornherein jede Verbindung mit der Heimat zu löſen, ſeine Gemahlin Godehild von Conches auf den Kreuzzug mitgenommen hatte, legen die Vermuthung ſehr nahe, daß dieſe beiden Fürſten nicht einzig und allein zur Erfüllung ihrer Chriſtenpflicht nach Aſien

Digitized by Google

gegangen ſind; und dem entſprechend erzählt eine Chronik, die zwar nicht zu den Quellen erſten Ranges gehört, zumeiſt aber ſich gut unterrichtet zeigt, Gottfried habe Lothringen in der Abſicht verlaſſen, daß er, einmal nach Syrien gelangt, nicht wieder in jenes Land zurückkehren wollte.[1]

Der Antrieb, dem der Herzog alsdann, vom geiſtlichen Drange abgeſehen, mit Freuden gefolgt iſt, kann nur in den coloniſatoriſchen Neigungen ſeiner Zeit gefunden werden — eine Behauptung, die eines umſtändlichen Beweiſes nicht mehr bedarf. Denn unter den Erforſchern der Geſchichte des Mittelalters iſt es eine ausgemachte Thatſache, daß die Kreuzzüge großentheils die Wirkung wirthſchaftlicher Urſachen geweſen ſind und in den Rahmen der allgemeinen Coloniſationsgeſchichte hineingehören. Man braucht nur an Sinnesart und Unternehmungen der Normannen zu erinnern; aber auch von den übrigen abendländiſchen Völkern gilt das Wort, daß das dem Nahrungsſtand voraneilende Steigen der Volkszahl und das überquellende Kraftgefühl der Jugend ſie zur Wanderung ins Morgenland verlockten. Die Wanderluſt, die ſich da entwickelte, war ſo ſtark, daß nicht allein der Arme und Elende, der zu Hauſe als jüngerer Sohn oder ſonſt irgendwie Bedrückte, ſondern außerdem der Wohlhabende, der Reiche, der Mächtige, der daheim in den glänzendſten Verhältniſſen lebende Fürſt dem Unternehmen gern beitrat, um ſeinen Thatendrang zu ſtillen und neue Burgen, Städte und Länder zu erwerben.

Zu beachten iſt hierbei nur ſehr ernſtlich, daß man die coloniſatoriſche Bedeutung der Kreuzzüge nicht übertreibe, die bewaffneten Wallfahrten nicht ausſchließlich aus wirthſchaftlichen Urſachen herleite. Als zweiter gleichberechtigter Factor ſteht die geiſtliche Stimmung neben dem Wanderdrang. Sie hat dem letztern zu einer ebenſo plötzlichen wie umfaſſenden Exploſion verholfen, ſie hat ihm die ſo überaus eigenthümliche, für unſer Gefühl fremdartige Farbe gegeben, ſie ihm das ſchwer zu erreichende und noch ſchwerer zu behauptende Ziel im fernen

[1] „Hist. bell. sacr.“, c. 130.

Digitized by Google

Aſien geſteckt. Wie aber beide Factoren zuſammenwirkten, das zeigt wol am deutlichſten die Perſönlichkeit des Grafen Raimund von Toulouſe, der allerdings von den geiſtlichen Anreizen mächtig ergriffen, ihnen bis zum Fanatismus ergeben war, daneben jedoch nach dem Erwerb von Geld und Gut, nach der Eroberung reicher Länder, nach der Gründung neuer Fürſtenherrlichkeit ſo leidenſchaftlich verlangte, daß er die beneidenswerthe Stellung, die er im ſchönen Süden Frankreichs beſaß — er verfügte über größere Mittel als irgendein anderer Kreuzesfürſt — unbedenklich in die Schanze ſchlug, um fortan nur der Befriedigung ſeiner heißeſten Wünſche zu leben.[1]

Dieſelben Stimmungen, die Gottfried erfüllten — Wanderluſt, Thatendrang, Streitbegier zu Ehren Jeſu Chriſti — hatten gleichzeitig große Maſſen des linksrheiniſchen Adels nebſt kleinern, jedoch nicht unbeträchtlichen Scharen der rechtsrheiniſchen Ritterſchaft ergriffen. Alle zuſammen bildeten nach und nach ein feſtgeſchloſſenes Heer, deſſen uns unbekannte Zahl jedenfalls eine für jene Zeiten anſehnliche geweſen iſt. Der feſte Zuſammenhalt des Heeres wurde namentlich dadurch erreicht, daß ſämmtliche, dem deutſchen Reichsverbande angehörigen Grafen und Ritter, die das Kreuz genommen hatten, ſich ihrer Freiheit, die Wallfahrt nach ihrer Laune anzutreten und durchzuführen, gänzlich begaben, den Herzog Gottfried zu ihrem Oberhaupt und Anführer erkoren und ſich ſomit verſtändigerweiſe dem Willen eines leitenden Feldherrn unterwarfen. Wahrſcheinlich hat die Ritterſchaft der Provenzalen, Nordfranzoſen und Normannen

---

[1] Es ſoll hiermit nicht geſagt ſein, daß Graf Raimund ſchon im Jahre 1096 feſt entſchloſſen geweſen iſt, den Reſt ſeines Lebens im Morgenlande zu verbringen. Denn wenn dies auch ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo iſt es doch nirgends verbürgt. Für die obige Erörterung genügt aber, daß der Graf, nachdem er die Provence verlaſſen, und obgleich ſeine Bemühungen bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts ſehr ſchlechten Erfolg hatten, trotzdem nur noch mit morgenländiſchen Angelegenheiten ſich beſchäftigt und morgenländiſche Eroberungen erſtrebt hat.

Digitized by Google

ihren großen Stammeshäuptern gegenüber zumeiſt ebenſo gehandelt, aber nur von den Deutſchen iſt uns die intereſſante Thatſache ausdrücklich verbürgt. Dieſelbe hat überdies die Entſtehung der ſchier unausrottbaren Legende, daß Gottfried das Oberhaupt des ganzen Kreuzheeres geweſen ſei, ohne Zweifel vornehmlich veranlaßt.[1]

Die Deutſchen wählten Gottfried in erſter Linie natürlich deshalb zu ihrem Anführer, weil er dem Range nach am höchſten unter ihnen ſtand. Gewiß aber hat zu dem guten Ergebniß auch die ungemein anziehende, zur Uebernahme der Feldherrnſchaft außerordentlich geeignete Perſönlichkeit des Herzogs mitgewirkt. Wir können ſie beſtimmter kennzeichnen als die Sinnesart und die leibliche Erſcheinung faſt aller Zeitgenoſſen — nur etwa Kaiſer und Päpſte des Jahrhunderts ausgenommen —, weil neben der ſonſtigen, mehr ſporadiſchen Ueberlieferung vor allem eine treue lothringiſche Feder Thaten und Leiden des Herzogs während des Kreuzzuges und zugleich ſein eigenſtes perſönliches Gebaren ungewöhnlich genau und anſchaulich geſchildert hat.[2]

Gottfried war, ohne übergroß zu ſein, hoch gewachſen, von gewaltigem Gliederbau, ſchönem Antlitz, blondem Bart und Haar — eine echt deutſche Heldenfigur, die ebendeshalb noch lange Jahre nach ſeinem Tode und nachdem die romaniſchen Südeuropäer die Vorherrſchaft in Syrien gewonnen hatten, von

---

[1] Vgl. „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte“, Bd. XXVI, wo ich den Beweis gegeben habe, daß Gottfried allerdings zu einem Oberhaupt im Kreuzheere, jedoch nur zu dem der deutſchen Ritterſchaft gewählt wurde.

[2] Die „treue lothringiſche Feder“ war bis vor kurzem unbekannt. Wir verdanken ihr aber nichts Geringeres als den ausführlichſten Bericht über Gottfried, die Lothringer und die Kreuzfahrer überhaupt von 1096—1120. Ihr Werk iſt uns glücklicherweiſe durch den kritikloſen Sammler und Abſchreiber Albert von Aachen erhalten worden und gewährt uns — befreit von den thörichten Zuſätzen, die Albert gemacht hat — reichen Stoff zu einer neuen Geſchichte Gottfried's und der Kreuzfahrer in dem genannten langen Zeitraum. Vgl. mein im vorigen Jahre erſchienenes Buch „Albert von Aachen“.

Digitized by Google

dieſen nicht vergeſſen wurde. Daß er im Reiten und Fechten, in allen Künſten des Kriegers ein Meiſter geweſen, verſteht ſich von ſelber. Aber ſelbſt unter ſeinen reckenhaften Genoſſen zeichnete er ſich durch die beiſpielloſe Kraft ſeines Armes aus. Er war es, der, ſoweit wir wiſſen, zum erſten mal im Kriege zwiſchen Chriſten und Mohammedanern einen der, ſpäterhin nach den ſtaufiſchen Königen und deren Rittern genannten, Schwabenſtreiche führte, indem er in heißem Reiterkampf vor den Thoren von Antiochien einen gepanzerten Seldjuken mitten durchhieb, ſodaß die obere Hälfte des Erſchlagenen zur Erde fiel, die untere Hälfte, die noch im Sattel hing, mit dem Gaul über das Schlachtfeld von dannen trabte.

Nach Geiſt und Gemüth war Gottfried zum Heerführer geboren. Er beſaß die beiden großen Gaben, die der rechte Herr des Kriegsvolkes bedarf: beim Kampf ſtürmiſche, jedes Opfer misachtende, den Untergebenen zum höchſten Wagniß fortreißende Kühnheit, und in Stunden der Ruhe herzliche Güte und rückſichtsvolle Milde gegen Hoch und Nieder. In bedenklichen Lagen mahnte er nicht blos regelmäßig zum entſchloſſenſten Angriff als dem ſicherſten Rettungsmittel, ſondern ſcheute ſelbſt vor Thaten furchtbarer Härte nicht zurück. Als er in ſeiner letzten Lebenszeit das feſte Arſuf belagerte und die Feinde auf den entſetzlichen Einfall kamen, ein paar vornehme Lothringer, die ſich in ihrer Gewalt befanden, gefeſſelt auf den Zinnen der Mauer zur Schau zu ſtellen, damit die Chriſten, um die Glaubensgenoſſen nicht zu gefährden, ſich genöthigt ſähen, von der Beſchießung der Stadt abzulaſſen, da gebot Gottfried — ſogar trotz des Flehens jener Unglücklichen um Schonung —, Bogen und Wurfgeſchütz mit aller Kraft zu gebrauchen, denn es ſei beſſer, daß die Freunde getödtet würden, als daß das Werk Jeſu Chriſti durch Nichteroberung von Arſuf ſchweren Schaden erleide. Aber der grimme Recke wurde ſchließlich der Abgott der deutſchen wie der meiſten nichtdeutſchen Kreuzfahrer, der Liebling der Mit- und der Nachwelt. In ſchwierigen Auseinanderſetzungen mit den Großen der Erde zeigte er ſich bei aller Feſtigkeit, ja Unbeugſamkeit, mit der er ſeine eigenen An-

Digitized by Google

ſprüche vertrat, ſo billig und gerecht, im Verkehr mit den Krieger=ſcharen entwickelte er ſo gewinnende Leutſeligkeit, daß ihm alle Herzen zuflogen: als beſonders charakteriſtiſch wird angemerkt, daß er dem Ausbruch von Feindſeligkeiten zwiſchen den welſchen Rittern und den „wilden" Deutſchen durch ſeiner Sitten Höf=lichkeit vorzubeugen wußte, wobei ihm die angeborene Kenntniß der deutſchen und der franzöſiſchen Sprache gute Dienſte geleiſtet habe. Die Kreuzzugslegende feiert denn auch, obgleich ſie vor=wiegend nicht deutſchen, ſondern welſchen Urſprungs iſt, Gottfried allerorten als den „guten" Herzog von Bouillon.

Schon beim Beginn des Kreuzzugs fand Gottfried mehrmals Gelegenheit, ſeinen rechtlichen Sinn wie ſein kriegeriſches Feuer in denkwürdiger Art zu bethätigen. Nachdem er ſein Heer verſammelt und mit demſelben — im Hochſommer 1096 — Deutſch=land von Weſten nach Oſten durchmeſſen hatte, ſah er ſich, bei der Annäherung an die ungariſche Grenze, vor eine ſehr pein=liche Aufgabe geſtellt. Starke Pilgerſcharen, zumeiſt aus Bauern beſtehend, die vor kurzem nicht blos als friedliche Wallfahrer, ſondern großentheils als Räuber und Feinde in Ungarn ein=gebrochen waren, hatten den König Koloman ſchließlich zu ernſter Gegenwehr genöthigt. Eben in dieſem Augenblick ſtießen die Flüchtlinge, die der Kataſtrophe des letzten Bauernheeres ent=ronnen waren, auf die lothringiſche Ritterſchaft und regten dieſe durch leidenſchaftliche Klagen über die treuloſen Ungarn furchtbar auf. Der tapfere Gottfried ließ ſich hierdurch von der Fort=führung des Kreuzzugs begreiflicherweiſe nicht abſchrecken, aber auch ebenſo wenig zu voreilig ſchroffem Vorgehen gegen die Ungarn verlocken. Er ſchlug vielmehr ſein Lager in einer gut gewählten Stellung auf, bei Tuln an der Donau, wo er vor etwaigen Angriffen der Ungarn durch den vorliegenden Bergwall des Wienerwaldes gedeckt war, und forderte von Koloman durch eine Geſandtſchaft Aufklärung, bezüglich Rechtfertigung wegen Vernichtung der Bauernheere. Der König befriedigte die Geſandten durch den eingehenden Nachweis, daß er nur aus Nothwehr zum Schwert gegriffen habe, und ſprach, hieran an=knüpfend, den Wunſch nach einer perſönlichen Begegnung mit

Digitized by Google

dem Herzog von Lothringen aus. Kaum hatte Gottfried dies gehört, ſo brach er furchtloſen Herzens, obgleich manche der Seinen zagten, zum Beſuch des ungariſchen Hoflagers auf und überzeugte ſich bei der Zuſammenkunft vollends von der Redlichkeit und Zuverläſſigkeit Koloman's. Nur mußte er ſich bequemen, ſobald die Lothringer freien Paß durch Ungarn erhielten, für die Bewahrung ungetrübten Friedens zu bürgen und zu mehrerer Sicherheit dem König ſogar ſeinen Bruder Balduin, deſſen Gemahlin und ganzes Hofgeſinde als Geiſeln zu übergeben. Der Bruder war freilich hiermit durchaus nicht einverſtanden, aber auch dieſen Widerſtand beſeitigte Gottfried durch das ſchlichte Wort, wenn Balduin nicht wolle, ſo werde er ſelber dem König als Geiſel dienen. Graf Balduin begab ſich endlich mit den Seinen ins ungariſche Lager, und der Marſch des Kreuzheeres bis zur untern Donau ging dank der Umſicht und Energie, mit welcher Gottfried und Koloman für friedlichen und geregelten Verkehr der Pilger und der Landeseinwohner ſorgten, ohne irgendeinen Unfall von ſtatten.

Eine andere und noch peinlichere Aufgabe bot der Zug durch das griechiſche Reich. Kaiſer Alexius ſtrengte ſich zwar ſichtlich an, durch freundliche Begrüßungsworte, die er einer Geſandtſchaft auftrug, und durch reiche Gaſtgeſchenke den Lothringern den Aufenthalt in ſeinen Landen angenehm zu machen, und Gottfried beugte durch nachdrückliche Friedensgebote jeder Gewaltthat glücklich vor. Aber in rechtem Frieden und Vertrauen ging der Marſch doch nur bis Philippopel, denn dort empfing der Herzog die überraſchende Nachricht, daß kurz vorher der Kreuzesfürſt Graf Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, und einige andere Edelherren dieſe Stadt auf dem Wege nach Konſtantinopel paſſirt hatten, nicht jedoch als freie Wallfahrer, ſondern als Gefangene der Griechen. Die Nachricht war nur allzu begründet, da Kaiſer Alexius das thörichte Wagniß unternommen hatte, den zufällig von der Hauptmaſſe ſeines Gefolges getrennten Grafen Hugo, wenn auch unter vielen Ehrenbezeigungen, ſo doch als Gefangenen in die Hauptſtadt bringen zu laſſen, lediglich um ihm dort möglichſt griechen=

Digitized by Google

freundliche Gedanken einzuflößen. Gottfried forderte auf der Stelle durch eine Geſandtſchaft die Freilaſſung Hugo's und jener Edelherren, ſonſt werde er Frieden und Freundſchaft nicht bewahren können. In der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Kaiſers einzutreffen vermochte, marſchirte er weiter, wurde jedoch ſchon in Adrianopel durch ein zweites Zeichen griechiſchen Mistrauens gereizt, da er eine Brücke, welche den Zugang zu einem Theil dieſer Stadt und vielleicht den geradeſten Weg zur Fortſetzung des Zuges bildete, von den Einwohnern geſperrt fand. Trotzdem rückte er in friedlicher Haltung noch bis Selymbria vor. Als ihm hier aber gemeldet wurde, daß der Kaiſer verweigere, Hugo und Genoſſen freizulaſſen, gab er ſofort Befehl, die Feindſeligkeiten durch Plünderung der reichen Landſchaft zu beginnen. Dies wirkte ſo weit, daß Alexius die Gefangenen entließ und um Wiederherſtellung des Friedens bat, zu der Gottfried ſich natürlich gern bereit erklärte. Bald danach — am 23. December 1096 — langten die Lothringer vor den Thoren Konſtantinopels an: der Herzog wurde ſammt andern Großen des Heeres zu einem Beſuch im kaiſerlichen Palaſt eingeladen, und ſo ſchien das gute Einvernehmen zwiſchen dieſen Pilgern und den Griechen fortan geſichert zu ſein.

In Wahrheit begannen jedoch gerade in dieſem Augenblick ſehr ernſte Mishelligkeiten. Als Grund derſelben hat man bisher zumeiſt angegeben, daß der Kaiſer von allen Kreuzesfürſten für Eroberungen, die ſie in Aſien machen würden, den Lehnseid zu fordern entſchloſſen war, während Gottfried dieſer Forderung auszuweichen beabſichtigt habe. Der Gang der Ereigniſſe zeigt indeſſen, daß der Herzog ſchwerlich jemals großen Anſtoß daran nahm, Lehnsmann des Griechenkaiſers werden zu ſollen, und daß ſein Streit mit Alexius daher in anderer Weiſe entſtanden ſein muß. In der That läßt ſich als weſentliche Quelle des Haders mit hinreichender Sicherheit Gottfried's tiefes Mistrauen gegen die liſtenreichen Griechen bezeichnen, ſeine Beſorgniß beſonders vor tückiſcher Gewaltthat, wenn er ohne entſprechende Verſicherung ſeines Lebens und ſeiner Freiheit den erbetenen Beſuch im kaiſerlichen Palaſt ausführte. Für Alexius war die

Digitized by Google

Zurückhaltung des Herzogs um ihrer ſelbſt willen und mehr noch deshalb empfindlich, weil ſie die übrigen Kreuzesfürſten, die im Lauf der nächſten Monate am Bosporus erwartet wurden, in die gleiche Stimmung bringen und ſomit ſtatt Freundſchaft und Vertrauen allgemeine Zwietracht zwiſchen Abendländern und Griechen hervorrufen konnte. Aber die Mittel, welche der Kaiſer zur Umſtimmung Gottfried's anwendete, waren geraume Zeit hindurch nicht wohlberechnet. Denn der freie Markt, den er den Lothringern gewährte, und ſelbſt die freundliche Anweiſung von Quartieren in Pera, der großen und wohlgebauten Vorſtadt Konſtantinopels jenſeit des Goldenen Hornes, waren für ſich allein nicht genügend, um Gottfried's zähes Mistrauen zu beſiegen; und daß Alexius wiederholt Verſuche machte, durch Aufhebung des Marktverkehrs, d. h. durch Vorenthaltung der Lebensmittel den Trotz ſeines Gegners zu brechen, ja daß er ſogar kaufluſtige Pilger durch ſeine Kriegsleute angreifen und niedermachen ließ, verdarb vollends ſeine Sache und brachte ihn plötzlich in große Noth. Auf die erſte Meldung, daß die Griechen zu den Waffen gegriffen hatten, ließ der Herzog unverzüglich ſein ganzes Heer alarmiren. In furchtbarem Grimm erhoben ſich die Lothringer, ſteckten die Paläſte und Häuſer, in denen ſie bisher gewohnt, in Brand und ſchickten ſich an, vor die Mauern von Konſtantinopel zurückzukehren. Dabei mußten ſie die große Brücke überſchreiten, die von Pera über das Goldene Horn gen Weſten zurückführte und die von den Griechen leicht geſperrt werden konnte. Gottfried ſchickte deshalb ſeinen Bruder Balduin mit auserleſener Mannſchaft ſofort zur Brücke hinaus, um ſich vor allem dieſen wichtigen Paß zu ſichern. Nachdem dies gelungen, folgte er mit dem ganzen Heere und langte eben noch rechtzeitig vor den Mauern der Hauptſtadt an, um zu ſehen, daß ſeine Vortruppen, die dort mit ſtarken Feindesſcharen handgemein geworden waren, einen vollſtändigen Sieg erfochten und die Gegner zur Flucht hinter die Feſtungswerke Konſtantinopels gezwungen hatten. Da die Nacht einbrach, befahl Gottfried, die Feindſeligkeiten nicht weiter fortzuſetzen, vielmehr der Ruhe, die man verdient hatte, ſich ſorglos hinzugeben.

Digitized by Google

Die unmittelbare Gefahr, mit welcher dieſer ſo unerwartet ausgebrochene Krieg den Kaiſer bedrohte, war nicht gerade groß. Die Thürme und Mauern der Hauptſtadt boten gegen die Angriffswaffen der Lothringer für lange Zeit ausreichenden Schutz; auch hatte das griechiſche Heer im Kampfe nur geringen Verluſt erlitten, weil es ja, ſobald es ſich zum Weichen genöthigt geſehen, in Konſtantinopel ſelber Schutz gefunden hatte. Um ſo ſchlimmer aber geſtaltete ſich der Ausblick auf die mittelbaren Gefahren der fernern Zukunft. Wenn andere Kreuzesfürſten, die von allen Seiten her im Anmarſch waren, mit ihren ſtarken Heeren zu Gottfried ſtießen und mit ihm gemeinſam das Kaiſerreich bedrängten, ſo war daſſelbe nach menſchlichem Ermeſſen verloren. Trotzdem zögerte Alexius mehrere Tage lang, ſich mit dem Herzog zu verſöhnen, obgleich dieſer die Feindſeligkeiten zwar nicht durch einen Angriff auf Konſtantinopel, wohl aber durch gründliche Plünderung der Umgegend energiſch fortſetzte. Endlich jedoch beugte ſich der ſtolze Herrſcher und that, was er längſt hätte thun ſollen, indem er Gottfried nicht blos abermals in ſeinen Palaſt einlud, ſondern auch zu deſſen Sicherung Geiſeln von höchſtem Range zu ſtellen verſprach. Hiermit war das löſende Wort geſprochen, und Gottfried, der jeden Grund zum Mistrauen beſeitigt ſah, verſprach gern, der Einladung Folge zu leiſten.

Die Verſöhnung hätte keinen Tag ſpäter eintreten dürfen. Denn ſie war kaum erfolgt, als normanniſche Boten im lothringiſchen Lager anlangten, um dem Herzog ein Bündniß mit Fürſt Boemund zu gemeinſamer Bekämpfung des Griechenreiches vorzuſchlagen. Boemund mochte, gleich nachdem er die Pilgerfahrt begonnen, von den erſten Zerwürfniſſen zwiſchen Griechen und Lothringern gehört und den Schluß daran geknüpft haben, daß er unter dieſen Umſtänden Sieg und Beute am leichteſten nicht im Frieden, ſondern im Kriege mit dem Kaiſer finden werde. Nun aber lehnte Gottfried das für ihn zwecklos gewordene Bündniß rundweg ab und erlebte überdies die Genugthuung, daß Alexius, durch die Normannengeſandtſchaft geängſtigt, ihm die allervornehmſte Geiſel, den eigenen Sohn und Thron=

Digitized by Google

folger Johannes, anbot und übergab. Der Beſuch, den der Herzog endlich — um Mitte Januar 1097 — im kaiſerlichen Palaſt abſtattete, führte zur Begründung ſichern Friedens und guter Freundſchaft, weil einerſeits der Kaiſer den Lothringer mit ehrenden Worten und reichen Geſchenken wahrhaft überſchüttete, andererſeits Gottfried den ſehnlichſten Wunſch des Griechenherrſchers durch Leiſtung des Lehnseids unbedenklich und ohne Zaudern erfüllte.

Nur Mistrauen alſo hatte ihn eine Zeit lang vom Kaiſer fern gehalten, eine Stimmung, die zwar nicht vollſtändig berechtigt, aber doch ſehr erklärlich und entſchuldbar geweſen war. Im übrigen hatte er in dieſen Griechenhändeln ſeine kriegeriſche Thatkraft nachdrücklich bewährt und bei der Ablehnung des Normannenbündniſſes wie bei der wiederholten Rückkehr zum Frieden, ſobald kein Grund mehr zum Streit vorhanden geweſen, für ſeinen rechtlichen, geraden Sinn manch ſchönes Zeugniß abgelegt.

Derſelbe Sinn brachte ihn auch dazu, dem Kaiſer zu willfahren, als dieſer ihn, wenige Wochen ſpäter, dringend bat, ſein Heer nach Aſien hinüberzuführen, um die Hauptſtadt von der Nähe des wilden Kriegsvolks zu erlöſen und, wie wir hinzuſetzen dürfen, der Anſammlung allzu großer abendländiſcher Maſſen bei Konſtantinopel vorzubeugen. Eben dahin gehört ferner, daß er Alexius eifrig unterſtützte, als es — um Oſtern 1097 — galt, die übrigen Kreuzesfürſten für die Abſichten der griechiſchen Politik zu gewinnen. Dem Fürſten Boemund ritt er auf beſondern Wunſch des Kaiſers von Konſtantinopel aus eine Strecke Weges entgegen und überzeugte ihn durch ſein Wort und ſein Beiſpiel, daß er vertrauensvoll die Hauptſtadt und den Palaſt ſeines einſtigen Gegners betreten dürfe. Boemund und die Mehrzahl der nach und nach eintreffenden Anführer des Kreuzheeres leiſteten denn auch unweigerlich den vom Kaiſer verlangten Lehnseid.

Digitized by Google

Mit dem Uebergang der Pilger nach Aſien begann erſt der eigentliche Kreuzzug, oder wenigſtens der Kampf zu Ehren des Heilands, zur Wiederherſtellung der Herrſchaft des Kreuzes in den älteſten Stätten chriſtlicher Kultur.

Bei den Kriegsthaten, durch welche die Macht der Seldjuken in Weſtkleinaſien gebrochen wurde, glückte es dem Herzog ein paarmal, ſeine ritterlichen Tugenden glänzend zu bewähren, jedoch ohne hierdurch ſchon eine beſonders hervorragende oder auch nur eigenthümlich geartete Stellung unter ſeinen fürſtlichen Genoſſen zu gewinnen. Während der Belagerung von Nicäa erregte unter den Chriſten ein tapferer Seldjuk, der von den Mauern der Stadt gewaltige Felsſtücke mit ebenſo viel Verwegenheit wie Erfolg auf die Stürmenden hinabſchleuderte, Staunen und Schrecken, bis endlich Gottfried, die Gefahr mißachtend, nahe herankam und den grimmen Krieger mit ſicherm Schuſſe erlegte. In der Schlacht bei Doryläum blieb es dem Herzog vorbehalten, den letzten entſcheidenden Stoß gegen die Feinde zu führen. Denn nachdem der Kampf ſchon ſtundenlang zwiſchen den großen Heeren ſehr blutig auf- und abgewogt und nachdem die Seldjuken ſchon zu weichen begonnen, ſetzte Sultan Kilidj-Arſlan ſich noch einmal mit dem Kern ſeiner Streitmacht auf einem Hügelrücken in ſchwer angreifbarer Stellung feſt. Gottfried wagte es, ſeine Ritterſchaft zum Sturm auf die Höhe zu führen, und wenn er hierbei auch anfangs faſt unüberwindlichen Widerſtand fand, ſo hielt er doch aus, bis er Unterſtützung von andern Chriſtenſcharen empfing, und zwang endlich die Feinde zu haſtiger, angſtvoller Flucht.

Indeſſen dieſe Beweiſe von Muth und Feldherrenbegabung übertrafen noch nicht die Leiſtungen, durch welche gleichzeitig andere Kreuzesfürſten Ruhm gewannen, und für die nächſte Folgezeit wurde der Herzog ſogar durch ein ſchweres Misgeſchick verhindert, am Heldenkampfe der Chriſtenheit weiter theilzunehmen. Mitten in Kleinaſien nämlich, in der Nähe von Klein-Antiochien, begegnete Gottfried bei munterer Jagd, zu der die wildreiche Gegend ihn und andere Edelherren verlockt hatte, einem großen Bären, der einen wehrloſen Pilger zu zerfleiſchen im Begriff

Digitized by Google

war. Der Herzog ſchützte zwar den Unglücklichen vor dem Ungethüm, wurde aber von dieſem ſelber zu Boden geriſſen und verwundete ſich in dem verzweifelten Kampfe, der danach begann, ſehr ſchwer mit dem eigenen Schwerte. Ein Jagdgenoſſe kam ihm, ehe der Blutverluſt ihn übermannte, glücklicherweiſe zu Hülfe und half ihm bei endlicher Erlegung des Bären. Dann brach der Held ohnmächtig zuſammen, ſodaß er zum größten Jammer der Seinen in kläglichſtem Zuſtande auf einer Tragbahre zum Lager, welches die Kreuzfahrer vor Beginn der Jagd aufgeſchlagen hatten, zurückgebracht werden mußte.

Dieſer Unfall Gottfried's, der in den Juli 1097 gehört, iſt bisher allerdings nicht als ein hiſtoriſches Ereigniß, ſondern als ein Erzeugniß der Sage aufgefaßt worden. Zur Begründung hierfür hat man jedoch nur anzugeben vermocht, daß der Herzog von Bouillon von der Legende überaus oft als Hort der Kranken, Schwachen, Elenden geprieſen wird und deshalb die Rettung jenes Pilgers vor den Tatzen und Zähnen des Bären auch nur der Legende angehöre. Dieſe Schlußfolgerung iſt nicht zwingend und verliert vollends alle Beweiskraft, wenn man beachtet, daß einmal der Bärenkampf in einer den Eindruck ſchlichter Wahrheit machenden Erzählung überliefert iſt, ferner die glaubwürdigen Chroniken von irgendwelchen tapfern Thaten des Herzogs, ohne Zweifel weil derſelbe an ſeiner Wunde krank daniederlag, vom Hochſommer 1097 bis Anfang 1098 lediglich nichts berichten, und drittens ein Siechthum des Herzogs gegen Ende 1097 ſicher bezeugt iſt, was wenigſtens eine zeitgenöſſiſche Chronik mit den Folgen der ſchweren Verwundung ausdrücklich zuſammenbringt. Wir haben mithin keinen Anlaß, den Bärenkampf, die Verwundung Gottfried's und ſeine lange Krankheit aus der beglaubigten Geſchichte zu ſtreichen.

Während der fünf bis ſechs Monate, in denen der Herzog müßig zuſehen mußte, wie ſeine Genoſſen ſich reiche Lorbern erwarben, machte der Kreuzzug bedeutende Fortſchritte. Das Hauptheer der Pilger durchmaß Kleinaſien bis zum Südweſtabhang des Taurus, umſchritt dann dieſes Gebirge in weitem, nördlich gewendeten Bogen, um die dort wohnenden Armenier

von der Seldjukenherrſchaft zu befreien, ſtieg endlich in die nordſyriſchen Thäler hinab und langte am 21. October vor Antiochien an, wo es die ſtrahlendſten Siege erfechten, aber auch die ſchwerſten Mühen erdulden ſollte. Kleinere Abtheilungen hatten inzwiſchen die ſüdweſtlichen Päſſe des Taurus durchzogen, in Cilicien ebenfalls für die Befreiung der Armenier von ihren mohammedaniſchen Herren gekämpft und hierbei an die Stelle der letztern zu treten verſucht, weil in dieſem zur Errichtung abendländiſcher Fürſtenthümer günſtig gelegenen Gebiet das Verlangen der Kreuzfahrer nach Landerwerb, das bisher noch keine Befriedigung gefunden, wie mit Naturgewalt ſofort hervorgebrochen war. Die bedeutendſten Anführer dieſer Pilgerſcharen waren Graf Balduin und Tancred; doch blieb nur der Normann länger in Cilicien und dem benachbarten Nordſyrien, während der Lothringer nach kurzer Friſt weiter eilte, theils weil er neben Tancred und andern beutegierigen Herren nicht genug Land und Leute ſeinem eigenen Machtgebot zu unterwerfen vermocht, theils wahrſcheinlich auch, weil er ſchlimme Nachrichten über Gottfried's Geſundheitszuſtand erhalten hatte. Er traf das Hauptheer und ſomit auch den kranken Bruder auf dem Marſch gen Antiochien, verließ jedoch die Genoſſen nach wenigen Tagen zum zweiten mal und zog gen Oſten, um mit beiſpielloſer Keckheit ſein Banner tief im Innern Aſiens aufzupflanzen. In der That glückte es ihm, zuerſt in den Burgen und Städten des Euphrateſe und bald danach auch jenſeit des Euphrat in dem großen und reichen Edeſſa Fuß zu faſſen und hiermit früher als irgendein anderer Kreuzesfürſt eine fränkiſche Colonie von erheblichem Umfang und entſprechender Entwickelungsfähigkeit zu begründen.

Das Hauptheer umlagerte inzwiſchen das außerordentlich feſte und von ſtarken Streitkräften vertheidigte Antiochien dergeſtalt, daß die chriſtlichen Zelte in der Thalebene des Orontes, vor der Oſt- und der Nordſeite der feindlichen Mauern aufgeſtellt wurden, während das hohe Gebirge, auf dem ſich die weſtlichen und ſüdlichen Befeſtigungen der Stadt hinzogen, fürs erſte unbeſetzt blieb. Im Oſten, vom Fuße des Gebirges bis gegen den Orontes, ſchlugen die Normannen und Nordfranzoſen,

Digitized by Google

ihr Lager auf, im Norden, auf ziemlich engem Raume zwiſchen den Mauern Antiochiens und dem Fluſſe, die Provenzalen und, an ſie anſchließend, aber im fernſten weſtlichen Winkel zwiſchen Stadt und Fluß, die Lothringer. Den Kampf begannen die Seldjuken, weil die Pilger nach dem beſchwerlichen Marſche durch Kleinaſien, Armenien und Nordſyrien, ſtatt Gefahr und Anſtrengung, zunächſt Ruhe und Genuß ſuchten. Aus allen oder faſt allen Thoren brachen die Feinde hervor, theils das Chriſtenlager mit wuchtigem Angriffsſtoße ſchwer bedrohend, theils daſſelbe in weitem Bogen umſchwärmend, um die Zufuhr abzuſchneiden oder Gelegenheit zu keckeu Ueberfällen zu erſpähen. Sehr bedenklich geſtaltete ſich hierbei die Lage der Pilger im Norden der Stadt, vor dem Hundethor, deſſen Ueberwachung den Provenzalen anvertraut war. Vermuthlich bot den Seldjuken das Terrain dort zu kräftigen Vorſtößen die günſtigſte Gelegenheit; und nicht blos die Provenzalen, ſondern auch deren Lagernachbarn, die Lothringer, und ohne Zweifel noch manche Abtheilung der andern Heerſcharen mühten ſich lange vergeblich, durch Zerſtörung der feindlichen Feſtungswerke, alſo durch offenſive Handlungen, dieſe Ausfälle unmöglich zu machen, bis es ihnen endlich glückte, das Hundethor durch eine davorgelegte mächtige Barrikade zu ſperren. Im Norden waren die Chriſten ſeitdem leidlich geſichert, und auch im Oſten gelang eine hinreichende Deckung des Lagers, als auf der nächſten Bergeshöhe eine Verſchanzung, das ſogenannte Boemundscaſtell, angelegt und hierdurch plötzlichen, in den Gebirgsverſtecken gerüſteten Ueberfällen vorgebeugt wurde.

Mit alledem vergingen jedoch einige Monate. Die Umgegend Antiochiens, ſo reich ſie war, vermochte den Kreuzfahrern nicht mehr genug Lebensmittel zu liefern, und der Winter machte durch Regen, Sturm und Kälte den Mangel doppelt empfindlich. Gegen Ende des Jahres unternahmen Boemund, Tancred und Robert von Flandern mit ihren Truppen einen Fourragirungszug tief ins Innere Syriens. Nachdem ſie reiche Vorräthe erbeutet, begegneten ſie einem Seldjukenheere, welches Antiochien zu entſetzen verſuchen wollte. In heißem, ſehr verluſtreichem Kampfe

Digitized by Google

nöthigten ſie daſſelbe zwar, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, büßten aber hierbei ihre Beute ein und kehrten tief erſchöpft und mit leeren Händen ins Lager zurück. Um die Jahreswende 1097 auf 1098 genas Gottfried endlich von ſeiner Wunde und machte ſich mit ſeinen Lothringern ſofort auf den Weg, in den Landſchaften Nordſyriens auf Lebensmittel zu fahnden. Indeſſen auch er hatte nur mäßigen Erfolg, und nach wenigen Wochen hörte man ſogar, daß ein zweites ſtarkes Seldjukenheer zum Entſatz Antiochiens herannahe.

Die Lage war kritiſch. Die Truppen waren durch Kämpfe, Hunger und Wetterunbill ermattet, von brauchbaren Schlachtroſſen gab es nur noch eine ſehr geringe Zahl. Die Fürſten beſchloſſen jedoch in einer Berathung, zu der ſie ſich im Quartier des Biſchofs von Puy, des päpſtlichen Legaten, verſammelt hatten, das Kühnſte als das Sicherſte zu wählen, d. h. dem Entſatzheer mit allen Berittenen eine Strecke Weges entgegenzugehen und daſſelbe, während das Fußvolk das Lager hütete, durch einen ſtürmiſchen Angriff zum Rückzug zu zwingen. Boemund ſoll den Plan erdacht, Gottfried aber ſeiner Sehnſucht nach dieſem Kampf und ſeinem Vertrauen auf den Sieg mit begeiſterten Worten Ausdruck gegeben haben. Am Tage der Schlacht, dem 9. Februar 1098, haben die Fürſten und Ritter ſämmtlich ihre volle Schuldigkeit gethan und dem übermächtigen, jedoch augenſcheinlich überraſchten Feinde eine ſchwere Niederlage beigebracht.

An dieſen ſchönen Erfolg reihte ſich bald ein nicht minder bedeutender. Ende Februar oder Anfang März 1098 gingen Boemund und Raimund mit einer kleinen Truppenſchar an die Meeresküſte hinab, um von dort liegenden chriſtlichen Schiffen Werkleute herbeizuholen, mit deren Hülfe auf einem Hügel vor der großen Brücke, die von Antiochien über den Orontes führte, eine Verſchanzung erbaut werden ſollte. Als die beiden Fürſten von der Küſte heimkehrten, wurden ſie von einer Seldjukenabtheilung, die ihnen nachgeeilt war, in die Flucht geſchlagen, und gleich darauf brachen die Feinde in großen Maſſen aus Antiochien hervor, um das Hauptheer der Chriſten

ebenfalls mit einem vernichtenden Stoße zu treffen. Hier aber halfen Gottfried's Wachſamkeit und Energie. Denn der Herzog, der die Abſicht der Gegner ſogleich durchſchaut hatte, ließ ſchleunigſt das ganze Lager alarmiren und zum Entſcheidungskampfe aufbieten. Freudig folgten Fürſten und Ritter dem Ruf, und Gottfried begeiſterte die Seinen vollends durch den Eidſchwur, nicht nur nicht weichen, ſondern jenen wichtigen Hügel vor der Brücke Antiochiens jetzt in ſeine Gewalt bringen, oder auf demſelben ſterben zu wollen. Nachdem die Chriſten den Aufmarſch zur Schlacht vollendet hatten, warfen ſie ſich mit ſo furchtbarem Ungeſtüm auf die Seldjuken, daß Angriff und Sieg für ſie faſt in eins zuſammenfielen. Am ſchrecklichſten mähten die Schwerter der Lothringer unter den auf engem Raum zuſammengedrängten Feinden, keins aber unwiderſtehlicher als das des grimmen Gottfried, der hier jenen gepanzerten Türken mit einem Schlage zerſpaltete. Das ſtrategiſche Ziel des grauſen Kampfes, die Eroberung des Hügels vor der Brücke, wurde vollſtändig erreicht.

Die Belagerung Antiochiens trat damit in ein neues Stadium. Hatten die Kreuzfahrer ihre Zelte nur vor einem Theil der Feſtungswerke aufgeſchlagen und den Seldjuken einige Thore und Wege bisher vornehmlich deshalb geſperrt, um im eigenen Lager vor Ueberfällen ſicher zu ſein, ſo empfanden ſie allmählich die Nothwendigkeit, die Stadt ganz einzuſchließen oder wenigſtens zu blokiren. Dies glückte nun auch ziemlich ſchnell theils durch Errichtung der Verſchanzung auf dem zuletzt eroberten Hügel, theils durch Entſendung Tancred's in den Süden Antiochiens, in das hohe Gebirge, wo der Normann eine ſichere Stellung gewann und von ihr aus jeden bedrohte, der noch etwa auf Bergpfaden die Stadt zu verlaſſen wagte. Die Einnahme der ſtolzen Feſte verzögerte ſich gleichwohl noch eine geraume Weile und wäre vielleicht niemals gelungen, wenn nicht Boemund einen Offizier der Beſatzung zu dem Verſprechen bewogen hätte, die Chriſten bei dunkler Nacht in die Stadt einzulaſſen. Der Fürſt von Tarent erklärte hierauf den Häuptern des Kreuzheeres, er ſei im Stande, ihnen Antiochien zu überliefern, aber er ver-

lange für die großen Opfer, die der heilige Krieg ihm auferlege, beſonders für den hohen Lohn, den er jenem Offizier zahlen müſſe, daß nach dem Siege die Stadt ihm allein anvertraut werde. Dieſes dreiſte Begehren ſpaltete die chriſtliche Armada in eigenthümlicher Weiſe. Der beutegierigſte der Kreuzesfürſten, Graf Raimund von Toulouſe, hörte mit äußerſtem Widerwillen von Boemund's Verlangen und legte durch ſeinen zähen Widerſpruch den Grund zu ſehr feindſeliger Stimmung der Provenzalen gegen die Normannen. Zwiſchen dieſen Parteien, die auch ſonſt in ſchroffem Gegenſatz zueinander ſtanden, weil die Provenzalen fanatiſch fromm, die Normannen religiös kühl und ſkeptiſch waren, befand ſich wie eine mittlere und in mancher Beziehung neutrale Gruppe die ganze Maſſe der übrigen Pilger. Zu deren mächtigſten Häuptern gehörten Gottfried und Robert von Flandern, die ſchon durch Stammesverwandtſchaft aufeinander angewieſen waren und die ſich angeſichts der Zwietracht im Heere um ſo enger zuſammenſchloſſen. Doppelt ſtark durch ihre Verbindung bildeten ſie bald die maßgebenden Leiter der mittlern oder dritten Partei und gewannen in dieſer Stellung großen Einfluß auf den Fortgang der Ereigniſſe.

Zunächſt zeigte ſich dies in der Abwickelung der antiocheniſchen Frage. Boemund that, ſolange ihm nicht die Herrſchaft in der Stadt feſt zugeſichert war, keinen weitern Schritt, um die Einnahme derſelben zu ermöglichen. Inzwiſchen nahte Emir Kerbogha von Moſul mit einem ungeheuern, den chriſtlichen Streitkräften weit überlegenen Entſatzheere und drohte, dem ganzen Kreuzzuge ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Die Fürſten beriethen ſorgenvoll, wie man vor dem Untergange ſich retten könne, und ſelbſt die Kühnſten, Gottfried und Robert, wußten nichts Beſſeres mehr vorzuſchlagen, als daß man mit aller Macht, über die man noch verfügte, der Armada Kerbogha's unerſchrocken entgegengehe und, wenn nichts anderes übrigbleibe, in offener Feldſchlacht den Tod für Jeſum Chriſtum auf ſich nehme. Das hieß aber einen Verzweiflungsſtreich anrathen, der mit einer Niederlage gegenüber den Moſulanern und mit Preisgabe der vor Antiochien errungenen Erfolge faſt

Digitized by Google

gleichbedeutend war. Deshalb wurde nun endlich Boemund's Anerbieten ohne Widerrede angenommen, indeſſen ſogleich hinzugefügt, daß außer den Normannen unter dem Fürſten von Tarent auch lothringiſche und flandriſche Scharen unter Gottfried und Robert an der Ueberrumpelung Antiochiens theilnehmen ſollten. In der Nacht vom 2. zum 3. Juni wagten die auserwählteſten Streiter dieſer Scharen, angefeuert durch Wort und Beiſpiel der Fürſten, die feindlichen Mauern hoch oben im Gebirge, wo der erkaufte Offizier hülfreiche Hand bot, zu erklettern, eine Pforte zum Einlaß der Genoſſen aufzuſprengen und den Kampf mit der Beſatzung zu beginnen. In der erſten Morgenfrühe ſtürmten ſodann die übrigen Pilger aus dem Lager geraden Wegs auf die vor ihnen liegenden Feſtungswerke los. Wahrſcheinlich fanden ſie ebenfalls Unterſtützung im Innern der Stadt, indem einige griechiſche oder armeniſche Bürger, alſo Chriſten — auch jener Offizier war wenigſtens ein armeniſcher Renegat — ihnen die Thore öffneten. Nachdem die Kreuzfahrer an mehrern Stellen eingedrungen, war das Schickſal Antiochiens entſchieden. Ein eigentlicher Kampf fand nicht mehr ſtatt, nur ein grauenvolles Gemetzel, in dem faſt alle Seldjuken, die in der ſchönen Orontesſtadt gelebt hatten, in Stücke gehauen wurden.

Kaum aber war der Sieg errungen, ſo erſchien Kerbogha's Heer und erfüllte mit ſeinen ungeheuern Maſſen ſowol die Sohle des Orontesthals wie die Höhen des angrenzenden Gebirges. Dem ſtürmiſchen Angriff, der faſt von allen Seiten über die Stadt hereinbrach, ſuchten die Chriſten anfangs nicht blos durch die Vertheidigung ihrer Stellung, ſondern außerdem durch energiſche Offenſivſtöße zu begegnen, wobei namentlich Gottfried, der jetzt mit ſeinen Lothringern die Oſtſeite Antiochiens beſetzt hielt, die Aufgabe empfing, auf die ihm gegenüberſtehenden Feinde auszufallen und, indem er ſie ſchlage, die Verbindung zwiſchen den in den Norden und Süden der Stadt vorgedrungenen ſeldjukiſchen Abtheilungen zu zerreißen. Beim erſten Anlauf ſiegte der Herzog in der That, aber ſei es, daß die Gegner zu zahlreich und zu kampfesfriſch waren, ſei es, daß die Lothringer,

Digitized by Google

von Beutegier verblendet, ihre Reihen allzu früh löſten, jedenfalls folgte bald ein ſchlimmer Umſchlag des Glückes, ſodaß die ſtolzen Deutſchen unter großem Verluſt ſich zu fluchtgleicher Rückkehr nach Antiochien genöthigt ſahen. Nicht lange darauf wurde für die Belagerten, welche zur Verproviantirung der Stadt weder Mittel noch Zeit beſeſſen hatten, der Hunger noch gefährlicher als das Schwert des Feindes. Erſchöpfung und Verzweiflung ergriffen Leib und Seele der Chriſten; der Wachtdienſt wurde vernachläſſigt, und wieder waren es die Lothringer, die ſich in dieſer Lage einen ſchweren Fehler zu Schulden kommen ließen. Ein Thurm der ihrem Schutze anvertrauten Feſtungswerke blieb eines Tages gänzlich unbeſetzt und wurde von den Seldjuken, welche das Verſäumniß bemerkt hatten, ſchnell und heimlich erſtiegen. Auf den Schreckensruf, daß die Feinde in der Stadt ſeien, ſtürmten freilich einige lothringiſche Edle ſofort zu dem Thurm hinan und beſetzten ihn nach wildem Kampfe von neuem, aber die Erinnerung an die voraufgegangene Pflichtverletzung und auch an jene Niederlage, welche ſich die Deutſchen wenige Tage vorher im freien Felde geholt hatten, blieb trotzdem im ganzen Kreuzheere lebendig und führte bald zu Spottreden über die elenden Deutſchen, die Schande der Lateiner. Der Umſtand, daß die Lothringer ſich ein paarmal ſchwach oder nachläſſig gezeigt hatten, regte übrigens die Welſchen zumeiſt nur deshalb zum Hohne an, weil die Ritterſchaft des Deutſchen Reiches bisher als die ſchwertgewaltigſte, verwegenſte und, man muß es wol ſagen, auch hoffärtigſte Pilgerſchar erſchienen war. Die deutſchen Herren waren wirklich noch etwas grimmere Recken als die meiſten ihrer ſtreitbaren Genoſſen und ſahen überdies, weil ſie dem vornehmſten Staate des Abendlandes angehörten, auf manche von jenen mit verletzendem Stolze herab. Das wurde ihnen nun, ſobald die Gelegenheit ſich günſtig zeigte, gründlich vergolten.

Indeſſen in frühern Kämpfen waren den Normannen und Provenzalen mehrere und mindeſtens ebenſo ſchwer wiegende Unfälle begegnet, wie bei der Vertheidigung Antiochiens den Lothringern, und reichlich machten dieſe wieder gut, was ſie

Digitized by Google

gefehlt hatten, indem ſie dem Sturmangriff der Seldjuken Arm an Arm mit den Genoſſen heldenmüthigen und ausdauernden Widerſtand entgegenſetzten. Beſonders zeichnete Herzog Gottfried ſich durch Umſicht und Feſtigkeit aus. Denn als die immer höher ſchwellende Noth nur noch die Wahl zwiſchen ehrenvollem Untergang und ſchimpflicher Flucht übrigzulaſſen ſchien und Hoch und Nieder zu verzagen begann, war er es, der — neben Robert von Flandern, Boemund und dem Biſchof von Puy — einmal ums andere die Herzen der Wankenden durch tapfere Worte wieder aufrichtete; und als endlich ein Bote, Peter von Amiens, den man zur Anknüpfung von Verhandlungen an Kerbogha geſchickt hatte, nach ſeiner Rückkehr nur von ſchrecklichen Drohungen des Emirs zu erzählen wußte, unterbrach ihn Gottfried, führte ihn beiſeite und forderte ihn, damit er das Heer nicht vollends muthlos mache, zu unverbrüchlichem Stillſchweigen über das Ergebniß der Verhandlungen auf.

Der Hunger, der in Antiochien wüthete, zwang aber ſchließlich die Chriſten, von der Vertheidigung, auf die ſie ſich zuletzt beſchränkt hatten, wieder zur Offenſive und zwar zur allgemeinſten und energiſchſten Offenſive überzugehen. Am 28. Juni verließen ſämmtliche Pilger, ſoviel ihrer nicht zu nothdürftiger Deckung der Feſtungswerke zurückbleiben mußten, die Stadt und ſtellten ſich auf dem Norduſer des Orontes, der dort verweilenden Hauptmacht Kerbogha's gegenüber, in Schlachtordnung auf. Beide Heere waren ſehr verſchieden an materieller wie an moraliſcher Kraft. Die Kreuzfahrer todmatten Leibes und ſchwach an Zahl, dagegen durch die Erkenntniß, nur im Siege Rettung finden zu können, und durch geiſtliche Reizmittel zum höchſten Wagemuth entflammt: die Seldjuken eine ſchier unüberſehbare Maſſe, Roß und Mann wohlgenährt, ihr Feldherr jedoch allzu ſorglos auf ſichern Erfolg rechnend, ſeine Truppen durch geheime Zwietracht zerklüftet und ſtreitunluſtig gemacht. Der Angriff der Chriſten traf unter dieſen Umſtänden mit verheerender Gewalt auf die feindlichen Reihen und führte zum ſtrahlendſten Triumphe, den das Kreuz je über den Halbmond erfochten hatte. In verwegenem Einhauen, in nimmerſattem Morden zeichneten

Digitized by Google

ſich ſelbſtverſtändlich alle Fürſten, alle Pilgerſcharen aus, aber ſelbſt in dieſem grauſen Gemetzel erregte die Berſerkerwuth und Reckenkraft der Lothringer und vor allem Herzog Gottfried's ſolches Staunen, daß der Hall ihrer furchtbaren Schläge noch heute gleichſam in der Ueberlieferung nachklingt. Nur iſt es unmöglich, die Heldenthaten der Deutſchen im einzelnen feſtzuſtellen, weil die ungeheuere Erregung, welche ſämmtliche Kreuzfahrer ergriffen hatte, dahin führte, daß in der Schilderung des Ereigniſſes, unmittelbar nachdem daſſelbe ſich vollzogen, Geſchichte und Sage in bunteſter Weiſe ſich miſchten.

Nach dem Siege der Chriſten, der die Seldjuken ringsum mit Angſt und Schrecken erfüllte, gerieth aber der Kreuzzug, anſtatt ſich ſchnell ſeinem Ziele zu nähern, für mehr als ein halbes Jahr gänzlich ins Stocken. Die Haupturſache dieſer befremdlichen Erſcheinung lag in den übermenſchlichen Anſtrengungen, welche die Pilger in der letztvergangenen Zeit erduldet hatten und denen ſchlechterdings Tage der Ruhe und Erholung folgen mußten. Daneben machte ſich jedoch auch die alte Parteiung im Heere, und zwar noch einſchneidender als früher, geltend. Graf Raimund kam auf ſeinen Widerſpruch gegen die Herrſchaft Boemund's in Antiochien mit der Erklärung zurück, die Stadt ſolle und müſſe, beſchworener Pflicht gemäß, ihrem ehemaligen Herrn, dem Kaiſer Alexius, übergeben werden. Er erreichte, indem namentlich die Häupter der neutralen Partei ſein Verlangen im Princip als gerecht anerkannten, daß zum Austrag der Sache eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel abgeſchickt wurde. Aber die Botſchaft, welche die Geſandten zu überbringen hatten, ging weniger dahin, dem Kaiſer Antiochien anzubieten, als vielmehr ihm Vorwürfe zu machen, weil er die Kreuzfahrer nicht, wie er verſprochen, im Kampfe mit den Seldjuken unterſtützt, ſondern ſie im unerhörteſten Drangſal ſchmählich im Stich gelaſſen habe. Machten daher ſchon dieſe Worte den Eindruck, daß die neutralen Fürſten nur die Ueberlaſſung Antiochiens an Boemund, die ſie längſt gebilligt, in Konſtantinopel zu entſchuldigen, ja zu rechtfertigen wünſchten, ſo traten beim Fortgang des Streites Gottfried und der ihm eng ver-

bundene Robert von Flandern immer entſchiedener für den Normannen in die Schranken, und dank ihrer, wenn auch ſtets nur moraliſchen Unterſtützung glückte es Boemund allmählich, die große Stadt ganz und gar ſeiner alleinigen Herrſchaft zu unterwerfen.

Gottfried's Verhalten in dieſer Angelegenheit iſt charakteriſtiſch für ihn wie für die Sachlage. Der Herzog bekennt, daß der Buchſtabe des Rechts für Alexius ſpreche, aber es iſt ihm ebenſo klar, daß die Unthätigkeit des Kaiſers wie das Verdienſt, das Boemund ſich erworben, einen neuen Rechtszuſtand geſchaffen haben, dem man Rechnung tragen müſſe. Großſinnig und neidlos unterſtützt er deshalb — gemeinſam bald mit mehrern, bald nur mit einem der neutralen Fürſten — die Beſtrebungen des Normannen, hütet ſich jedoch vorſichtig vor allzu ſchroffem Auftreten, um nicht Griechen und Kreuzfahrer, Provenzalen und Normannen, zu offenem Kampfe gegeneinander zu reizen. Die Entſtehung des antiocheniſchen Staates, die er in ſolcher Weiſe befördert, bietet zugleich den ſprechendſten Beweis, daß die Franken, ſeitdem ſie Kleinaſien verlaſſen hatten, nicht mehr im eigentlichen Gebiet der griechiſchen Machtſphäre ſich befanden. Der Kaiſer durfte froh ſein, wenn er ſein Reich nur wieder bis zum Taurus auszudehnen vermochte; öſtlich und ſüdlich von dieſem Gebirge begann das ſyriſche Land, welches den natürlichſten Boden für abendländiſche Coloniſation bildete.

In dieſem Lande ringt nun aber auch Gottfried nach Begründung einer fürſtlichen Herrſchaft. Sein Bruder, Graf Balduin, der in Meſopotamien genügenden Spielraum für ſeinen Thatendrang gefunden, und mit ſteigendem Erfolg an der Befeſtigung und Erweiterung ſeiner dortigen Macht gearbeitet, hatte ihm ſchon während der Belagerung Antiochiens durch die Kreuzfahrer das Euphrateſe zu eigenem Beſitze abgetreten. Zur Erhöhung der Frankenherrſchaft bot ſich hier, nicht lange nach der Beſiegung Kerbogha's, eine verlockende Gelegenheit. Der bedeutendſte Ort zwiſchen Antiochien und Tell-Baſchir, der Hauptfeſte des Euphrateſe, war das ſtarke Ezaz. Der Befehlshaber deſſelben, der Seldjuke Omar, lag im Kampfe mit Emir Ridh-

wan von Haleb und bat Gottfried um Hülfe. Die Sache ſchien ſo wichtig, daß nicht blos der Herzog und Graf Balduin mit ihren Truppen gen Ezaz aufbrachen, ſondern auch Normannen und Provenzalen, allerdings erſt nach ſcharfen Mahnungen Gottfried's, eben dorthin zogen. Es glückte, den Emir Ridhwan aus dem Gebiet von Ezaz zu verdrängen und Omar zum treuen Bundesgenoſſen, richtiger wol zum Untergebenen des Herzogs zu machen. Späterhin fiel Omar freilich dennoch der Feindſchaft Ridhwan's zum Opfer, indeſſen geſchah das ohne Zweifel erſt, nachdem Gottfried dieſe Gegenden verlaſſen hatte; und den gleichen Erfolg wie im Süden des Euphrateſe hatte der Herzog auch in den Thälern, die ſich vom Taurus herabziehen, indem er den Trotz dort angeſeſſener armeniſcher Herren mit ſtarker Hand bändigte. Auf beiden Seiten des Euphrat, unter Balduin wie unter Gottfried, machte nach alledem die Lothringerherrſchaft bis gegen Ende des Jahres 1098 glänzende Fortſchritte.

Inzwiſchen hatte Graf Raimund Antiochien mit der Mehrzahl ſeiner Truppen verlaſſen und den Verſuch gemacht, im Innern Syriens, ſüdlich von Haleb, ein weiteres fränkiſches Fürſtenthum zu begründen. Faſt möchte man wünſchen, daß es ihm gelungen wäre. Der Haß und Neid, mit denen er die Normannen verfolgte, ließen ihn zwar zur Anſiedelung in der Nähe des Orontesthales, im Hinterlande von Antiochien, wenig geeignet erſcheinen, vielleicht aber hätten ſämmtliche Abtheilungen des Kreuzheeres, wenn den Provenzalen ein durchſchlagender Erfolg zutheil geworden wäre, in jenen Tagen ſich darauf beſchränkt, nach und nach ganz Nordſyrien zu beſetzen und hiermit die abendländiſche Coloniſation auf eine ſichere Grundlage zu ſtellen, von der aus in ſpätern Jahren und mit Hülfe ſtarken Nachſchubs aus der Heimat die ſüdlichern Landſchaften bis nach Jeruſalem in ebenſo ſicherm Vorgehen Schritt um Schritt erobert werden konnten. Indeſſen Graf Raimund verfehlte abermals das Ziel, dem er nachſtrebte, theils weil der in dieſem Augenblick noch unausgetragene Hader über Antiochien auch auf den neuen Kriegsſchauplatz einwirkte, theils und noch mehr weil der geiſtliche Eifer, von dem ja vor allen die Herzen der Provenzalen

glühten, einen Sturm des Unwillens über das ſtete Vordrängen weltlicher Intereſſen hervorrief, ſodaß der Graf ſich im Anfang des Jahres 1099 gezwungen ſah, ſeine Begierde nach Landerwerb zu zügeln und den Marſch nach Jeruſalem zu beginnen. Sobald Raimund dies that, ſchloſſen ſich ihm zwar mehrere der andern Fürſten und deren Heerſcharen an, nicht jedoch Boemund, Gottfried, Robert und die Hauptmaſſen der Normannen, Lothringer und Flandrer.

Der Herzog ſtand aber hiermit vor der Frage, ob er wirklich der Vollendung des Kreuzzuges fern bleiben und nur den Kampf um Erweiterung der Frankenherrſchaft in Nordſyrien als ſeine Lebensaufgabe betrachten wolle. Er reiſte ſofort nach Edeſſa, offenbar um mit ſeinem Bruder Rath zu halten. Welche Erwägungen die beiden Herren dort angeſtellt haben, iſt nicht überliefert, doch liegt das Ergebniß vor. Graf Balduin übernahm allein die Vertretung der lothringiſchen Intereſſen in Meſopotamien und im Euphrateſe, Gottfried entſchloß ſich zur Theilnahme am Zuge gen Jeruſalem. Den weſentlichſten Grund für dieſe Entſcheidung mag der Umſtand gebildet haben, daß der Herzog der geſammten deutſchen Ritterſchaft, deren Führer er war, augenblicklich kein völlig geeignetes, kein großes Kampfobjekt zu bieten, ſie alſo nicht durch Ausſicht auf reichen Gewinn zu befriedigen vermochte. Dann aber war es klüger, dem geiſtlichen Drange, der auch in ihren Reihen, ja im Herzen Gottfried's ſelber lebte, nachzugeben und zugleich die Augen offen zu halten, ob nicht im fernen Süden vielleicht noch glänzendere Gelegenheiten des Erwerbs als in Nordſyrien ſich zeigen würden. Deshalb folgten denn auch die Lothringer und die von ihnen unzertrennlichen Flandrer nach einigen Wochen den vorausgegangenen Provenzalen.

Sie erreichten dieſelben nach kurzer Friſt, weil Graf Raimund den Marſch nach Jeruſalem inzwiſchen ſchon wieder zum Stocken gebracht hatte. Lüſtern nach dem großen und reichen Tripolis hatte er ſeine Truppen und alle Kreuzfahrer, die ſich ihm angeſchloſſen, in Kampf mit dem Emir dieſer Stadt verwickelt und bewog jetzt durch freundliche Worte und Geſchenke

Digitized by Google

auch die Lothringer und Flandrer zur Theilnahme am Kriege. Dies hätte hingehen mögen, wenn den Fürſten, Rittern und Knechten durch das Unternehmen ſichere Ausſicht auf reichlichen Gewinn von Gut und Geld eröffnet worden wäre. Aber monatelang tobte der Kampf faſt nur um die ſehr feſten und heldenmüthig vertheidigten Mauern des tripolitaniſchen Schloſſes Irkah. Anſtatt den Feinden erheblichen Abbruch zu thun, erlitten vielmehr die Chriſten ſchwere Verluſte, und ſo iſt es kein Wunder, daß ſchließlich alle Leidenſchaften der Pilger, ihr geiſtlicher Drang wie ihre Beutegier, ſich gegen dieſen verhaßten Krieg empörten. Am 13. Mai verweigerten die Truppen, Irkah noch länger zu beſtürmen, und begannen gen Süden abzuziehen: die meiſten Fürſten waren damit einverſtanden oder lobten ſogar, wie namentlich Herzog Gottfried, den verſtändigen Beſchluß des Heeres: Graf Raimund freilich war außer ſich vor Schmerz und Wuth, mußte ſich jedoch in das Unvermeidliche fügen.

Hiernach ging der Kreuzzug endlich geraden Wegs und ungehemmt auf ſein Hauptziel los. Am 7. Juni 1099 erreichten die Chriſten Jeruſalem und umlagerten die Stadt von Süden, Weſten und Norden, während auf der Oſtſeite nur Beobachtungspoſten aufgeſtellt wurden. Die militäriſche Aufgabe, welche die Pilger hier löſen ſollten, war eine ungemein ſchwierige. Jeruſalem war eine verhältnißmäßig große, gut befeſtigte, durch eine ſtarke Beſatzung vertheidigte Stadt. Die Umgegend war waſſerarm, dürr und jetzt, im Sommer, glühend heiß. Holzwerk zur Erbauung von Belagerungsgeräth konnte nur mit Mühe und zum Theil aus weiter Ferne herbeigebracht werden. Ueberdies rüſtete der Oberherr Paläſtinas, der Sultan von Aegypten, ein mächtiges Entſatzheer, vor deſſen Eintreffen die Stadt genommen werden mußte, falls nicht jede Hoffnung auf Eroberung derſelben verſchwinden ſollte.

Aber die Begeiſterung der Chriſten, die angeſichts der heiligen Stätten lodernder denn je entflammt war, überwand alle Schwierigkeiten. Der erſte Sturm, der ſchon nach wenigen Tagen unternommen wurde, ſcheiterte freilich, da er zu verwegen, ohne genügende Rüſtung von Sturmgeräthen begonnen war.

Digitized by Google

Dann aber machten ſich die Pilger eifrig ans Werk und bauten trotz ſchrecklicher Qualen, die Hunger, Durſt und Sonnenbrand hervorriefen, gewaltige Wurfgeſchütze, Mauerbrecher und haushohe Wandelthürme. Gegen Mitte Juli ſtanden dieſe Maſchinen ſämmtlich zum Angriff bereit, und da das ägyptiſche Entſatzheer noch in weiter Ferne weilte, ſo konnten nun alle Kräfte zum entſcheidenden Sturm vereinigt werden.

Die Hauptkämpfe fanden im Weſten und im Norden ſtatt, wo, hier die Lothringer, dort die Provenzalen einen Wandelthurm hart an die feindlichen Mauern heranbrachten. Der provenzaliſche Angriff misglückte, da der Thurm des Grafen Raimund durch die Geſchoſſe der Aegypter theils zerſchmettert, theils in Brand geſteckt wurde. Um ſo glänzender geſtaltete ſich — am Freitag, dem 15. Juli — der Erfolg der Lothringer auf der Nordſeite. Ihr Thurm widerſtand mit ſeltenem Glück den Feuerpfeilen wie den Steinwürfen der Belagerten. Von ſeinem oberſten Stockwerk leitete Gottfried ſelber die Beſchießung der feindlichen Mauern, deren Vertheidiger, einer nach dem andern, vor den unermüdlichen lothringiſchen Schleuderern und Schützen die Flucht ergriffen. Endlich glückte es zwei flandriſchen Rittern, den Gebrüdern Litholf und Engelbert von Tournay, aus dem mittlern Stockwerk des Thurmes einige Balken zur Mauerzinne hinüberzuſchieben und hierdurch eine Brücke zu bilden, auf der ſie ſofort zu den Feſtungswerken und in die Stadt hinabſtürmten. Ihnen auf dem Fuße folgten Herzog Gottfried und ſein Bruder Euſtach, deren Beiſpiel wieder andere Krieger entflammte, ſodaß in kurzer Friſt nicht blos die Beſatzung des Thurmes, ſondern auch die rechts und links von demſelben kämpfenden Scharen auf Sturmleitern und durch eine Breſche in die Gaſſen Jeruſalems eindrangen.

Innerhalb derſelben wartete der Chriſten eine furchtbare Blutarbeit, weil die ägyptiſchen Truppen, obgleich ſtark entmuthigt, ſo doch ſehr zahlreich waren und zumeiſt weder fliehen noch capituliren, vielmehr nur ihr Leben möglichſt theuer verkaufen konnten. Gräßlich wüthete das fränkiſche Schwert unter den auf engſtem Raume ſich drängenden Feinden. Berge von

Leichen thürmten ſich, wo der grimme Gottfried focht, und das Blut der Erſchlagenen reichte, nach dem entſetzlichen Wort eines geiſtlichen Fanatikers, bis an die Knie der Reiter, bis an das Gebiß der Pferde. Am Abend des 15. Juli war die Arbeit gethan, der Sieg errungen. Aber auch in den nächſten Tagen, am 16. und 17. Juli, flammte die Mordluſt noch ein paarmal auf, bis nicht blos alles, was von der mohammedaniſchen Bevölkerung wehrfähig geweſen, ſondern dieſe ganze Bevölkerung ſammt Frauen und Kindern todt am Boden lag.

Den grauſigen Sieg dankten die Chriſten, wie wir ſahen, in erſter Linie den lothringiſch-flandriſchen Recken. Am ſpäteſten drangen die Provenzalen in die Stadt ein, und auch hierbei iſt noch zweifelhaft, ob ſie ſich den Eingang mit dem Schwert in der Hand erzwangen, oder ihren beſcheidenen Erfolg durch Verhandlungen mit der Beſatzung der im Weſten Jeruſalems befindlichen Davidsburg erreichten. Die Kriegsthaten, durch welche die deutſchen Ritter an dem ſchrecklichen 15. Juli ſich auszeichneten, hatten aber um ſo höhern Werth, als es den Kreuzfahrern bisher noch niemals geglückt war, eine große Stadt mit ſtürmender Hand zu nehmen. Nicäa hatten ſie allerdings dem Falle nahe gebracht, indeſſen noch vor Beginn des Hauptangriffs, welcher der militäriſchen Ueberlegenheit der Belagerer erſt zu vollem Triumphe verhelfen ſollte, war die Stadt durch Capitulation in die Gewalt der Griechen gekommen; und Antiochien, deſſen Wehrkraft die lange Belagerung keineswegs erſchöpft hatte, war ſchließlich nur mit Hülfe jenes armeniſchen Renegaten gewonnen worden. Gottfried und die Seinen hatten mithin durch die Bewältigung Jeruſalems den höchſten Anſpruch auf die Dankbarkeit aller Pilger und der geſammten Chriſtenheit erworben.

Gleichwol gaben die Kreuzesfürſten, als ſie am Sonntag, dem 24. Juli, eine Woche nach Beendigung des Gemetzels in der heiligen Stadt, zur Wahl eines Beherrſchers derſelben zuſammentraten, ihre Stimmen nicht dem Herzog von Lothringen, ſondern dem Grafen Raimund von Touloufe. Es geſchah dies ohne Zweifel nicht deshalb, weil dem Grafen, der unter ſeinen

Genoſſen kaum einen einzigen Freund beſaß, eine hohe Auszeichnung gewährt, oder auch nur ſein heißes Verlangen nach Landerwerb in entgegenkommender Weiſe befriedigt werden ſollte, vielmehr wurde hierbei gewiß nur ins Auge gefaßt, daß der Provenzale, als der reichſte Mann im Heere, die ausgiebigſten Mittel beſaß, um Jeruſalem gegen Angriffe, mochten ſie nun von ägyptiſcher oder ſeldjukiſcher Seite kommen, dauernd zu behaupten. Raimund lehnte jedoch die Wahl ab und verſetzte die Verſammlung der Fürſten ſowol hierdurch wie durch die Begründung ſeines Verfahrens in große Verlegenheit. Er erklärte nämlich, an der heiligſten Stätte der Erde wolle er keine irdiſche Krone tragen, in dieſer Stadt nicht König genannt werden; einem andern, der ſich hierzu bereit erkläre, werde er nicht entgegen ſein. Schwerlich ſagte er hiermit die Wahrheit, wenigſtens nicht die volle Wahrheit. Der Kreuzfahrerklerus hatte zwar ſchon längſt verlangt, daß in Jeruſalem der Kirche die Ehre gegeben, d. h. vor allem ein Patriarch gewählt und inthroniſirt werde, indeſſen der Befriedigung der geiſtlichen wie der weltlichen Wünſche hätte der Graf leicht Rechnung tragen können, wenn er die Wahl nur ohne den Königstitel, etwa als Schirmvogt der jeruſalemitiſchen Kirche, angenommen und gleichzeitig auf Einſetzung eines Patriarchen gedrungen hätte. Die Stellung eines ſolchen Schirmvogts, die für ſich allein ſeiner Herrſchbegierde ſchwerlich genügend geweſen wäre, hätte ihm doch immerhin die natürlichſte und ſtärkſte Handhabe zu weiterm Machtgewinn geboten. Seiner bedingungsloſen Weigerung, Jeruſalem der Chriſtenheit zu erhalten, lagen daher in der Hauptſache zuverläſſig andere, recht ungeiſtliche, recht weltliche Erwägungen zu Grunde. Die heilige Stadt war jetzt ein ausgemordeter, menſchenleerer Ort. In ihrer Umgebung ſah es, infolge kurz voraufgegangener Kriege, nicht viel beſſer aus. Die Städte der reichen paläſtinenſiſchen Küſte befanden ſich, mit Ausnahme des in Trümmern liegenden Joppe, in den Händen der Feinde. Von allen Seiten, von Aegypten, Arabien und dem innern Syrien drohte der Mohammedanismus mit überlegener Macht. Die Verbindung mit dem chriſtlichen Nordſyrien und dem Abend-

lande war weit und unſicher. Kurz, wer in dieſem Augenblick Jeruſalem zu vertheidigen unternahm, mußte nicht blos mit dreiſter Stirn den ungeheuerſten Gefahren entgegengehen, ſondern Hab und Gut, ſo viele Schätze, als er irgend zuſammenzuraffen vermochte, opfermüthig der großen Sache weihen, in keiner andern Hoffnung, als daß vielleicht in ferner Zukunft Sieg und Eroberung ihn hierfür entſchädigen werde. Solcher Opfermuth war nicht die Sache dieſes Provenzalen. Gewiß er wollte erwerben, aber das Seinige mit einer verſchwindend geringen Ausſicht auf Erfolg zu verſchleudern, das ſtand ihm nicht an.[1]

Die Gedanken, welche das Verhalten Raimund's anregt, haben ſogar nicht nur für das Ereigniß des Jahres 1099, ſondern für die geſammte Geſchichte der Kreuzzüge weitgreifende Bedeutung. Die Franken begingen im Morgenlande nach dem erſten Kreuzzuge, und zwar um ſo entſchiedener, je mehr der ſüdeuropäiſche, der provenzaliſche Geiſt unter ihnen zur Herrſchaft kam, den groben Fehler, nur für Eroberung und Behauptung ſolcher Orte ſich gern und ernſtlich anzuſtrengen, deren Beſitz die gebrachten Opfer ſchnell und reichlich vergalt. Es handelte ſich hierbei zumeiſt um die blühenden Küſtenſtädte Syriens, Aegyptens, des griechiſchen Reichs. Binnenländiſche Poſitionen dagegen, die zwar für dauernde Beherrſchung der Küſten unentbehrlich waren, aber weit geringern Gewinn abwarfen, wurden von ihnen nicht eifrig genug erſtrebt. In Syrien blieben daher Haleb und Damascus fortdauernd in den Händen der Feinde, und nachdem Jeruſalem wieder verloren

[1] Raimund's Ablehnung iſt bisher auch damit begründet worden, daß ihm viele Kreuzfahrer, darunter beſonders ſeine eigenen Leute, aufſäſſig waren. Die Erbitterung, die ſein oftmals gehäſſiges Benehmen geweckt hatte, iſt ſicher bezeugt. Aber nachdem ihn die Fürſten einmüthig zum Herrſcher gewählt hatten, hätte er nur das einfache, von ihm ſonſt nicht verſchmähte Mittel freigebiger Soldzahlung anzuwenden brauchen, um ſeine Leute in dienſtlicher Treue zuſammenzuhalten oder, zur Ausfüllung etwaiger Lücken, Anhänger aus andern Heeresabtheilungen zu werben. Auch dieſe Betrachtung führt alſo dahin, daß der Graf vor den Koſten der Behauptung Jeruſalems zurückſchreckte.

Digitized by Google

und in den verheerenden Kriegen am Ende des 12. Jahrhunderts abermals zu einem ziemlich armen und menſchenleeren Ort in öder Umgebung geworden war, ſuchten die Franken der ſyriſchen Küſte, unluſtig zum Kampfe ſelbſt um die heilige Stadt, opfermüthige Kreuzheere mehrfach auf andere, höhern irdiſchen Gewinn verſprechende Ziele der Eroberung hinzulenken. Den erſten Hauch des unſeligen Geiſtes, der bei der Coloniſation des Morgenlandes nur nach Küſtenherrſchaften, man möchte faſt ſagen, nur nach Handelsfactoreien verlangte, können wir in dem Gebaren Raimund's ſeit dem Sommer 1099 wahrnehmen.

Die Weigerung des Grafen führte in der Fürſtenverſammlung des 24. Juli zu einer merkwürdigen Scene. Die ſtolzen Herren wählten noch mehrfach, oder hielten Umfrage untereinander, wer denn nun etwa die Krone Jeruſalems auf ſein Haupt ſetzen möge, aber niemand bezeigte Luſt dazu. Kein Wunder! Furchtbar drohende Gefahren — Opfer, die ſelbſt dem reichen Raimund zu groß erſchienen waren — endlich der Druck der geiſtlichen Stimmung, der nach der Erklärung des Provenzalen dem künftigen Herrſcher die Annahme des Königstitels faſt unmöglich machte — wer ſollte da noch die drückende Bürde auf ſich zu nehmen wünſchen? Endlich gab Gottfried dem Drängen der Genoſſen nach und ſprach ſeine Bereitwilligkeit aus, Schirmvogt von Jeruſalem zu werden. Sein furchtloſes Herz, ſein großer Sinn, der nach dem Ringen mit den ſchwerſten und höchſten Aufgaben ſich ſehnte, rechneten weder mit Gefahren noch mit Opfern. So betrat er die Stelle, auf der er den Grund zu ſeinem unſterblichen Nachruhm legte.

In wenigen Tagen gab er Chriſten wie Mohammedanern reichlichen Anlaß, ſeine Umſicht und Thatkraft zu bewundern. Zunächſt ſiegte er in einem ärgerlichen Handel über Raimund, der ſeit der Einnahme Jeruſalems die Davidsburg beſetzt hielt und dieſelbe, ſolange er im heiligen Lande verweilte, nicht räumen wollte. Der Herzog erklärte jedoch rundweg, daß er lieber die Schirmvogtei wieder aufgeben, als die ſtarke Citadelle der Stadt in der Hand eines andern Gebieters laſſen werde, und erzwang, unterſtützt durch den Beifall aller übrigen Fürſten

und Herren, die Uebergabe der Davidsburg. Dann traf die Nachricht ein, daß ein gewaltiges ägyptiſches Heer, zwar nicht mehr zum Entſatze Jeruſalems, wohl aber zu blutiger Rache, in Askalon ſich ſammle. Gottfried und ſein Freund Robert von Flandern, Tancred, ſeit geraumer Zeit in lothringiſchem Dienſte, und Euſtach von Bouillon waren die erſten, die, voll heißer Streitbegier, mit ihrer geſammten Mannſchaft den Feinden zu offener Schlacht entgegenzogen: Raimund dagegen und Robert der Normandie blieben, der erſtere aus Haß und Zorn über den Herzog, der andere wol nur aus Trägheit, ſo lange in Jeruſalem zurück, bis ſcharfe Mahnungen der vorausmarſchirten Genoſſen ihnen das Gewiſſen rührten, ſodaß ſie bei dieſen ſchließlich noch rechtzeitig zu gemeinſamem Kampfe eintrafen. Am 12. Auguſt ſchritten die Pilger zum Angriff auf das weit überlegene, vor und in Askalon gelagerte Heer der Aegypter. Den rechten Flügel der chriſtlichen Aufſtellung, hart am Meeresſtrande, bildeten die Provenzalen, das Centrum vornehmlich Normannen und Flandrer, den linken Flügel die Lothringer. Der letztere war am meiſten gefährdet, weil er, ohne Stützpunkt oder Deckung ein Stück Weges ins Binnenland reichend, von den feindlichen Maſſen leicht umgangen werden konnte. Vorſichtig hielt deshalb Gottfried ſeine Truppen zurück, während das ſchnell vorgehende Centrum die Schlacht glücklich eröffnete und auch der rechte Flügel bald erfolgreich am Kampfe theilnahm. Die Aegypter kamen hierdurch in große Noth. Einerſeits vermochten ſie, obwol ſie mit Muth und Gewandtheit fochten, dem jubelnden Anſturm der chriſtlichen Front, je länger das Handgemenge dauerte, um ſo weniger zu widerſtehen; andererſeits verwehrte ihnen die kluge Reſerveſtellung, welche der Herzog eingenommen hatte, das Kreuzheer im Rücken zu bedrohen. Nur als ſie, ſchon halb geſchlagen, ihr mit Vorräthen jeder Art gefülltes Lager den Siegern zu überlaſſen genöthigt wurden, durften ſie für einen Augenblick Hoffnung ſchöpfen. Denn auf der Stelle löſten die Chriſten ihre Reihen und rafften, von Beutegier verblendet, in wilder Haſt die Schätze der Aegypter zuſammen. Kaum wurden dieſe ſolcher Thorheit inne, ſo wagten ſie

Digitized by Google

mit ihrer letzten Kraft einen verzweifelten Angriffsſtoß, und vielleicht wäre eine verhängnißvolle Wendung des Kriegsglücks eingetreten, wenn nicht jetzt Gottfried mit den Seinigen, die er noch dicht geſchart zuſammengehalten, von der Nachhut in vollem Roſſeslauf herbeigeeilt wäre und mit ſchmetternden Schlägen die Niederlage der Feinde entſchieden hätte. Der eigentliche Ueberwinder der Aegypter war mithin der neue Herr Jeruſalems: ſeinen Beruf, die heilige Stadt der Chriſtenheit zu erhalten, hatte er abermals in glänzender Weiſe bewährt.

Gleich darauf legte er für ſeine Begabung, wenn auch in ganz anderer Richtung, ein nicht minder denkwürdiges Zeugniß ab.

Graf Raimund warf unmittelbar nach der Beſiegung der Aegypter ſein beutegieriges Auge auf Askalon. Die damals große, feſte und reiche Hafenſtadt, „die Braut von Syrien", ſchien ihm ein begehrenswertherer Beſitz als kurz zuvor der arme Binnenort Jeruſalem. In ſchnell geführten Verhandlungen mit den Askaloniten erlangte er deren Zuſage, ihn als Herrn anerkennen zu wollen, und gewann hiermit einen Rechtsanſpruch nicht blos gegenüber den Einwohnern der Stadt, ſondern auch gegenüber den Kreuzfahrern, weil nach deren Anſchauung jeder Platz demjenigen gehörte, der ihn zur Unterwerfung gebracht hatte. Indeſſen ehe er Askalon zu beſetzen vermochte, trat Gottfried dazwiſchen und erklärte, daß hier nur der Herr des werdenden Reiches Jeruſalem gebieten dürfe. Den andern Fürſten ſchien dies unbillig. Sie verſuchten durch den Vorſchlag zu vermitteln, daß Raimund die Stadt als Lehnsmann Gottfried's beſitzen ſolle, erreichten jedoch bei der Erbitterung der Streitenden keinen Erfolg, und endlich verließen ſowol ſie wie der Graf ſammt allen ihren Truppen in hellem Zorn über des Herzogs Hartnäckigkeit das Lager vor Askalon. Die kleine Schar, mit welcher Gottfried dort zurückblieb, wäre unter allen Umſtänden zu ſchwach geweſen, um die Stadt, die natürlich in Güte nicht mehr zu gewinnen war, durch Gewalt zur Ergebung zu zwingen; überdies aber hatte der rachſüchtige Raimund vor ſeinem Abzug die Askaloniten von dem Streit, von der Auf-

Digitized by Google

löſung des Heeres und der Ohnmacht der Lothringer in Kenntniß geſetzt, ſodaß die letztern ſich bald genöthigt ſahen, auf den Kampf zu verzichten und den voraufgegangenen Genoſſen zu folgen.

Dieſes traurige Nachſpiel des großen Sieges über die Aegypter hat dem Herzog, weil er und er allein die Erwerbung von Askalon gehindert habe, von Mit- und Nachwelt bittern Tadel zugezogen, und zuzugeben iſt, daß er ſich über das Gewohnheitsrecht der Kreuzfahrer ſehr kühn hinwegſetzte. Aber ihn leitete offenbar der richtige Gedanke, daß er die von ihm übernommene ſchwere Pflicht der Vertheidigung und Sicherung Jeruſalems keineswegs erfüllen könne, wenn ihm nicht ein genügender Spielraum zur Entwickelung ſeiner Macht gelaſſen werde. Die Herrſchaft Raimund's in Askalon, wie überhaupt jedes Kreuzzugsfürſten in irgendeiner Nachbarſtadt Jeruſalems hätte den Lothringern bei manchem Kampf mit den Mohammedanern zwar erheblich nützen, aber, falls Neid und Eiferſucht unter den Franken weiter wühlten, noch viel empfindlicher ſchaden können. Namentlich von den Provenzalen wäre das ſelbſtſüchtigſte Gebaren zu befürchten geweſen, und ſo verdient es, anſtatt Tadel, vielmehr Anerkennung, daß Gottfried die Feſtſetzung des Grafen in Askalon verhinderte. Kleinliche Regungen beſtimmten ihn hierbei ſchwerlich. Hatte er doch ein halbes Jahr zuvor großſinnig ſowol Antiochien den Normannen wie das Euphrateſe ſeinem Bruder Balduin überlaſſen. Daß er aber auch in der Umgegend Jeruſalems einen mächtigen Genoſſen dulden ſollte, ſchien ſeiner Herrſcherſeele mit vollem Rechte unerträglich. Hier durften nur treue Untergebene weilen, hier nur ſein Wille Geltung haben.

Der Streit um Askalon fand überdies nach kurzer Friſt ſein Gegenſtück vor den Mauern von Arſuf. Raimund verſuchte nunmehr dieſe, in jenen Tagen ebenfalls nicht unbedeutende Hafenſtadt in ſeine Gewalt zu bringen, wurde indeſſen, ehe er einen Erfolg zu erreichen vermochte, durch die Nachricht vom Heranzuge Gottfried's beunruhigt. Sofort gab er das Unternehmen auf, befriedigte aber zum zweiten mal ſeine Nachſucht,

Digitized by Google

indem er die Einwohner von Arſuf beim Abmarſch ermahnte, ſich dem von den übrigen Fürſten verlaſſenen Herzog ja nicht zu unterwerfen. Als dieſer hiervon hörte, fuhr er in jähem Grimm empor und eilte dem Grafen nach, um ihn mit einem vernichtenden Angriff heimzuſuchen. Schon war es nahe daran, daß der Kreuzzug mit troſtloſem Bruderkrieg ende, als die neutralen Fürſten, beſonders der geborene Vermittler Robert von Flandern, dieſem Aeußerſten noch glücklich vorbeugten.

Aber, wenn auch ohne ſolchen Krieg, ſo gelangte der Kreuzzug hiermit in der That an ſein Ende. Jeruſalem war ja erobert, die Macht der Aegypter durch die Schlacht des 12. Auguſt gebrochen und ein freundliches Zuſammenwirken der Lothringer und der andern Pilger nach den Ereigniſſen von Askalon und Arſuf fürs erſte kaum denkbar. Die Sehnſucht nach der Heimat, die ſich in den Herzen vieler Franken gleich nach der Befreiung der heiligen Stadt ſtark geregt hatte, ergriff unter dieſen Umſtänden das Kreuzheer mit hinreißender Gewalt. Außer Gottfried hielten nur deſſen Dienſtmann Tancred und eine mäßige Schar von Lothringern nebſt einigen Normannen an dem tapfern Entſchluſſe feſt, ihr Leben der Sache Jeruſalems zu weihen. Vielleicht hätte der Herzog ein beſſeres Ergebniß erzielen, eine zahlreichere Ritterſchaft zum Verbleiben in Paläſtina bewegen können, wenn er den Sonderwünſchen der Provenzalen minder ſchroff entgegengetreten wäre. Aber noch einmal iſt darauf hinzuweiſen, daß er dies ohne Theilung der Herrſchergewalt, ohne ſchwerſte Schädigung des jungen Reiches Jeruſalem nicht zu erreichen vermocht hätte. Für ſich allein, an der Spitze von wenigen Tauſenden, war er ein ſtärkerer Gegner der Mohammedaner, als er, unterſtützt von doppelter oder dreifacher Kriegerzahl, aber in trügeriſchem Bunde mit misgünſtigen Genoſſen geweſen wäre. Wie er die Einheit des Oberbefehls im heiligen Lande aufrecht gehalten und dabei namentlich die Provenzalen aus Paläſtina hinweggeſchreckt hat, das bereichert ſein Charakterbild durch einen ſehr energiſchen Zug. Er, deſſen Milde und Rechtlichkeit allbekannt waren, der ſonſt aus liberalſtem Sinn jedem das Seine gönnte, zeigte in dieſer Sache, da er die

Digitized by Google

Grundlage ſeiner Stellung bedroht fühlte, eine Entſchloſſenheit, Härte, ja wilde Leidenſchaft, die abſtoßend erſcheinen können, die ihm aber zur Erfüllung ſeiner Lebensaufgabe, zu furchtloſem Ringen mit unabſehbarer Noth und Gefahr ſchlechthin unentbehrlich waren.

Der berſerkerhafte Mann ließ ſich außerdem ſchnell beſänftigen und erſchien danach gerührt und weich wie ein Kind. Als ihm Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Raimund und deren ſämmtliche Genoſſen eröffneten, daß ſie Paläſtina verlaſſen wollten, umarmte er ſie lange, küßte ſie zärtlich und beſchwor ſie unter Thränen, ihn in freundlichem Andenken zu behalten und die Chriſten des Abendlandes zu ermahnen, daß ſie ihm auf neuen Pilgerfahrten Hülfe zum Kampf mit den Anhängern des Propheten brächten.

Nachdem man ſich voneinander getrennt hatte, marſchirten die heimkehrenden Franken nach Nordſyrien und begaben ſich von dort zu Schiff nach Hauſe. Nur Raimund machte die Seefahrt nicht mit, weil er eine ihm zufällig ſich darbietende Gelegenheit ſofort wieder benutzte, um der Befriedigung ſeines Verlangens nach morgenländiſchem Erwerb näher zu kommen. In der That iſt er, obwol er für einige Zeit bis nach Konſtantinopel zurückging, ſeinen ſyriſchen Plänen bis an ſein Lebensende nicht untreu geworden und hat auch noch den Grund zur provenzaliſchen Grafſchaft Tripolis gelegt, iſt aber mit den Jeruſalemiten nicht wieder in nähere Berührung gekommen.

Gottfried begab ſich, als die Genoſſen nordwärts zogen, gen Süden, nach Jeruſalem, ſtreifte hierbei zum zweiten mal das Gebiet von Arſuf und ſchloß mit dieſer Stadt einen Frieden oder Waffenſtillſtand, der durch gegenſeitige Geiſelſtellung bekräftigt wurde. In Jeruſalem fand er ſich dann vor die ſehr ſchwer zu löſende Aufgabe geſtellt, ſeine kleine Heeresmacht zwar ſo rührig zu gebrauchen, daß die Furcht vor dem fränkiſchen Schwerte bei Aegyptern, Arabern und Syrern ſtets lebendig blieb, trotzdem aber diejenigen Unternehmungen, die zu einer erheblichen Schmälerung der chriſtlichen Streitkräfte führen konnten, fürs erſte möglichſt vorſichtig zu vermeiden. Denn

früheſtens nach Ablauf eines halben Jahres durfte er kriegstüchtigen Nachſchub aus dem Abendlande erwarten, und bis dahin mußte er mehr darauf bedacht ſein, ſeine militäriſch-politiſche Stellung unverſehrt zu erhalten, als ſie durch opferreiche Siege ſchnell zu erweitern. Unglücklicherweiſe jedoch wurde er von ſolchen Erwägungen dadurch abgelenkt, daß die Geiſeln, welche Arſuf ihm gegeben, aus ihrem Gewahrſam entwichen, worauf die Stadt nicht blos den Vertrag brach, den ſie mit dem Herzog geſchloſſen, ſondern auch die lothringiſchen Geiſeln in Haft behielt. Das war zu viel für Gottfried's ſtolzes Herz. Ohne zu überlegen, ob er die Treuloſen nicht in anderer, für ihn minder gefährlicher Art züchtigen und demüthigen könne, rief er ſeinen ganzen Heerbann zur Belagerung von Arſuf zuſammen. Er unternahm damit das größte Wagniß — die Beſtürmung einer ſehr feſten, auf der Seeſeite für ihn gänzlich unangreifbaren Stadt. Im beſten Fall konnte er nur unter Blutſtrömen ſiegen; aber auch ein ſo zweifelhafter Erfolg ſollte ihm nicht beſchieden ſein, weil Arſuf ebenſo zähen wie vom Glücke außerordentlich begünſtigten Widerſtand leiſtete. Vergebens ſchloß der Herzog die Stadt zu Lande völlig ein, vergebens baute er in raſtloſer, viele Wochen dauernder Arbeit große Wurfmaſchinen und einen hochragenden Wandelthurm, vergebens überſchüttete er die feindlichen Mauern mit einem Hagel von Geſchoſſen. Als der Hauptſturm begann, ſuchten die Belagerten — mit teufliſcher Liſt — zunächſt dadurch ſich zu decken, daß ſie die noch in ihrer Gewalt befindlichen lothringiſchen Geiſeln, an einen Maſt gebunden, auf der gefährdetſten Mauerſtrecke den chriſtlichen Pfeilen entgegenſtellten. Dies half ihnen freilich nichts, weil Gottfried, vom wildeſten Grimm entflammt, den Kampf rückſichtslos fortſetzen ließ, wobei die unglücklichen Geiſeln ſehr bald, von den Schüſſen der Glaubensgenoſſen getroffen, an ihrem Marterholz zuſammenſanken. Außerdem brachten die Chriſten ihren Wandelthurm allmählich ſo dicht an die Feſtungswerke heran, daß ſchon einige Ritter auf die Mauerzinnen hinüberzudringen vermochten. In dieſem Augenblick jedoch, als der Fall der Stadt kaum mehr abwendbar zu

Digitized by Google

ſein ſchien, glückte es den Belagerten, den Wandelthurm in Brand zu ſtecken und das auflodernde Feuer, allen Löſchverſuchen der Lothringer zum Trotz, reichlich zu nähren. Als das gewaltige Gerüſt praſſelnd zuſammenbrach und die Beſatzung, die daſſelbe gefüllt und heldenmüthig darin ausgehalten hatte, unter ſeinen brennenden Trümmern begrub, war nicht blos der Sturm abgeſchlagen, ſondern nach der Meinung vieler Pilger, unter denen Schrecken und Angſt ſchnell überhandnahmen, auch die Aufhebung der Belagerung geboten. Indeſſen durch einen Fehlſchlag ließ Gottfried ſich von einer Unternehmung, die er mit ſolcher Leidenſchaft ergriffen, nicht abbringen. Mit zürnenden Worten trat er unter die Zagenden, beſchämte ſie durch ſein kühnes Gottesvertrauen und erweckte von neuem Muth und Thatkraft. Abermals wurde ein Wandelthurm gebaut und an die Mauern herangeſchoben. Abermals begann der Sturm, aber wiederum ſiegten die Feuerpfeile der Mohammedaner über die Geſchoſſe der Chriſten. Der Thurm brannte bald in allen Stockwerken und erſchlug, als er endlich ſchmetternd niederſtürzte, eine beträchtliche Anzahl des mit vergeblichen Löſchverſuchen beſchäftigten Kriegsvolks.

Nun mußte auch der Herzog bekennen, daß die Belagerung nicht mehr fortgeſetzt werden konnte. Der Herbſt, den man vor den Mauern von Arſuf zugebracht, war vorüber; der Winter begann in ungewöhnlicher Strenge und machte die Weiterführung der Arbeiten im freien Felde unmöglich. Die Chriſten hatten hiernach über viele verlorene Zeit zu klagen; auch mußten ſie fürchten, daß der ſiegreiche Widerſtand, den die Leute von Arſuf geleiſtet, die Feinde ringsum zu kühner That ermuthigen werde; weitaus am ſchlimmſten aber war der unerſetzliche Verluſt an Rittern und Knechten, den das lothringiſche Heer erlitten hatte. Zu jeglicher größern Unternehmung war daſſelbe fortan viel zu ſchwach an Zahl: ja, wie ſollte man ſich mit den paar hundert Rittern und den ein- oder zweitauſend Knechten, die allein in Paläſtina noch übrig waren, bis zum nächſten Frühling, bis zum heißerſehnten Eintreffen neuer Pilgerzüge behaupten?

Indeſſen niemals hat ſich Herzog Gottfried mehr als der

geborene Held und Anführer erwieſen als in dieſer beklommenen Lage. Die Aufgabe, der er ſich ſchon ſeit dem Anfang des Herbſtes ausſchließlich hätte widmen ſollen, die Mohammedaner nämlich mit Vermeidung jedes ernſten Kampfes, der die Zertrümmerung des lothringiſchen Heeres zur Folge haben konnte, klug in Schach zu halten, hat er nach der verfehlten Belagerung von Arſuf meiſterhaft gelöſt und Jeruſalem nicht blos behauptet, ſondern Macht und Anſehen der dortigen Chriſten Schritt um Schritt zu erhöhen gewußt.

Mitte December 1099 verließ er die blutgetränkten Gefilde von Arſuf und begab ſich mit der größern Hälfte ſeines Heeres nach Jeruſalem. Dem Reſt deſſelben wies er eine Stellung halben Wegs zwiſchen beiden Städten, bei Ramle, an und beauftragte ihn, Streifzüge ins Gebiet von Arſuf zu machen, offenbar um den Feinden die Ueberzeugung beizubringen, daß die kriegeriſche Kraft der Chriſten durch die opferreiche Belagerung nicht erheblich vermindert, vielmehr fortdauernd aufs äußerſte zu fürchten ſei. Dies glückte ſo vollſtändig und ſo ſchnell, daß auch der Reſt des Heeres ſchon nach wenigen Tagen in die heilige Stadt zurückkehren durfte.

Gleich darauf unternahm Gottfried einen kecken Ritt in den Norden Paläſtinas, wo Tancred ſich in der letzten Zeit feſtzuſetzen verſucht hatte. Der Herzog unterſtützte den Normannen, drang mit ihm bis Tiberias vor, ſorgte für ſtarke Befeſtigung dieſes wichtigen Platzes und übergab ihn als jeruſalemitiſches Lehn an Tancred.

Kaum in die heilige Stadt zurückgekehrt, wurde Gottfried von einer ganz andern Angelegenheit in Anſpruch genommen. Boemund und Balduin von Edeſſa waren mit ſtarker Macht im Anzuge, um auch für ſich, durch ein Gebet am heiligen Grabe, den Kreuzzug zum Ende zu bringen: in ihrem Gefolge befand ſich der päpſtliche Legat Dagobert, Erzbiſchof von Piſa, ein kluger und energiſcher, aber auch ungemein herrſchſüchtiger Kleriker, der damals von dem heißen Wunſche erfüllt war, das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche, der erſte Patriarch im fränkiſchen Jeruſalem zu werden. Bisher nämlich war es zur Wahl

Digitized by Google

und Einſetzung eines Patriarchen nicht gekommen, weil die Kreuzesfürſten im Sommer 1099, vor der Auflöſung des großen Heeres, ſich begnügt hatten, in dem „Kanzler“ Arnulf nur einen Patriarchatsverweſer aufzuſtellen. Gottfried empfing den Erzbiſchof und die Fürſten in herzlichſter Weiſe, führte ſie zu allen heiligen Stätten innerhalb wie außerhalb Jeruſalems und bewilligte gern, da auch Boemund und Balduin dies wünſchten, daß Dagobert zum Patriarchen gewählt werde. Der letztere, der allem Anſchein nach über reiche Mittel gebot, ſoll die Fürſten durch anſehnliche Geſchenke bewogen haben, ſich ihm ſo günſtig zu erweiſen. Weitere Erfolge, nach denen er bald darauf ſtrebte, erreichte er jedoch keineswegs. Denn es wird zwar erzählt, daß er nicht blos die Ausſtattung des Patriarchats mit weltlicher Macht, vor allem die Ueberlaſſung der ganzen Stadt Jeruſalem gefordert, ſondern daß er auch bei dem ſchwächlich frommen Gottfried ſehr geneigten Sinn zur Bewilligung dieſes dreiſten Begehrens gefunden habe. Indeſſen die Ueberlieferung, die hiervon ſpricht, iſt in klerikalem Sinne ſo tendenziös zurechtgemacht, daß man berechtigt wäre, ſie als unglaubwürdig durchaus zu verwerfen. Will man nicht ſo weit gehen und vielmehr herauszuſchälen verſuchen, was etwa an dem ganzen Handel wahr ſein mag, ſo ergibt ſich, daß der Patriarch vermuthlich jene Forderung erhoben, der Herzog ihn dagegen ſehr kühl auf eine ferne Zukunft vertröſtet hat. Ja, hier wirkt geradezu komiſch, daß Gottfried die Abtretung Jeruſalems ſelbſt nach der tendenziöſen Ueberlieferung erſt für den Augenblick zugeſagt hat, wo durch anderweitige Eroberungen, z. B. durch die Bewältigung von Kairo, ſein Reich genügend ausgedehnt worden ſei. Sobald er als Sieger am Nil geſtanden, hätte er allerdings ruhig auf Jeruſalem verzichten können, und von unfürſtlicher Nachgiebigkeit Gottfried’s gegen klerikale Anmaßung darf deshalb nicht mehr die Rede ſein.

Inzwiſchen war der Winter vergangen, und der erſte Hauch der beſſern Jahreszeit lockte den Herzog ſogleich wieder zu kriegeriſchen Unternehmungen. Von neuem wendete er ſich gegen Arſuf, diesmal jedoch nicht um die Stadt zu belagern, ſondern

Digitized by Google

um ſie durch anderweitige Bedrängung, je nach der Gelegenheit, die ſich darbieten möchte, gründlich zu demüthigen. Es glückte ihm auch, ſowol den Leuten von Arſuf, wie den ägyptiſchen Truppen, welche jene zu Hülfe gerufen hatten, im freien Felde mehrmals ſo empfindliche Schlappen beizubringen, daß die Stadt endlich verzweifelte, ſich in fortdauerndem Kampfe behaupten zu können, und zum zweiten mal um Frieden bat, der in der That auf Grundlage eines den Chriſten zu zahlenden Tributs zu Stande kam. Dieſer Erfolg ſchreckte natürlich ſämmtliche mohammedaniſche Nachbarn Jeruſalems und zwar um ſo mehr, als Gottfried gleichzeitig dafür ſorgte, daß der Wiederaufbau des in Trümmern liegenden Joppe nachdrücklich begonnen und hierdurch neuen Kreuzfahrerſcharen, deren Vorläufer damals, in den erſten Frühlingstagen des Jahres 1100, ſchon eintrafen, ein ſicherer Landeplatz am ſyriſchen Geſtade verſchafft wurde. Infolge davon geriethen die ſtolzen Hafenſtädte Paläſtinas, Askalon, Cäſarea und Akkon, in ernſtliche Beſorgniß, bald von übermächtigen Angriffen heimgeſucht zu werden, und ſuchten deshalb ebenfalls durch das Anerbieten von Tributzahlungen zu einem Friedensvertrag zu gelangen. Der Herzog erfüllte ihren Wunſch, fügte aber noch das ſeine politiſche Umſicht ehrende Gebot hinzu, daß dieſe Städte mit Aegypten, der großen Macht, die ihnen die beſte Rückendeckung gegen die Franken gewährte, keinen Verkehr mehr unterhalten dürften.

Auch den Herren des Binnenlandes gegenüber machte Gottfried erfreuliche Fortſchritte. Den Häuptlingen jenſeit des Todten Meeres und des untern Jordan gewährte er Frieden unter der Bedingung, daß ſie ihre Waaren, vor allem Lebensmittel, zum Kauf in die chriſtlichen Ortſchaften brachten. Gegen die Häuptlinge jenſeit des obern Jordanlaufes, bis hinauf nach Damascus, wurde er von Tancred zu Hülfe gerufen und unterſtützte denſelben zweimal mit ſeiner ganzen Macht. Tancred erlitt in dieſen Kämpfen dank ſeiner Unvorſichtigkeit und Tollkühnheit allerdings einige Verluſte, im ganzen war jedoch das Ergebniß ein gutes, indem die Chriſten reiche Beute machten und einige

Digitized by Google

jener Häuptlinge zum Doppelverſprechen des Friedenhaltens und der Tributzahlung zwangen.

Mit ſämmtlichen Erfolgen dieſer Zeit wurde natürlich, ſo erfreulich ſie auch waren, nur erreicht, daß die Chriſtenherrſchaft in Paläſtina über die gefährlichſten Monate glücklich hinüberkam. Die Einbußen, welche ſelbſt ſiegreiche Gefechte herbeiführten, und die Verheerungen, die eine anſteckende Krankheit, eine Lagerſeuche, anrichtete, verminderten die Zahl der Kreuzfahrer in erſchreckender Weiſe; und für die kleine Schar der Ueberlebenden genügten die Beute, die man gemacht, und die Tribute, die man errungen, nur gerade zur Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe. Man lebte von der Hand in den Mund, friſtete ſich in Noth und Sorge von Tag zu Tag, immer ausſchließlicher darauf angewieſen, daß endlich ſtarke abendländiſche Hülfe eintreffe, mit der allein Jeruſalem dauernd behauptet, oder, was daſſelbe beſagt, ganz Paläſtina erobert und ein auf ſich ſelber ſicher ruhendes Frankenreich begründet werden konnte.

Aber dieſe Hülfe kam nun auch. Im Juni 1100 landete eine große venetianiſche Flotte bei Joppe. Die Unterſtützung, die ſie zu gewähren im Stande war, eröffnete der lothringiſchen Ritterſchaft die frohe Ausſicht auf bedeutende Unternehmungen und durchſchlagende Erfolge, ſodaß höchſtens noch zweifelhaft blieb, ob die Seeleute wirklich geneigt ſeien, die entſprechenden, nicht geringfügigen Opfer zu bringen. Gottfried erklärte deshalb den Venetianern, indem er die kritiſche Lage der Franken in Paläſtina rückhaltslos enthüllte, daß er, wenn man ihm nicht ernſtlich beiſtehe, das heilige Land verlaſſen werde. Dieſe Worte hatten ſo gute Wirkung, daß die Führer der Flotte ſich vertragsmäßig zu gemeinſamem Kampfe mit den Kreuzfahrern verpflichteten, und als nächſtes Angriffsobjekt wurde — wahrſcheinlich auf Wunſch Gottfried's — der wichtigſte Ort, den man den Mohammedanern irgend entreißen konnte, nämlich Akkon, die größte Stadt und der beſte Hafen der paläſtinenſiſchen Küſte, auserwählt.

So waren die Dinge in gutem Zuge, und der Herzog durfte hoffen, zu ernten, was er mit ſolchen Mühen geſäet. Eroberte

Digitized by Google

er das reiche Akkon, und erhielt er dann noch einige Verſtärkung ſeines Landheeres aus der Heimat, ſo konnte ihm die feſte Begründung ſeines Frankenſtaates im fernſten Morgenlande nicht mehr allzu große Schwierigkeiten bereiten.

Indeſſen die Ernte ſeiner Lebensarbeit ſollten andere heimbringen. Er war ſchon ſchwer erkrankt — ohne Zweifel an jener argen Lagerſeuche —, als er den Vertrag mit den Venetianern abſchloß. Seine eiſerne Natur rang aber noch lange Wochen mit dem verzehrenden Leiden und ließ ihm noch Zeit und Kraft genug übrig, um für einen Nachfolger auf dem Throne Jeruſalems Beſtimmungen treffen zu können. Denn fern davon, daß er auf dem Sterbebette, wie die klerikale Legende will, dem Patriarchen Dagobert ſchwerwiegende Zugeſtändniſſe machte, verlangte er vielmehr, daß die Schirmvogtei der heiligen Stadt einem ſeiner Blutsverwandten, in erſter Linie dem Grafen Balduin, angeboten werde: den Patriarchen und Tancred ſoll er ſogar haben ſchwören laſſen, daß ſie nach ſeinem Tode nur dieſem letzten Willen gemäß handeln würden. Endlich nahm die Gewalt der Krankheit überhand, ſodaß er — am 18. Juli 1100 — die Augen ſchloß. Er ſtarb, wiewol wir die Zahl ſeiner Jahre nicht genau feſtſtellen können, jedenfalls noch im kräftigſten Mannesalter.

Sein frühzeitiges Ende wurde in Paläſtina tief und lange beklagt. Seine Untergebenen hatten ihn bewundern und lieben, die Feinde ihn fürchten und achten gelernt. In der That, das einzige, was man an ihm tadeln durfte, war nur eine Uebertreibung hoher Tugend, nur ſeine manchmal zu heiße, zu jäh auflodernde Streitbegier. Im übrigen war er ſtets ein edler Menſch, ein hochſinniger Kriegsmann, ein herrlicher deutſcher Held.

Digitized by Google

Es iſt oft geſagt worden, daß Gottfried zu rechter Zeit für ſeinen Nachruf geſtorben ſei, weil er als Herr von Jeruſalem nichts Rühmliches mehr vollbracht und auch die hierzu unentbehrlichen Fähigkeiten nicht beſeſſen habe. Wie unrichtig dieſes Urtheil, zeigt die vorſtehende Lebensſkizze des gewaltigen Mannes. Es läßt ſich aber ſogar ausſprechen, daß Gottfried's früher Tod ein ſchwerer Schlag für die chriſtliche Sache war. Denn an die Stelle des großgedachten Unternehmens gegen Akkon trat nun — auf Wunſch Tancred's — der verhältnißmäßig geringen Gewinn bietende Kampf um das kleine Haifa. Dann verurſachten Tancred und Dagobert arge Verwirrung, indem ſie, jeder zu ſeinem Sondernutzen, die Nachfolge Balduin's in Jeruſalem zu verhindern ſuchten. Hierbei hatten ſie jedoch keinen Erfolg, und als endlich der Graf von Edeſſa in der heiligen Stadt anlangte, ſtand gleichſam ein zweiter Gottfried an der Spitze der Franken. Beſaß Balduin auch nicht ganz den Seelenadel, den reinen und rechtlichen Sinn des verſtorbenen Bruders, ſo war er gleich dieſem entſchloſſen und kühn, tapfer und umſichtig im Toben der Feldſchlacht, ein Mann großer Unternehmungen und, da er lange genug lebte, auch großer Triumphe. Mit ungemeinem Glück demüthigte er ſeine Gegner Dagobert und Tancred, verwandelte dabei ohne Mühe, weil der Sieg über den Patriarchen, das Oberhaupt des Klerus, ihm die Wege ebnete, die Schirmvogtei Jeruſalem in ein Königreich, ſchlug in gigantiſchen Kämpfen ſowol Aegypter wie Syrer und erhob durch Eroberung einer langen Reihe von Städten und Burgen Paläſtina zur mächtigſten und blühendſten, zur ſchlechthin führenden Colonie der Franken im Morgenlande. Sein Neffe und Nachfolger Balduin II., der ebenfalls noch zum lothringiſchen Heldenkreiſe gerechnet werden darf, ſetzte ſein Werk ſo trefflich fort, daß ein mohammedaniſcher Chroniſt von deſſen Regierungszeit ſagt: „Die Glücksſterne des Islam hatten ſich unter den Horizont geſenkt und die Sonne ſeiner Geſchicke ſich hinter Wolken verborgen. Die Fahnen der Ungläubigen wehten über den Ländern der Muſelmanen, und die Siege der Ungerechten

Digitized by Google

überwältigten die Gläubigen. Das Reich der Franken erſtreckte ſich von Mardin in Meſopotamien bis El Ariſch an den Grenzen Aegyptens; in ganz Syrien blieben nur wenige Städte von ihrer Herrſchaft frei. Auch von dieſen war Haleb ihnen zinsbar, und Damascus mußte ihnen ſeine Chriſtenſklaven ausliefern.“

Aber inmitten dieſer Erfolge nahmen Gewicht und Anſehen der Deutſchen im Morgenlande ab. Die Urſachen dieſer betrübenden Erſcheinung ſind außerhalb wie innerhalb Deutſchlands zu ſuchen. Sehr bald machte ſich geltend, daß die Anwohner des Mittelmeers, die Italiener und Provenzalen, bei der Fahrt gen Oſten geringere Mühen zu überwinden hatten und deshalb immer häufiger und in immer größerer Zahl das Land beſuchten und dort ſich anſiedelten. Unter den Deutſchen verlor ſich dagegen die Luſt zur Erwerbung einer neuen Heimat an den Ufern des Jordan, weniger freilich wegen der weiten Entfernung ihrer Wohnſitze von Syrien, oder weil ſie an ihrer eigenen Oſtgrenze eine dringendere Coloniſationsaufgabe zu löſen hatten — denn die überſchüſſige Männerkraft Deutſchlands hätte für beide Aufgaben ausgereicht —; aber der endloſe Krieg, den die Kaiſer mit ihren Widerſachern in Staat und Kirche führten, erſchöpfte unſer Volk und rief, inſoweit er ſich gegen Rom kehrte, ſogar Abneigung gegen die geiſtliche Seite des Kreuzzugsweſens und damit auch ſchlechtweg gegen dieſes, gegen jegliche Wanderung nach dem Morgenlande hervor.

Die Südeuropäer, die Provenzalen und Italiener, die nach und nach zu vorwaltendem Einfluß, ja zur Herrſchaft in den Kreuzfahrerſtaaten kamen, erwarben ſich zwar in einer ſchon berührten[1] Richtung ein großes Verdienſt, indem ſie kein Opfer ſcheuten, bis die ganze ſyriſche Küſte mit all ihren blühenden Städten, den Ausgangspunkten bedeutender Welthandelsſtraßen, den Feinden entriſſen war. Sie verſchafften ſich dadurch die bequemſte Gelegenheit zu beiſpielloſer Bereicherung. Aber der Gewinn, der ihre Taſchen füllte, ſättigte auch ihre Habgier,

---

[1] Vgl. oben S. 35.

Digitized by Google

wenigſtens ſo weit, daß ſie nicht mehr daran dachten, den Kampf mit den Mohammedanern in großem Stile fortzuſetzen. Unerobert blieben deshalb Haleb und Damascus, unbezwungen die weiten Flächen des ſyriſchen Binnenlandes, zu deren Bewältigung es ſchließlich weniger an Kräften, als an kühnem, entſchloſſenem Willen fehlte. In die Luft geſtellt blieben Edeſſa, Antiochien, Tripolis und ſelbſt das Königreich Jeruſalem, alle unhaltbar gegenüber dem Angriff des Islam, ſobald deſſen unermeßliche Streitkräfte, von großen Feldherren geführt, den Vernichtungskrieg gegen die Chriſten einmüthig begannen.

Wie anders hätte alles kommen können, wenn die nordiſchen Recken, die Söhne Deutſchlands und Nordfrankreichs (die Francigenae im Gegenſatz zu den Provinciales) an der Spitze der Kreuzfahrerſtaaten ſich länger behauptet hätten! Unter den Deutſchen und den in dieſer Beziehung ihnen nahe ſtehenden Nordfranzoſen lebte ein höherer Heldenſinn, der nicht ſo übergierig nach ſchnellem Erwerb ausſchaute, der Kämpfe und Gefahren um ihrer ſelbſt willen liebte. Wäre dem lothringiſchen Heldenkreiſe eine längere Herrſchaft beſchieden geweſen, hätten die nordiſchen Recken fortdauernd in größerer Zahl die Reihen der ſyriſchen Panzergeſchwader gefüllt, ſo wären Haleb und Damascus wol noch erobert worden und an Stelle der in türkiſcher Miswirthſchaft verkommenen Paſchaliks beſtänden vielleicht noch heute kraftvolle Chriſtenſtaaten.[1]

Wenn aber auch die ſyriſchen Colonien des Abendlandes nur wenige Menſchenalter überdauerten, ewig denkwürdig bleibt doch, mit welcher Kühnheit und Umſicht die Führer des erſten Kreuzzuges ſich auf aſiatiſchem Boden Raum zu ſchaffen wußten, mit welcher Seelengröße zumal Herzog Gottfried ſich dem hohen Werke widmete und ihm getreu blieb bis zum letzten Athemzug.

---

[1] Ueber die Stellung der Südeuropäer, der Nordeuropäer und unter den letztern vornehmlich der Deutſchen im Zeitalter des erſten Kreuzzuges vergleiche noch meinen „Albert von Aachen" an mehrern Stellen, beſonders S. 411.

Digitized by Google

Den phantaſtiſchen Lobſprüchen, mit denen die Heiligenlegende ihn überhäuft hat, ſteht der irdiſche Ruhm, den er als ſieghafter Feldherr, als Eroberer und furchtloſer Vertheidiger Jeruſalems verdient, ebenbürtig zur Seite.

Digitized by Google

Ueber die „Colloquia" des Erasmus von Rotterdam.

Von

Profeſſor **Dr. Adalbert Horawitz** in Wien.

Digitized by Google

Zu den Büchern, deren Ruhm ewig lebt, gehören zweifellos Erasmus' „Colloquia". Und wol ſelten iſt des großen Gelehrten Weſen in ſeiner Stärke wie in ſeiner Schwäche ſo ſehr zum Ausdruck gekommen als in dieſem einſt ſo viel geleſenen und gewiß ungemein wirkſamen Werke.[1] Dennoch gehört dieſes zu jenen Büchern von Weltruf, die ſtets geprieſen, häufig citirt, aber nur ſelten mehr geleſen werden. Wol ſehr mit Unrecht und ſehr zum Schaden derjenigen, die tiefere Einblicke nicht blos in das Weſen des gewaltigen Philologen, ſondern auch in die geiſtige Bewegung jener Zeit gewinnen wollen. Wer in den zahlreichen Werken über Erasmus aufmerkſam die Urtheile über die „Geſpräche" verfolgt, wird bald gewahren, daß ſo ziemlich überall daſſelbe über ſie geſagt, ſelten etwas näher auf ihre Geſchichte oder ihren Inhalt eingegangen wird.[2] Dennoch wäre

---

[1] Darauf hat ſchon Daniel Heinſius in der Ausgabe von Erasmus' Werken, I, 883, hingewieſen.

[2] Knight, „Life of Erasmus", gibt zwei Notizen über das Schickſal der „Colloquia"; Gaudin, „Leben des Erasmus", ſagt wie mehrere andere ältere Scribenten nichts. Eingehend behandelt Burigny (Henke), I, 490 fg., die „Colloquia"; auch das meiſt brauchbare Buch von Heß, „Erasmus von Rotterdam nach ſeinem Leben und Schriften", bringt an zwei Stellen gute Angaben über die Geſchichte der „Geſpräche". Eigentlich nur Wiederholung von Burigny ſind die Angaben von Durand du Laur, „Erasme précurseur et initiateur de l'esprit moderne" (Paris 1872), II, 36, und Drummond, „Erasme his life and character", II, 679. Selbſtändig dagegen hat Adolf Müller, „Leben des Erasmus von Rotterdam" (Hamburg 1828), S. 240, das Werk beurtheilt.

Digitized by Google

es lehrreich und ich möchte auch behaupten ſehr anregend, wenn man ſich mit dem ſo überaus mannichfaltigen und lebensvollen Inhalte beſchäftigen würde.

I.

Der Urſprung der „Geſpräche“ iſt wol in die pariſer Zeit des Erasmus, etwa in das Jahr 1498 oder 1499, zu verlegen. In dieſen Tagen ſtellte Erasmus, ſicher zum Zwecke ſeines Privatunterrichts, gewiſſe Formeln, die man im täglichen Verkehr braucht, Redensarten, ſo wie ſie etwa jetzt in vielen Behelfen zur Erlernung der modernen Sprachen verwendet werden, zuſammen. Ausdrücklich ſchreibt er ſeinem Freunde Battus 1499, er habe dem von ihm geſchätzten Auguſtiner Caminadus „sermones quosdam quotidianos“ gegeben, „quibus in congressibus et conviviis utimur“.[1] Vieles habe er, erzählt Erasmus, als Jüngling verſucht, vieles dictirt, vieles auch nur für ſchwerfällige Schüler zuſammengeſtellt, ohne je an Veröffentlichung deſſelben zu denken.

Doch er ward bald ein berühmter Mann, die Welt verſchlang alles, was ſeine Feder geſchrieben, lag es da nicht nahe, daß ſich die leider ſchon damals rührige Speculation daran machte, ſelbſt jene jugendlichen Arbeiten in die Oeffentlichkeit hervorzuziehen, die Erasmus beinahe vergeſſen hatte? Aber arg, ja gemein war es, daß man es wagte, dieſelben in einer Art untereinander zu verquicken und oft mit ſehr erbärmlichen Zuthaten zu verſehen, ſodaß der entrüſtete Gelehrte ſein eigenes Werk nicht mehr zu erkennen vermochte. Doch man wagte noch mehr. Man verkaufte dieſes Gemiſch als von Erasmus ſelbſt herrührend, gewiß ein Grund zum Verdruſſe für den Gelehrten, der freilich verſicherte, er ſei ſchon — wie Balaam — an alles Mögliche im Gebiete der Beleidigungen gewöhnt, aber ſtets aufs

[1] Damit ſtimmte auch die Vorrede des Erasmus zur Vorrede der „Colloquia“ von 1519 (1. Januar 1519, Löwen), in welcher die Art, wie Caminadus vorging, genau beſchrieben wird.

Digitized by Google

neue aufbrauſte, wenn er auf die zahlreichen Verunglimpfungen ſeiner „Colloquia“ zu ſprechen kam.

Auguſtin Caminadus war es, der mit dem Werke — er war ein armer Schulmeiſter — ein Geſchäft machte und es mehrfach feilbot. So kam es auch in die Hände des Schülers des Erasmus, des Lambertus Hollonius, der die Schrift wieder an J. Froben, den berühmten baſeler Verleger, theuer verkaufte, mit der Behauptung, andere Buchhändler wünſchten die Schrift zu kaufen. „Wie er ein Exemplar erhalten“, ſchreibt Erasmus (um 1536 in einem ſehr beachtenswerthen Schreiben, in dem er über literariſche Freibeuterei handelt)[1], „iſt mir unverſtändlich, denn bei mir gab es kein Exemplar. Er zürne zwar dem Manne nicht, wenn er etwas dabei verdient habe; doch danken könne er ihm auch nicht.[2] Beatus Rhenanus[3] aber, der Vertraute des großen Gelehrten, hatte 1518 zu Baſel das von Hollonius erhaltene Büchlein drucken laſſen mit der Bemerkung: „Libellus ipse parentem Erasmum refert stili candore, facilitate et argutia. Praeterea nihil poenitendum nihil triviale continet sed ex optimis dumtaxat autoribus decerptos elegantiarum flosculos.“ Er ſetzt aber hinzu: „Quamquam exemplum ipsum multis locis depravatum erat, quorum nonnulla correximus, quaedam auditori ipsi reservavimus, qui hunc libellum plane periisse putavit.“ Rhenanus gibt auch einiges über die Entſtehung des Werkes an, welches er einen Schatz nennt, das mit den Aeußerungen des Erasmus übereinſtimmt. Dieſe Ausgabe von 1518, die den Titel führt „Familiarium Colloquiorum formulae“, erſchien bei Johann Froben in Baſel.[4]

---

[1] „Opera Erasmi (Clericus)“, III, 1517 fg.

[2] „Praefatio“ von 1519.

[3] Horawitz-Hartfelder: „Der Briefwechſel des Beatus Rhenanus“ (Leipzig 1886), S. 122 fg.

[4] Eine Ausgabe von 1516, die hier und da genannt wird, exiſtirt nach meinem Dafürhalten gar nicht, die Annahme einer ſolchen beruht auf einer Verwechſelung mit dem Büchlein, das 1516 zugleich mit „Theodori Gazae Gramm. institutionis“, T. 2, erſchienen: „Colloquiorum Familiarium incerto autore libellus etc.“, das aber grie-

Digitized by Google

Aber die Edition erregte dennoch das Misfallen des Erasmus und er gab ſofort eine neue aus, welche er am 1. Januar 1519 mit einer Vorrede verſah. Das Büchlein iſt mit einem Gedicht von Konrad Goclenius verſehen, das die „Geſpräche“ als ein Mittel preiſt, ohne die rohe und langweilige Art der meiſten Magiſter, in kurzer Zeit Latein zu lernen; in kurzem Laufe ſei hier das Ziel erreicht.

Der Inhalt dieſer Ausgabe, die zahlreiche Nachdrucke erfuhr[1], iſt vorwiegend didaktiſcher Natur. Formeln ſind es in erſter Linie, die in ziemlicher Mannichfaltigkeit geboten werden, reine Latinität wird als wichtigſtes Ziel der Sammlung erkannt. Wir gewahren den Schüler Quintilian's, den Bewunderer Valla's, den gründlichen Kenner der lateiniſchen Literatur in den mitgetheilten Gruß- und Antwortsformeln, in der Fülle von Redewendungen für verſchiedene Beziehungen. Aber wie in der Wahl der Namen, z. B. Petrus Aegidius, Fauſtus Andrelinus, Livinus, die Bekannten des großen Gelehrten auftauchen, ſo kann er es auch nicht unterlaſſen, gewiſſe Seitenhiebe zu führen, und zu dem Verſchiedenſten Stellung zu nehmen; vor allem aber wird der claſſiſche Ton zu bewahren geſucht, deshalb fehlt es auch nicht an mythologiſchen Anſpielungen und Citaten. Köſtlich

chiſche Geſprächsformeln mit lateiniſcher Ueberſetzung enthält und den in Horawitz, „Griechiſche Studien“, I, 33 fg., mitgetheilten „Colloquia graeca“ des Johannes Reuchlin höchſt ähnlich iſt.

[1] Schon Cal. Mart. 1519 wurde von Th. Martinus Aloſtenſis (Martens) zu Löwen ein ſolcher veranſtaltet, dem 1520 oder 1521 wieder eine mit dem Hinweis des Verlegers folgte: „inamoenitas praeceptionum multos alienat a linguarum cognitione“, das ſei aber durch die „Colloquia“ anders geworden. Van Iſeghem, „Biographie de Th. Martens. Malines. Alost“, 1852, S. 296 u. 321. Im Jahre 1519 erſchien auch zu Wien ein Nachdruck und einer bei Singrenius 1520, durch ein Endekaſyllaben des Ulrich Fabri Rhaetus eingeleitet (gedruckt bei Alantſee). Das Werk wird wegen der „salebrae“ und dem Antibarbarismus geprieſen und der Jugend empfohlen. Fabri rühmt Erasmus, der Latein und Griechiſch ſo kenne, daß ihn Pelasger und Römer ſtaunend bewundern. Ebenſo erſchien zu Mainz bei Joh. Schöffer 1521 ein Abdruck.

Digitized by Google

wird mitunter das ſcheinbar ganz Unvereinbare verflochten; als er nämlich von dem Fürſten der Schläfer, dem Epimenides, unter dem Schlagworte „non credo“ bemerkt, daß er doch erwacht ſei, ſetzt er hinzu: „viele Theologen zu Paris erwachen niemals“, und ſchließt mit der noch ſchärfern Wendung: „Nicht blos zu Paris geſchieht dies!“ Und ſo, wie mit ganz prächtiger Sprachgewandtheit und bewunderungswürdiger Steigerung des Ausdrucks die einfachen Gratulationsformeln oder Sätze des gewöhnlichen Tagesverkehrs gegeben werden, ſo klingt ſtets wieder neben dem Streben, gutes Latein zu lehren und ganz ſpielend Realien des claſſiſchen Alterthums beizubringen, die ſatiriſch-polemiſche Weiſe gegen die Dunkelmänner hindurch, in der Erasmus jedenfalls der erſte Meiſter war. Als z. B. bei Gelegenheit der Beſprechung eines Gaſtmahls der eine fragt, ob er auch Gäſte (umbras) mitbringen dürfe, erwidert der andere: „Nur keine Schwarzen“ (nigras umbras). „Was nun, wenn ich den N. mitbringe?“ — „Den Scotiſten?“ — „Ja.“ — „Wohlan, er ſei eingeladen, nur laſſe er die ſophiſtiſchen Räthſel, das leere Geſchwätz, die Ränke, die Heuchelei, den Geſtank, das ſardoniſche Gelächter, die Prahlereien, die Eigenliebe daheim!“ — Citius caudam reliquerit. (!) Oder er geht auf die Beſprechung der ſtoiſchen und epikuräiſchen Philoſophie ein und ſagt ſchließlich: den Zeno lobe ich, und nach Epikur lebe ich, worauf ihm geantwortet wird: „Was du im Scherze ſagſt, das thun die Kuttenträger täglich ſehr ernſthaft.“ — Ja, ſie übertreffen ſelbſt die Schwelger an Ueppigkeit! — Gleich darauf folgt ein frommes Tiſchgebet, das der Knabe vorbetet. — Vielfach verrathen die Reden, daß die erſte Anlage derſelben in Paris verfaßt wurde, wenn z. B. von der astutia, die man in Paris lernen könne, und dergleichen die Rede iſt; freilich erzählt er auch ſonſt Selbſterlebtes, z. B. aus Italien. Eigentlich enthält dieſe Ausgabe übrigens nur ein „Geſpräch“, das den Grundſtock bildet für das in der erweiterten Edition ausgeführte „Convivium prophanum“. Aber welche Friſche und dramatiſche Kraft zeigt ſchon dieſe Skizze! Ein Sympoſion entwickelt ſich vor dem Leſer, das in ſeiner Lebendigkeit und Behaglichkeit an die antiken Muſter erinnert;

Digitized by Google

mit ergötzlichem Humor führt ſich Erasmus ſelbſt als ſprechende Perſon ein — nachdem er früher ſchon ſich als guten Weinkenner erwieſen — und ſcheidet erſt aus dem Convivium, durch einen Diener des Morus abberufen; am Schluſſe freilich läßt er — nicht ſehr paſſend — die Freunde ein ſehr lobendes Urtheil über ihn fällen, das den Uebergang zu einigen didaktiſchen Schriftchen bilden muß, zu einer kleinen Skizze „De Copia“, einem ganz prächtigen Briefe über die Weiſe des Studiums und einer Betrachtung, wie man wiederholen ſolle.[1] Es mag noch erwähnt ſein, daß Erasmus hier — in den großen Bearbeitungen findet ſich dies nicht — deutſche und franzöſiſche Sätze und Worte zum Ueberſetzen in das Latein verwendet.

Um das Jahr 1524 erſchien eine neue und zwar ſehr erweiterte Auflage; am 1. Auguſt 1523 widmete ſie Erasmus ſeinem achtjährigen Pathen Johann Erasmus Frobenius. Sie reicht bis zum „Convivium fabulosum“ einſchließlich und fand eine ungemeine Verbreitung.

Dieſe Auflage wuchs ihm, nachdem die andern raſch begehrt wurden (sic adamatur, sic rapitur, sic teritur manibus studiosae juventutis) zu einem mächtigen Bande, man kann wol ſagen zu einem neuen großen Werke, in dem die ganze Macht ſeines Genies zu Tage trat. Wenn auch die einleitenden Phraſeologien belaſſen wurden und auch jenes „Convivium prophanum“ eigentlich nur eine Erweiterung fand, ſo ward doch eine Fülle von Neuem hinzugegeben, das nach allen Seiten hin das menſchliche Leben darzuſtellen geeignet iſt. Wenn die erſte Geſtalt der „Colloquia“ doch zumeiſt Leſefrüchte bietet, da ſie vor allem didaktiſchen Zwecken dienten, ſo haben die hier vorliegenden Geſpräche eine große pädagogiſche Tendenz, es ſind auch Cabinetsſtücke ſatiriſcher Darſtellung, aber ſtets dem Zwecke der Volkserziehung und Volksverbeſſerung dienend. Freilich nicht in dem Sinne, in dem wir heute dieſe Worte auffaſſen, als Erziehung aller Volksſchichten! Man bedenke aber auch die

[1] Den Schluß bildet ein nicht hierher gehöriger, doch ſehr belehrender Brief über ſeine Stellung zum Reuchlin'ſchen Handel.

Digitized by Google

Jugend des Zuſammenſtellers jener Formeln; nun ſteht der reife Mann in der Vollkraft ſeiner Jahre vor uns, der aus der Maſſe des Geleſenen nicht ſowol ſchöpft, ſondern auch ſeine treffliche Geſtaltungskraft zu wahrhaft dramatiſch bewegten Schilderungen entwickelt hat. Man ſieht aus dieſen Geſprächen, welche poetiſche Kraft in dem Gelehrten lebte. — Vielfach hat man behauptet, Poggio's „Facetien" ſeien das Original geweſen, das Erasmus copirt habe. Ich kann dies durchaus nicht finden. Poggio's „Facetien" haben jene in der italieniſchen Renaiſſance ſeit dem „Decamerone" ſo ſehr beliebten höchſt obſcönen, vielfach auch durch behagliches Verweilen bei Gemeinem und Rohem anwidernden Scenen zum Hauptinhalt, die wol in dem Kreiſe der päpſtlichen Notare und anderer Lebemänner ſtürmiſche Heiterkeit hervorrufen konnten, die aber meiſt mehr anekdotenhaften Charakter haben, und deren ganzer Zweck die Unterhaltung in müßigen Stunden geweſen iſt.[1] Dagegen hat Erasmus einen viel größern Geſichtskreis, ſeine Erzählungen ſind nicht blos Schilderung, ſondern ungemein bewegte Handlungen, durch Dialoge fortſchreitend und ſtets von einer gewiſſen Tendenz, den Gedanken des Beſſern die Bahn zu bereiten. Einzig darin wird man eine Aehnlichkeit finden können, daß in beiden Werken dumme und ſchlechte Mönche dem Geſpötte preisgegeben werden, und daß beide in fließendem Latein geſchrieben ſind. Eher möchte ich an L. Valla als Vorbild denken; von den Alten iſt es aber gewiß vor allem Lucian, den ja Erasmus ſelbſt überſetzt hatte und deſſen Manier unverkennbar iſt. Wem es zum beſondern Genuß gereicht, oder wer darin eine ſteigende Gelehrſamkeit finden mag, wird wol hier und da Anklänge an früher ſchon Geſchriebenes erhorchen, er wird vielleicht hier und da auch eine gewiſſe Aehnlichkeit des Aufbaues verſpüren, wir verzichten aber gern auf eine ſolche alexandriniſche Moſaikarbeit,

[1] Vgl. die ſchönen Ausführungen über Poggio Bracciolini in Georg Voigt's Meiſterwerke: „Die Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums oder das erſte Jahrhundert des Humanismus" (Berlin 1881), II, 15, 16, 221, 416.

Digitized by Google

die nach unendlichem Zeitverluſte endlich dahin führt, daß der unnöthige — weil ſelbſtverſtändliche — Nachweis erbracht wird, daß Erasmus eben auch Vorgänger gehabt, aus denen er gelernt, deren Gedanken und Wendungen ihm — wie dies ja jedem geſchieht — oft unbewußt in die Feder gefloſſen.

Ganz falſch aber iſt die Beſchuldigung des ältern Scaliger, Erasmus habe ein Geſpräch aus dem venetianiſchen Schriftſteller Nicolaus Leonicenus Thomäus genommen, einfach ſchon deshalb, weil deſſen Dialoge erſt nach denen des Erasmus erſchienen.

II.

Gewiſſe Grundanſchauungen, Ueberzeugungen, Antipathien und Sympathien werden bei einem vielſchreibenden Schriftſteller immer wieder zum Durchbruch gelangen, in allen Variationen hören wir immer wieder daſſelbe Leitmotiv. Bei Wimpfeling iſt es die gute Schule, durch die alles Schlechte in der Welt gebeſſert werden kann [1], bei politiſchen und hiſtoriſchen Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts erſcheinen ſtets die Klagen über die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten und die drohende Türkennoth, Luther beſchäftigt einerſeits die unheimliche Vorſtellung vom Antichriſt, andererſeits bricht durch alle ſeine Schriften ſiegesgewiß und frohgemuth das Vertrauen auf Gott hindurch, der in jeder Noth treu helfen wird. Und ſo kehrt auch bei Erasmus ſtets das Negiren der beſtehenden Zuſtände wieder, doch Hand in Hand mit der Mahnung, im wahren Chriſtenthum und der Bildung des Geiſtes die Mittel zur Beſſerung zu ſuchen. Soweit es die vorſichtige Natur des Mannes geſtattete — ging er einmal im Eifer zu weit, ſo folgten ganz gewiß zum Schluſſe Einſchränkungen und Umſchreibungen, die dem Ganzen die Spitze abſchliffen — hat er alle angegriffen: die Fürſten ob ihrer Uneinigkeit und Läſſigkeit, den Adel wegen ſeines Schlemmens, ſeiner Fehdeſucht und Unbildung, die Reichen wegen ihrer Gefühlloſigkeit und ihres Geizes, die Aerzte wegen ihrer Unwiſſen-

[1] Gut dargeſtellt in W. Scherer und O. Lorenz, „Geſchichte des Elſaß“.

heit, die Krieger wegen ihrer Roheit, Raubſucht und Grauſamkeit, die Magiſter wegen ihrer ſchlechten Methode — vor allem aber die Mönche wegen ihrer Dummheit, ihrer Falſchheit, ihrer Bildungsfeindſeligkeit, ihres thieriſchen Weſens, ihrer Unverſöhnlichkeit u. ſ. w. u. ſ. w. Kurz, den Stand, dem er ſelbſt angehörte, hat er am ärgſten mitgenommen. Er kannte ihn eben am genaueſten. Allerdings niemand hat den ſchlechten Prieſtern mehr geſchadet in der Meinung der Menſchheit, als die Prieſter Huß, Erasmus, Luther! Gerade dieſe Männer, welche die höchſte Achtung vor dem heiligen Berufe der Prieſter hatten, welche die unvergleichliche Bedeutung der Aufgaben der Prieſter für die Entwickelung der Menſchheit zu würdigen vermochten, welche nur die Frömmſten und Beſten, die Edelſten und Weiſeſten in dieſem erhabenen Stande ſehen wollten, mußten ſich um ſo mehr empören über die Caricatur der urſprünglichen chriſtlichen Einrichtungen, über die entgeiſtigte, fleiſchlich dahinvegetirende Mehrzahl der ſogenannten Geiſtlichen.

Das muß man ſich vor Augen halten, wenn man jetzt die heftigen, von ſittlichem Zorn erfüllten Ausfälle gegen die „viri obscuri“ lieſt, wenn man mitten im Gelächter über unnachahmliche Verſpottungen innehält und ſich fragt, ob Erasmus hier nicht doch zu weit gegangen im Hohne und der Bitterkeit.

Doch betrachten wir den Inhalt der „Colloquia“![1] Gleich die erſten Geſpräche richten ſich gegen herrſchenden Aberglauben, Thorheiten und Gebrechen, an denen viele Prieſter mitſchuldig waren. Man bedenke, daß es damals weitaus mehr als jetzt Sitte war, koſtſpielige Wallfahrten nach Jeruſalem, Rom, Compoſtella und an andere Orte zu unternehmen; die Familie überließen viele der ungewiſſen Zukunft, verſchleuderten das Geld und gingen oft auf der Reiſe zu Grunde. Solche Verhältniſſe ſchildert draſtiſch genug das Geſpräch zwiſchen zwei Freunden, deren einer nach Jeruſalem gereiſt, ohne einen Gewinn davon zu haben, als daß er arm und mager nach Hauſe kommt und ſich damit tröſten kann, daß er jetzt doch wenigſtens wiſſe, daß es

[1] Einzelnes ſoll dabei in freier Ueberſetzung wiedergegeben werden.

Digitized by Google

daheim beſſer ſei, und daß er in Wirthshäuſern und Geſellſchaften von ſeinen Erlebniſſen reden könne. Der andere erzählt launig, wie er dazu gekommen, nach Rom und Compoſtella gewallfahrtet zu ſein: „Wir Nachbarn ſaßen einmal zuſammen beim Wein; als wir warm wurden, ſprach der eine, er wolle den heiligen Jakob beſuchen, ein anderer bemerkte darauf, ſeine Abſicht ſei, zum heiligen Petrus zu pilgern. Beiden fanden ſich freiwillige Begleiter, und immer mehr, ſodaß auch ich mitthun mußte. Wo aber ſollte man hingehen, nach Rom oder Compoſtella? Man beſchloß nach beiden Orten ſchon am nächſten Tage zu pilgern. Eine ungeheuere Trinkſchale machte nun die Runde, jeder bekräftigte mit ihr ſein Gelübde. . . .“ Sie zogen fort, drei aber kamen nicht wieder, ſie ſtarben auf der Reiſe. Der dritte erkrankte in Florenz; Arnoldus, der eine der Freunde, bemerkt zu der Erzählung: „Ich glaube, der iſt ſchon im Himmel!“ War er denn ſo fromm? erwidert hierauf Cornelius. Arnoldus: Ach! im Gegentheil, der größte Poſſenreißer! Cornelius: Ja, woher kannſt du denn dann dies glauben? Arnoldus: Weil er eine Taſche voll reichlicher Ablaßbriefe hatte. . . . Ich wundere mich über die Dummheit meines Trinkgeſellen, der ſein ganzes Seelenheil auf ein Pergament begründete, ſtatt auf der Beſſerung der Sitten. — Mit dieſer ethiſchen Tendenz ſchließt das eigentliche Colloquium ab. — Oder ein anderes Geſpräch! Cocles begegnet dem Pamphagus (nomen omen!), der in Rom war, um eine fette Pfründe zu gewinnen, „aber es waren“, ſagt er, „zu viele Fiſcher dort, die mit goldener Angel fiſchten, und dadurch reichen Gewinn machten“. Cocles fragt hierauf, warum er nicht lieber eine Frau nehmen wolle, als eine Pfründe (sacerdotium), Pamphagus antwortet: weil mir das Nichtsthun (otium) behagt. Mir gefällt einmal das epikuräiſche Leben. Cocles: Aber meines Erachtens leben die angenehmer, die ein ſchönes Mädchen daheim haben, die es umarmen, ſo oft es beliebt, Pamphagus aber ſetzt hinzu: bisweilen auch dann, wenn es nicht beliebt. Nein, ich liebe ewiges Vergnügen. Wer ein Weib heimführt, iſt einen Monat glücklich — wem eine fette Pfründe zufiel, erfreut ſich das ganze Leben hindurch. Cocles:

Digitized by Google

Aber die Einſamkeit iſt doch traurig; ſodaß ſelbſt Adam nicht angenehm im Paradieſe gelebt haben würde, wenn ihn Gott nicht mit Eva verbunden hätte. Pamphagus: Es fehlt nicht an der Eva, wenn man eine fette Pfründe hat. Cocles: Aber die Wonne iſt keine Wonne, welche mit ſchlechtem Rufe und ſchlechtem Gewiſſen verknüpft iſt.

Wieder ein Ausfall gegen den Cölibat und die Sitten ſo vieler Prieſter!

Das nächſte Geſpräch richtet ſich gegen die Soldaten. Hanno begegnet dem Thraſymachus und fragt: Woher kehrſt du als Vulcan zurück, der du von hier als Mercurius weggegangen? Thraſymachus: Was ſprichſt du da von Vulcanen und Mercuren? Hanno: Weil du beflügelt ſchienſt als du hier weggingſt, nun hinkſt du! Thraſymachus: So pflegt man aus dem Kriege zurückzukehren. — Thraſymachus erzählt dann, wie ihn die Hoffnung auf Beute unter die Söldner gebracht, welche Greuel er mitgemacht, wie aber doch ſeine Taſche leer ſei, und ſchildert dann die Urſache ſeines Hinkens und das Wüthen im Kriege, was Hanno zu dem Ausrufe veranlaßt: Eine wunderbare Kunſt: Häuſer anzünden, Kirchen plündern, Nonnen ſchänden, arme Leute berauben, Unſchuldige tödten! Thraſymachus aber erwidert: Die Fleiſchhauer zahlt man, daß ſie Ochſen ſchlachten, warum tadelt man unſere Kunſt, die wir zur Abſchlachtung von Menſchen bezahlt werden? ... Im Verlaufe des Geſpräches macht ihn Hanno aufmerkſam, daß er ſeine Sünden nur dadurch ablöſen könne, daß er nach Rom reiſe. Ach, ſagt Thraſymachus darauf, da weiß ich einen kürzern Weg. Hanno: Welchen? Thraſymachus: Ich gehe zu den Dominicanern, dort werde ich mich bald mit den Commiſſarien vergleichen. Hanno: Auch wegen der Kirchenräubereien? Thraſymachus: Selbſt, wenn ich Chriſtus beraubt oder gar geköpft hätte, haben ſie doch reichen Ablaß und die Macht alles beizulegen. — Weniger erquicklich iſt das Geſpräch „Herilia“, das ganz im altrömiſchen Sinne gedacht und geſchrieben iſt und die mannichfachen endloſen Befehle eines ſehr unliebenswürdigen Herrn enthält, die derſelbe dem Diener gibt. — Man möchte freilich

Digitized by Google

eher glauben, ſie gälten einem Sklaven, Syrus heißt auch der Unglückliche. — Das Geſpräch iſt zwar überreich an Phraſen für den Hausgebrauch, die täglich erforderlichen Gegenſtände und Verrichtungen, gehört aber wegen ſeines Schimpfwörter-lexikons zu dem pädagogiſch Bedenklichen. Man ſieht, Plautus und Terenz beherrſchten die Erinnerung des Erasmus, als er dieſes in drei Variationen vorliegende Geſpräch ſchrieb. Ergötzlicher ſind die „Monita paedagogica“, die auch für die Kenntniß der pädagogiſchen Anſichten des großen Mannes von Werth ſind. Das Geſpräch entwickelt ſich zwiſchen dem Pädagogen und dem Knaben. Es beginnt mit Scheltworten des Lehrers: „Nicht am Hofe, nein, in einer Höhle ſcheinſt du aufgewachſen zu ſein, von ſo rohen Sitten biſt du! Für einen Freien ziemen ſich aber freie Sitten. Wenn dich jemand anſpricht, dem du Achtung ſchuldeſt, ſo richte dich ordentlich in die Höhe und entblöße dein Haupt! Dein Geſichtsausdruck ſei nicht traurig, nicht rauh noch unverſchämt und unſtet, ſondern von fröhlicher Beſcheidenheit. Immer mußt du achtungsvoll auf den ſchauen, der mit dir ſpricht, Füße geſchloſſen, Hände ruhig! Nicht mit den Schienbeinen wackeln, nicht mit den Händen geſticuliren, nicht Lippen beißen, Kopf kratzen u. dgl. Kleidung und Haltung ſollen edle Beſcheidenheit aufweiſen. Der Knabe ſoll mit wenigen Worten antworten, und nicht früher gehen, als bis er die Erlaubniß dazu erbeten und erhalten hat. Bei jeder Antwort“ (das entwickelt ſich ſehr hübſch dramatiſch) „ſagt man domine! Vor jeder vorübergehenden Magiſtratsperſon, vor einem Prieſter, Doctor oder Greiſe verneige man ſich und entblöße das Haupt. Man ſpreche deutlich und betone alles richtig. Geht man an einer Kirche oder an einem Kreuze vorüber, ſo beuge man das Knie und entblöße ebenfalls das Haupt. Bei Mahlzeiten ſei man heiter, aber mit Maß, ebenſo mäßig beim Herausnehmen der Speiſe, man lächle dem Redenden zu, bei Obſcönem thue man aber, als ob man es nicht verſtanden hätte. Man ſoll ſich nicht ſelbſt rühmen, keinen verachten und auch gegen arme Kameraden leutſelig ſein. Wird das Gelage lasciver, ſo bitte man um Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen.“

Digitized by Google

Nach dieſen Vorſchriften beginnt das Geſpräch wieder lebendiger zu werden, die Buben wollen ſpielen, aber ſie kennen ihren grämlichen Magiſter, ſo ſchön der Tag iſt, er denkt nicht daran, ſeine Schüler zum Spiel aufzufordern. „Ja“, meint einer, „eher kann man dem Hercules die Keule aus der Hand reißen, als dem Lehrer die Erlaubniß, ſpielen zu dürfen. Und doch war einſt niemand ſo ſpielluſtig wie er!“ „Gewiß“, erwidert ein anderer, „aber der hat's ſchon lange vergeſſen, daß er einmal ein Knabe war.“ Doch geſpielt muß werden, und ſo ſoll denn ein an den Lehrer Abgeſandter die Erlaubniß erlangen. Der pfiffige Bubenwitz wählt natürlich einen, „der ſich auf den Lehrer verſteht“. Der Abgeſandte beginnt mit wohlüberdachter Anrede: „Sei gegrüßt, o Lehrer!“ — „Was will die Kleinigkeit von einem Menſchen?“ fragt der Magiſter. „Sei gegrüßt, verehrter Lehrer!“ So ſteigert der Schüler die Anrede. Der Lehrer wittert etwas und brummt: „Eine gefährliche Höflichkeit! Ich wurde ſchon hinlänglich begrüßt, ſag', was du willſt.“ Der Schüler rückt nun heraus: „Die ganze Klaſſe deiner Schüler erbittet die Erlaubniß, ſpielen zu dürfen.“ „Ihr thut ja ohnedem nichts als ſpielen, wenn man es euch auch nicht erlaubt“, iſt die ſtrenge Antwort des Lehrers. Aber der Knabe iſt ihm gewachſen, er beruft ſich auf den Lieblingsſchriftſteller des Magiſters: „Deine Weisheit iſt ſich bewußt, daß die Kraft der Geiſter durch mäßiges Spiel erweckt werde, wie du uns ja ſelbſt nach Quintilian gelehrt haſt.“ Nach kurzer Verhandlung gibt endlich der Lehrer unter gewiſſen Bedingungen die Erlaubniß, worauf großer Jubel der Jungen folgt. Sodann wird auf die Beſchreibung der Spiele in dialogiſcher Weiſe eingegangen, wobei ein Wettkampf zwiſchen einem franzöſiſchen und deutſchen Knaben entſteht, in dem der Deutſche ſiegt, der Franzoſe muß nun dreimal ausrufen: „Floreat Germania!“ Dann wird Ball geſpielt, gehüpft und gejubelt. Hierauf folgt ein ſehr ernſtes Geſpräch zwiſchen zwei Knaben, von denen Kaspar aus der Kirche kommt und von dem zweiten — es iſt ein kritiſcher, ſkeptiſcher Junge, der Autor hat ihn nach ſich Erasmus genannt —

Digitized by Google

unter anderm gefragt wird, was er denn unter Religion verſtehe. Kaspar erwidert, dies ſei der reine Glaube an Gott, und die Befolgung der göttlichen Vorſchriften. Doch Erasmus begnügt ſich nicht damit. Welche ſind dieſe? fragt er weiter. Kaspar ſucht ſie in vier Stücken, erſtlich, daß wir die richtige fromme Auffaſſung Gottes und der Heiligen Schrift haben, daß wir nämlich Gott nicht blos verehren, wie unſern Herrn, ſondern auch aus innerſter Seele von ganzem Herzen lieben, wie unſern wohlwollenden Vater. Daß wir niemand ſchaden, daß wir das, was uns gegeben wird, recht verdienen, und uns die Geduld bewahren, um das Ueble, das uns trifft, zu ertragen, ohne Rachgier und ohne Böſes mit Böſem zu vergelten. In dieſem Tone geht das Geſpräch fort, durchaus chriſtliche, wahrhaft chriſtliche Lehren ſind es, die er den Knaben ausſprechen läßt, dabei wird auch eine wunderſchöne Stundeneintheilung angegeben. Hier und da freilich kann Erasmus auch hier die Ausfälle gegen die Mehrzahl der Mönche nicht zurückhalten. Kaspar liebt die Predigten, aber freilich meint er gibt es auch Prediger, die man lieber nicht hören möchte, auf die Beichte halte er viel, beichte auch täglich. Da mußt du dir ja einen eigenen Beichtvater halten, meint Erasmus. Nein, ich beichte täglich dem, der allein in Wahrheit die Sünden vergibt — Chriſtus! Es gibt auch ſehr viel Beichtväter, bemerkt Erasmus hierzu, die das, was ſie im Beichtſtuhle hören, ausplaudern, und viele unverſchämte, die das Beichtkind um Solches fragen, was man lieber verſchweigen ſollte. Bei der ſtrengen Frömmigkeit Kaspar's liegt es dem Kameraden nahe zu glauben, er werde ins Kloſter gehen. Der Knabe erzählt dann auch davon, wie man ihn in jeder Weiſe zum Eintritt beſchwatzen wolle, doch er hätte es ſtets zurückgewieſen, er kenne ſich ja ſelbſt noch nicht. Auch jener große Theil der Menſchheit wird charakteriſirt, der meint, ein Verbrechen begangen zu haben, wenn er die Meſſe nicht gehört hätte, aber gleich nach der Meſſe zum Raube und anderm ginge, und wenn es ihm glückte, dies der — Meſſe zuſchreibe. Gegen das Faſten der Knaben führt er den heiligen Hieronymus ins Feld, der ſich dagegen ausſprach. — Der „Gang zur Schule“ ſchil-

Digitized by Google

dert die Angſt der Buben vor dem Magiſter Orbilius, dem rohen Prügelknecht, der leider — trotz Luther und andern — ſelbſt jetzt noch nicht völlig aus den Schulen verbannt iſt. Hierauf folgen wieder eine Menge Formeln, worauf das erweiterte „Convivium prophanum“ ſeinen Anfang nimmt. Dieſes breit ausgeführte, behaglich beſchriebene Geſpräch, in dem der Verfaſſer ſich als Gourmand und guten Weinkenner zeigt, ſprüht von Witz, iſt voll von trefflichen Einfällen und verträgt deshalb weder Beſchreibung noch Auszug, man muß es eben im Original leſen, der feſtive Charakter, die köſtlichen lateiniſchen Wortſpiele (z. B. Sorbona), die pikanten Ausfälle gegen die Faſtengebote, das alles läßt ſich in der Ueberſetzung nicht wiedergeben. Nach einer Anzahl mehr oder minder ausgeführter Formeln entwickelt ſich das „Convivium religiosum“ (ein Geſpräch zwiſchen Euſebius, Timotheus, Theophilus, Chryſoglottus und Uranius). Es wird ſehr hübſch eingeleitet. Euſebius: Wenn alles grünt und die Fluren lachen, wundere ich mich, daß es Leute gibt, welche ſich in den rauchigen Städten wohl fühlen. Timotheus: Nicht alle feſſelt der Anblick der Blumen oder der grünenden Wieſen, der Quellen und Flüſſe oder wenn ſie ſich ſchon daran freuen, ſo gibt es doch noch anderes, was ſie mehr erfreut. ... Euſebius: Du ſprichſt wol von den Wucherern oder den ihnen ſo ſehr ähnlichen, den geizigen Kaufleuten? Timotheus: Ja, von dieſen, doch nicht von dieſen allein, da ja wie dieſe unzählige andere, ſelbſt Prieſter und Mönche, es vorziehen, in den volkreichen Städten des Geſchäfts halber zu weilen, indem ſie dem Dogma, nicht des Pythagoras oder Plato, ſondern eines blinden Bettlers folgen, dem es angenehm war, durch Haufen von Leuten gedrängt zu werden, weil er ſagt, wo Volk iſt, da iſt Geſchäft. — Nachdem die Freunde über Stadt und Land geſprochen, ladet ſie Euſebius auf ſein Landgut vor der Stadt zu einem ländlichen Mahle ein; die Beſchreibung des Gutes iſt ſehr gelungen und zeigt den feinen Geſchmack des Erzählers. Als ſie ſich zu Tiſch ſetzen, bittet der Hausherr Chriſtum, er möge gnädig ihrem Convivium beiwohnen, und gibt den Ton desſelben an, indem er bemerkt, die wahre Heiterkeit ent-

Digitized by Google

ſtamme dem reinen Gewiſſen und die Reden ſeien wahrhaft erfreulich, die man ſtets gern geſagt und gehört hat und an die man ſich ſtets gern erinnert. Und ſo beginnen ſie denn auch bald über religiöſe Stoffe ſich zu beſprechen, nicht ohne daß Euſebius — vielleicht ſpöttiſch — fragt, ob es nicht für ſie gewöhnliche Menſchen ein Unrecht ſei, über ſolche Dinge zu plaudern. Doch Timotheus weiß Rath, Chriſtus hat ja verſprochen, da zu ſein, wo zwei zuſammenkämen, die von ihm ſprächen. Die Unterhaltung wendet ſich dann zu der Frage, ob nicht ſchlechte Herrſcher Werkzeuge der Vorſehung ſeien, um die Bürger zu beſſern, und Euſebius äußert auf die Frage, ob es kein Mittel gegen ſchlechte Könige gebe: Wol das erſte wäre, den Löwen nicht in den Staat aufzunehmen, das nächſte, ſeine Macht durch die Autorität des Staats, der Obrigkeiten und Bürger ſo zu beſchränken, daß er nicht leicht Tyrann werden könne. Aber das Allerbeſte ſei, ſolange er noch Knabe iſt und ſich noch nicht als Fürſt fühlt, ſein Herz durch heilige Lehren zu bilden. Der letzte Anker endlich wäre, Gott zu bewegen, daß er den Sinn des Königs auf das lenke, was eines chriſtlichen Königs würdig ſei. Timotheus aber wendet die Frage dahin, Gott habe das Herz des Königs in ſeiner Hand, und findet es vermeſſen, den Menſchen durch Satzungen (constitutionibus) zu beſchränken, der durch Gottes Gnade regiere. Gewiß iſt es des Erasmus eigenſte Anſicht, wenn er den Sophronius (umbra, ungeladener Gaſt) ſprechen läßt: Auf verſchiedene Weiſe gelangt man zur Frömmigkeit. Dem einen gefällt die Prieſterwürde, dem andern der Cölibat, einem die Ehe, dem andern die Einſamkeit, dem dritten der Staat, je nach der Verſchiedenheit des Körpers und der Anlage. Ebenſo iſt es mit dem Geſchmack beim Eſſen. ... Man ſoll eben nicht jemand nach dergleichen beurtheilen, ſondern das Urtheil Gott überlaſſen, der die Herzen abwägt. Denn es geſchieht gar oft, daß der Eſſende Gott wohlgefälliger iſt, als der nicht Eſſende, und der den Feiertag verletzt, lieber als der ihn zu halten ſcheint, und daß die Ehe des einen vor den Augen Gottes mehr Gnade findet, als der Cölibat ſo vieler.

Digitized by Google

Neben der Erklärung von Sprichwörtern Salomonis (Kap. 21, V. 1 fg.) miſchen die Unterreder artige Geſpräche über das Eſſen, Geſchichten aus dem claſſiſchen Alterthum u. dgl. ein. Dann aber wird in ſehr gelungener Weiſe der Unterſchied zwiſchen dem Buchſtabenchriſtenthum und dem wahren Chriſtenthum, dem des Herzens und der Geſinnung beſprochen. Treffend wird hervorgehoben, wie wenig die bloße Obſervanz gegen kirchliche Vorſchriften vor Gott werth iſt, wenn das Mitleid gegen den Nächſten fehlt. ... „Der hält ſich nicht nach Gottes Geſetz, der es nicht im Sinne Gottes hält. Gewiſſe Einrichtungen ſind ja doch der Menſchen halber da, nicht aber der Menſch ihrethalben.... Unſer Körper iſt doch ein Genoſſe (collega) der Seele, das iſt doch beſſer geſagt als wenn es heißt, er ſei ein Werkzeug, oder die Stätte oder gar das Grab derſelben." — Während des weitern ſich um das Gaſtmahl und den Wein handelnden Geſprächs zieht Euſebius ein prächtig gebundenes Büchlein aus der Taſche — es ſind die Briefe des Apoſtels Paulus — und fragt um die Erklärung der Stelle aus der erſten Epiſtel an die Korinther (Kap. 6), was zu neuer Debatte Anlaß gibt. Bemerkenswerth iſt hier wieder eine echt Erasmiſche Aeußerung, die dem Euſebius in den Mund gelegt wird: Gewiß gebührt der Heiligen Schrift ſtets die erſte Stelle, aber ich finde bisweilen Ausſprüche der Alten und Schriften von Heiden, von Dichtern, ſo keuſch, ſo heilig, ſo vortrefflich, daß ich überzeugt bin, ein guter Genius habe ſie beim Schreiben erleuchtet. Vielleicht ergießt ſich der Geiſt Chriſti weiter, als wir meinen. Es gibt gewiß viele in der Gemeinſchaft der Heiligen, die nicht bei uns im Kataloge ſtehen. Ich geſtehe es unter Freunden, ich kann Cicero's Bücher über das Alter, die Freundſchaft, die Pflichten, die tusculaniſchen Unterſuchungen nicht leſen, ohne das Buch zu küſſen und jenes heilige Herz zu verehren, das von göttlichem Geiſte beſeelt ward. Wenn ich dagegen neuere Werke, welche moraliſche Vorſchriften vorſchreiben, leſe, Gott! wie kalt iſt das gegen jenes, ſo als ob ſie gar nicht gefühlt hätten, was ſie ſchreiben. So wollte ich eher den ganzen Scotus mit einigen ihm ähnlichen miſſen, als die Bücher des einzigen Cicero

Digitized by Google

oder Plutarch; nicht daß ich jene ganz verdammte, aber während ich durch jene mich beſſer werden fühle, werde ich, wenn ich mich von der Lektüre dieſer (der Moraliſten) erhebe, gleichgültiger gegen die wahre Tugend und zum Streite geneigter. — Und ziemlich breit wird nun über die ſchönen Grundſätze und Aeußerungen der Alten geſprochen, über Cicero, Cato und Sokrates; bei letzterm fällt es dem Sprechenden ſchwer, nicht zu ſagen: Sancte Socrates ora pro nobis! Von dieſer Einkehr bei edlen Heiden finden ſich die Colloquenten wieder inmitten des ſogenannten chriſtlichen Volkes. Aergerlich fällt einer gegen gewiſſe abergläubiſche (um es recht zart auszudrücken) einfältige und unwiſſende Leute aus, welche das Volk überreden, dem Convivium allein zu vertrauen und zwar mit Hintanſetzung deſſen, was uns wirklich zu Chriſten macht. . . . Wenn man die Maſſe der Chriſten betrachtet, erſcheinen ihnen nicht die Ceremonien Anfang und Ende des Lebens? Daß dies aber nur mehr aus Gewohnheit und nicht von Herzen geſchieht, iſt nicht zu billigen. Dieſe Betrachtung führt ihn auch zu folgendem Schluſſe: Eine Todſünde ſcheinen jene zu begehen, die mit ungeheuern Koſten Klöſter und Kirchen erbauen und ſchmücken, während unterdeſſen ſo viele lebendige Tempel Chriſti durch Hunger gefährdet werden und in ihrer Blöße durch die Noth am Allernöthigſten gequält werden. Und es iſt ganz gewiß eine Reminiſcenz von Erasmus' Aufenthalt in England, wenn es heißt: „Als ich in England war, ſah ich die Gruft des heiligen Thomas mit zahlloſen Edelſteinen von höchſtem Werth beſchwert, abgeſehen von andern Wundern von Schätzen. Ich wollte lieber das, was überflüſſig iſt, zum Gebrauche der Armen verſchenken, als es für die Großen bewahren, welche einſt alles rauben werden, eher würde ich die Gruft mit Blumen und Laubwerk ſchmücken, das würde — meine ich — den Heiligen lieber ſein." — Die Armenpflege iſt es, was die Freunde nun beſchäftigt, wobei es nicht an Seitenhieben gegen die reichen und dicken Kaufleute fehlt, die ſogar in den Kirchen ihren Cadavern Denkmale errichten, nur daß man von ihnen rede, obwol ſie den Armen nichts geben. Mit der Geſinnung des Sprechers bemerkt

Digitized by Google

ein Genoſſe, käme es in der Welt zu ganz andern Ergebniſſen, es gäbe weniger Dicke, aber die Aermern hätten es beſſer. — Es würde zu weit führen, den Inhalt des ganzen Geſprächs hier im Auszuge mitzutheilen, er iſt wirklich vom Geiſte des echteſten Chriſtenthums erfüllt und ſchlägt die Anſchauung mancher gründlich nieder, Erasmus hätte kein Gefühl gehabt.

Der nächſte Dialog zwiſchen Pompilius und Braſſicanus iſt die Apotheoſe Reuchlins, des unvergleichlichen Heros, der unter die Heiligen verſetzt wird. Die Abfaſſung des Stückes fällt in das Jahr 1522; es iſt ein höchſt poetiſches, reizvolles Zeugniß für die Geſinnung, welche Erasmus gegen den großen Philologen im Buſen trug. Braſſicanus bringt die Kunde von Reuchlin's Tode und erzählt ſodann die Viſion eines Franciscaners von vorzüglicher Heiligkeit der Sitten: . . . „Ich ſchien an einer Brücke zu ſtehen, über welche der Zugang zu einer herrlichen Wieſe führte. So ſehr that das heller als Smaragd leuchtende Grün des Graſes und der Geſträuche dem Auge wohl, ſo lachten die Blumenſterne in unglaublichem Farbenſpiele, ſo duftete alles, daß, was ſich diesſeit des Baches befand, durch den dieſe ſelige Wieſe getrennt war, weder zu leben noch zu grünen ſchien, ſondern alles war todt, unhold und verwelkt. Während ich noch in den Anblick ganz vertieft war, ging Reuchlin vorüber und bot mir auf Hebräiſch den Gruß. Schon hatte er die Mitte der Brücke überſchritten, bevor ich es merkte; da ich ihm nacheilen wollte, blickte er zurück und verbot es: Noch darfſt du nicht, ſagte er. Nach fünf Jahren folge mir! Unterdeſſen bleibe als Zeuge und Zuſchauer deſſen, was ſich zuträgt. . . . Er trug ein weißes Gewand, wunderbar leuchtend, ihm nahe ſchritt ein Flügelknabe von unglaublicher Schöne, ich meinte, es war ſein guter Genius. Hinter ihm folgten einige ſchwarze Vögel . . ., ſie ſchienen ihn angreifen zu wollen. . . . Er aber wandte ſich, machte das Kreuzeszeichen und ſagte: Entflieht dahin, wo ihr hin gehört, ihr ſchlechten Unholde! . . . Kaum hatte er dies geſagt, ſo wichen die häßlichen Vögel, aber unter furchtbarem Geſtanke. . . . Schon nahte ſich jedoch der heilige Hieronymus der Brücke und begrüßte Reuchlin mit den Worten: Sei mir

Digitized by Google

gegrüßt, du heiliger College! Ich habe den Auftrag, dich zu empfangen und in die Verſammlung der Himmliſchen zu leiten, was die göttliche Güte dir für deine ſo heiligen Beſtrebungen beſtimmte. Zugleich bekleidete er Reuchlin mit einem Gewande, ſo hell, wie er ſelbſt eines anhatte, überall beſetzt mit Zungen von dreierlei Farben, reich von Smaragden, Saphiren und Edelſteinen glänzend. Das ganze Feld war erfüllt von Myriaden von Engeln, die aber die Luft nicht anders erfüllten als die Sonnenſtäubchen. . . . Hieronymus umarmte Reuchlin und führte ihn zu einem Hügel, der ſich aus der Mitte der Wieſe erhob, auf dem Gipfel des Hügels küßten ſie ſich, dann öffnete ſich der Himmel in ſolcher Großartigkeit, daß alles dagegen ſchmuzig erſchien. Aus der Himmelshöhe ſenkte ſich ſodann eine ungeheuere Säule von durchſichtigem Feuer herab, in dieſer ſtiegen, einander umſchlingend, die zwei Heiligen in den Himmel, unter ſo holdem Klange der Engelschöre, daß dem Franciscaner die Thränen aus den Augen ſtrömten. . . .“ Die Colloquenten kommen ſodann überein, Reuchlin in den Kalender der Heiligen aufzunehmen, was Braſſicanus auch dann gethan haben würde, wenn der Franciscaner nicht zur ſelben Stunde, als Reuchlin ſtarb, die Viſion gehabt hätte. Sein Bild, ſo beſchließen ſie, ſoll ihre Bibliothek zieren u. ſ. w. Doch auch der Gegner Reuchlin's erinnert ſich Eraſmus. Was einſtens Satanas durch die Schriftgelehrten und Phariſäer gegen den Herrn ausgeführt, das thut er nun durch gewiſſe Phariſäer gegen die beſten Männer, die ſich um das Menſchengeſchlecht durch ihre Arbeiten verdient gemacht haben. Das Geſpräch ſchließt mit einer Collecte auf Reuchlin.

„Der Freier und das Mädchen“ behandelt die alte Geſchichte von der Neckerei zwiſchen einem liebenden Jüngling und einem ſeiner Bedeutung bewußten Mädchen. Dabei fällt manchmal auch ein treffliches Wort, wie z. B. das: die Seele des Menſchen iſt nicht dort, wo er athmet, ſondern wo er liebt. Das Ende des ziemlich breit ausgeführten Dialogs iſt die Bekehrung der Jungfrau zur Gegenliebe, ſehr ſchön iſt dabei das Wort des Freiers über die Erziehung. „Geben wir uns“, ſagt

Digitized by Google

er zu dem Mädchen, das er zur Ehe begehrt, „deshalb Mühe, daß wir ſelbſt gut ſind. Dann werden wir unſere Kinder ſchon von der Milch an mit den heiligen Geboten und Anſchauungen erfüllen. Davon hängt das meiſte ab, was du in einen neuen Topf eingießeſt. Dafür wollen wir ſorgen, daß ſie daheim das Beiſpiel haben, was ſie nachahmen ſollen.“

Ein ſehr werthvolles Geſpräch iſt das an treffenden Gedanken ſo reiche Colloquium „Virgo μισόγαμος“. Hier bewegt ſich Erasmus auf einem Felde, das ihm aus eigenſter Erfahrung ſehr bekannt war. Es iſt das nicht blos im Mittelalter ſehr geläufige Kapitel der Seelenfängerei. Der Verfaſſer ſchildert in einſchneidender Darſtellung alle die Praktiken und Mittelchen, wie man Leute ins Kloſter hineinſchmeichelt und hineindroht. Daß er, der Prieſter, ſchonungslos jede Art dieſer unchriſtlichen Seelenfängerei, ob ſie plump oder pfiffig einherſchritt, für immer an den Pranger ſtellte, iſt eine große ſittliche That, um ſo größer, je nöthiger es immer iſt, gegen dieſen Misbrauch der prieſterlichen Autorität entſchieden Stellung zu nehmen. Es läßt ſich nicht bemeſſen, was das Wort des Erasmus in dieſer Richtung genützt, wie viele es vor unüberlegten Gelübden bewahrt, wie viele Aeltern es gewarnt und wie ſehr es Luther’s Aeußerung „Gott will keinen gezwungenen Dienſt“ verſtärkt hat. Auch hier iſt es wieder ein vernünftiger Mann, welcher der Jungfrau, die der Ehe gram iſt und ins Kloſter will, mit allen Gründen den Nachweis liefert, daß ſie unüberlegt handle. Die Mönche kommen dabei nicht ſäuberlich davon. Wenn Katharina behauptet, die Reinheit der Sitte werde im Kloſter beſſer bewahrt als im Aelternhauſe, ſo erwidert Eubulus, der Rathgeber: Ich meine dort (bei den Aeltern) wäre ſie wol ſicherer, als bei jenen dicken, ſtets dem Eſſen ergebenen Mönchen. ... Väter werden ſie genannt und oft bewirken ſie es, daß dieſer Name ihnen gebührt. ... Und nun führt er einige Typen ſolcher Nonnenbewahrer auf: Dieſer Patriarch iſt ſchon lange durch ſein Alter, den Wein und ſeine Natur ſchwachſinnig und er verſteht nichts mehr als den Wein. Er hat zwei ſeiner würdige Genoſſen, den Johannes, der nichts vom Manne hat außer den

Bart, von Bildung auch keine Spur, von Klugheit nicht viel mehr, Jodocus aber iſt ſo dumm, daß wenn er nicht durch ſein prieſterliches Gewand empfohlen wäre, er öffentlich herumwandern müßte in der Jacke des Narren mit Ohren und Glöckchen. Glaube einer nicht, alle ſind Jungfrauen, welche den Schleier tragen. ... Die Leute wiſſen eben, daß dein Vater freigebig iſt, ſo wollen ſie ihn als Trinkgenoſſen haben, aber unter der Bedingung, daß er Wein mit ſich bringe, ſo viel, daß er für zehn Trinker ausreiche, oder ſie trinken ihn bei ihm. Eine Ergänzung des ganz ſpannend geſchriebenen Dialogs bildet die „Reumüthige Jungfrau“. Katharina hat nämlich trotz aller Mahnungen des Eubulus und des Widerſtrebens ihrer Aeltern ihren Willen durchgeſetzt und iſt ins Kloſter eingetreten, doch nach zwölf Tagen bittet ſie ihre Aeltern fußfällig, ſie aus dem Kloſter zu nehmen, was auch zu großer Freude des Eubulus geſchieht. Der Schluß iſt etwas geheimnißvoll gehalten. Ganz erſtaunlich iſt das „Coniugium“, ein Geſpräch zwiſchen Eulalia und Xanthippe, das uns zeigt, daß der weitgewanderte Gelehrte die Frauen ſehr gut — wenigſtens nach ihren Schwächen — gekannt hat. Aber auch treffliche Worte legt er den Frauen in den Mund, wie edel und klug zugleich iſt das Wort Eulalia’s (welche die brave Frau darſtellt), wenn ſie Xanthippe’s Schmähung gegen den allerdings ſehr unartigen, ſie vernachläſſigenden Gemahl damit zurückweiſt, daß ſie ſagt: „Du entehrſt dich ſelbſt, wenn du deinen Gemahl beſchimpfſt.“ Wie fein und echt pſychologiſch tritt Eulalia für die einzig richtige Auffaſſung des Eheſtandes ein, die in ihm eine Harmonie der Intereſſen ſieht, wie warm predigt ſie die allerdings ſo ſelten befolgte Lehre: wenn wir die Wahrheit ſagen, hat jedermann ſeine Fehler (vitia ſogar), welche man, wenn irgendwo in der Ehe kennen lernen, nicht aber haſſen muß. Die eiferſüchtige Frau, die durch die Ausbrüche ihres Zornes und ihrer Eiferſucht ihrem Manne immer häßlicher und unliebenswürdiger erſcheint und ihm dadurch das Haus vergällt, ſodaß er zu jeder andern Unterhaltung lieber geht, wird von der klugen und gutmüthigen ſehr gut berathen und darauf hingewieſen, wie ſie die Liebe ihres

Digitized by Google

Mannes gewinnen könne. „Das“, ſagt Eulalia, „war ſtets meine erſte Sorge, daß ich in allem meinem Gemahl angenehm werde, daß ihn nichts verletze, genau beobachte ich ſeine Sinnesart, wähle den rechten Augenblick, und durch welche Sachen er beruhigt, durch welche er gereizt werde, wie“ — das klingt allerdings weniger zart — diejenigen thun, welche Elefanten und Löwen zu bändigen haben oder ähnliche Thiere, welche man mit Gewalt nicht bezwingen kann. ... Ich ſorgte ſelbſt im Kleinſten dafür, daß alles nach ſeinem Sinn ging. ... Wenn mein Gemahl traurig und es nicht paſſend ſchien, ihn anzuſprechen, ſo lachte ich nicht und ſcherzte nicht, wie es viele Frauen zu thun pflegen, ſondern nahm ſelbſt eine traurige und beſorgte Miene an. ... Vor allem aber ſtehe ich dafür, daß ich in Gegenwart anderer meinem Gatten nie Vorwürfe machte und keine Klage außer Haus trug. Denn zwiſchen Zweien läßt ſich alles leicht gutmachen.“ In heftigſter Weiſe fährt Xanthippe gegen ihren Gatten los, ſtets iſt ſie bereit, ſich in ärgere Wuth zu reden, namentlich gegen die Möglichkeit, daß ihr Mann eine andere beſuchen könne, Eulalia aber bewahrt eine wunderſame Gemüthsruhe; ſie geht ſogar in der Gerechtigkeit ſo weit zu ſagen: „Durch unſere Schuld ſind die Männer ſo geworden.“ Stets iſt ſie von den Gefühlen beſeelt, daß die Frau ihrem Manne Achtung ſchuldig iſt. — Den Schluß bildet die Berathung eines Planes, wodurch Xanthippe die Liebe ihres Gatten gewinnen kann.

Auch das nächſte: das Geſpräch des frommen Kartäuſers und des wüſten Landsknechts, iſt ſehr ſchön angelegt und fein durchgeführt. Zwei Brüder ſehen ſich nach einem Zeitraum von zwei Jahren wieder, der eine iſt Mönch geworden, der Bruder ſtellt ſich als ob er ihn nicht kenne, doch dieſer beſpricht ſofort das Ausſehen des Landsknechts, der biſſig fragt, ob es hier keine Aerzte gebe, die den Wahnſinn des Bruders hätten heilen können, den Wahnſinn, ſich ſchon lebendig begraben oder in einen Käfig ſtecken zu laſſen. Bei dieſer Tracht und dieſem Leben von Fiſchen müſſe man ja ſelbſt ein Fiſch werden. Schnell gefaßt erwidert der Kartäuſer: „Wenn der

Digitized by Google

Menſch ſich in das wandeln würde, was er ißt, ſo müßteſt du ein — Schwein werden!“ Und auf die Frage, ob ihm nicht ſchon wie ſo vielen ſein Eintritt reue, antwortet der Mönch: „Nur die bereuen es, die ſich hineingeſtürzt haben wie in einen Brunnen, ich begab mich langſam und mit Ueberlegung hinein, nachdem ich mich früher durchaus erforſcht und Einſicht in jene Lebensweiſe genommen hatte.“ Siegreich vertheidigte er dann ſelbſt ſeine Tracht. Das geſchorene Haupt ſei reinlicher und geſünder, auch durchaus nicht gemein, in Venedig tragen es ſelbſt die Patricier, das weiße bis zu den Knöcheln reichende Gewand ſei gut gegen das Wetter und empfehle ſich durch den Anſtand, übrigens erinnere es durch die weiße Farbe an das Taufkleid und das Taufgelübde. Die Einſamkeit aber ſei nicht blos von den Propheten und Philoſophen, ſondern auch von den Poeten ſtets aufgeſucht worden, überhaupt von allen, die über das Gewöhnliche hinausgehen wollen. Uebrigens gibt es ja Genoſſen der Zurückgezogenheit, wie kann da von Einſamkeit die Rede ſein? Auch dann, wenn das Geſpräch verboten iſt, fühlt man ſich nicht allein, denn bei uns ſind die beſten Geſellſchafter: die Heilige Schrift, die Kirchenväter! Sehr gut entgegnete der Kartäuſer auf den Vorwurf, daß ſie alles in Aeußerlichkeiten ſetzen, während ſie den Eifer für evangeliſche Frömmigkeit vernachläſſigen: „Was andere machen, iſt nicht meine Sache zu beurtheilen, ich lege d a r a u f keinen Werth, ſondern ſetze alles Vertrauen auf die Reinheit der Seele und — Chriſtus.“ Ernſt fragt er nun ſeinerſeits den Kriegsmann, wo bei ihm die guten Aerzte geblieben ſeien, nachdem er Frau und Kinder daheim gelaſſen und um billiges Geld ſich zur Ermordung von Menſchen habe anwerben laſſen. Oder halte er das für gut, einen Chriſtenmenſchen, der einem nie etwas zu Leide gethan, um des Lohnes halber zu tödten. Auf die Antwort des Landsknechts: es iſt recht, den Feind zu tödten, erwiderte der Kartäuſer: „Vielleicht dann, wenn er dein Vaterland angreift. Wenn der Mann für dieſes, für Kinder und Frau, für Aeltern und Freunde, für Altar und Herd, für die Sicherheit des Staates kämpft, ſo mag das wol fromm erſcheinen, anders verhält es ſich aber mit dem

Söldnerhandwerk.“ Ganz prächtig ſtellt er die Schattenſeiten des Mönchslebens den Schattenſeiten des Kriegslebens gegenüber. Freilich das eigene Zugeſtändniß des Kriegsmanns ſchildert ihn keineswegs von ſeiner vortheilhaften Seite, ſchließlich bekennt er ſich ſogar zur „Scabies Hispanica“, mit der er, wie der Kartäuſer richtig bemerkt, ſeine ganze Familie vergiftet. Auf die Frage, wie es mit ſeiner Seele ſtehe, erwiderte der Landsknecht ſehr aufrichtig: „So rein iſt ſie wie die Kloake in Paris in der Straße Maberte.“ Schließlich bettelt der Kriegsmann den frommen liebenswürdigen Mönch an, der aber ſelbſt nichts hat und ihn an den Prior verweiſt. Durch das ganze Geſpräch geht ein höchſt wohlthuender Zug innerer Befriedigung und beneidenswerther Ruhe des den höhern Intereſſen lebenden Mönches dem rohen Egoismus des Kriegers gegenüber.

In dem nächſten Geſpräch wird Lug und Trug geſchildert, wie ſie allerdings nicht blos dem 16. Jahrhundert eigen waren. in ſchärfſter Weiſe werden der Schwindel der Kaufleute aufgedeckt und die Kniffe von Gaunern, wie ſie auch unſerer Zeit eigen ſind. Ein prachtvolles Geſpräch iſt das „Schiffbruch“ betitelte, voll poetiſcher Schönheiten, daneben geiſelt es gewiſſe abergläubiſche Gewohnheiten, die Gelübde der in Todesahnung Befindlichen, die durch eine reservatio mentalis ſofort das Gelübde unwirkſam machen. Der Erzähler der gräßlichen Situation bemerkt, er habe kein Gelübde abgelegt. Warum nicht? fragt der Freund. „Weil ich mit den Heiligen nicht feilſche, denn was iſt es anders, als ein Contract nach der Formel: Ich gebe, wenn du etwas thuſt, oder ich werde es thun, wenn du es thun wirſt, ich werde eine Kerze ſpenden, wenn ich d'raus komme, ich werde nach Rom pilgern, wenn du mich retteſt. . . . Ich wendete mich nicht an einen Heiligen, ſondern an Gott den Vater ſelbſt und betete: Unſer Vater, der du biſt im Himmel u. ſ. w. . . . Als alles durcheinanderſtürzte, beichtete ich ſtill dem Herrn, indem ich mein Unrecht bei ihm anklagte und deſſen Mitleid anflehte.“ In kräftiger farbenreicher Weiſe führt er dann alle Scenen des Schiffbruchs durch, nicht ohne auch hier wieder die Mönche hineinzubringen. Dieſe Schilderung iſt ſo

Digitized by Google

voll Leben und Bewegung, daß ſie in athemloſer Spannung erhält und man mit einer Beſorgniß das Rettungswerk verfolgt, als ob der Erzähler in den nächſten Beziehungen zu uns ſtände. Die Perſönlichkeiten ſind aus dem Leben geſchöpft: der geizige Italiener, der Kapitän, der Prediger, die Frau mit dem Kinde. Zum Schluſſe wird ſeinen Landsleuten, den Holländern, reiches Lob ob ihrer Gutmüthigkeit den Schiffbrüchigen gegenüber zutheil.

Das nächſte Geſpräch: „Die Gaſthäuſer", rühmt die ungemeine Nobleſſe der franzöſiſchen Gaſthäuſer und tadelt die deutſchen ob der Roheit der Sitten. Freilich läßt er einen der Unterredenden bemerken: Vielleicht paſſen dieſe Sitten für die Franzoſen, mir behagen die deutſchen Gewohnheiten mehr, weil ſie männlich ſind. Erasmus ſchildert das deutſche Wirthshaus ſeiner Zeit unter anderm ſo: „Kommſt du zu einem deutſchen Wirthshauſe, ſo grüßt dich niemand, damit es nicht ausſieht, als ob man zudringlich ſei, das finden ſie nämlich niedrig und gemein und des deutſchen Ernſtes unwürdig. Wenn du lange gerufen haſt, ſteckt einer aus dem Fenſter ſeinen Kopf heraus, nicht anders als wie die Schildkröte aus ihrer Schale herausſchaut. Dieſen mußt du fragen, ob du hier bleiben kannſt. Wenn er es nicht verneint, merkſt du, daß es Platz gibt. Fragſt du, wo der Stall iſt, zeigt er es dir durch eine Handbewegung. Dort kannſt du ſelbſt dein Pferd beſorgen, wie du gewohnt biſt, denn kein Knecht rührt ſich dort. . . . Dann gehſt du in das allgemeine Gaſtzimmer, kannſt daſelbſt die Stiefel ausziehen, Schuhe anziehen, das Unterkleid wechſeln, deine regennaſſen Kleider am Ofen trocknen. Freilich iſt Waſſer zum Händewaſchen vorhanden, doch derartiges, daß es nöthig wäre, danach anderes Waſſer aufzuſuchen, um dieſe Waſchung abzuſpülen. . . . In dieſem Raume kommen 80—90 Gäſte zuſammen, Reiter und Fußgänger, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben und Weiber, Geſunde und Kranke — der eine kämmt ſein Haar, der andere wiſcht ſich den Schweiß ab, einer putzt ſeine ledernen Stiefel, da wieder duftet einer von Knoblauch. Es iſt eine Verwirrung in dem Raume wie einſtens beim Thurmbau von Babel —

Digitized by Google

ſehen ſie einen Vornehmen, ſo ſtarren ſie ihn an, wie wenn er einer kürzlich aus Afrika gebrachten neuen Thiergattung angehörte, ſie können die Blicke nicht von ihm abwenden und vergeſſen ganz ihr Eſſen. Zu Rom, Paris, Venedig kümmert ſich niemand um dergleichen. Begehrſt du etwas, du bekommſt es nicht; erſt abends, wenn man meint, es könne niemand mehr kommen, erſcheint ein alter Menſch mit grauem Barte, geſchorenem Kopfe, grämlichem Geſichtsausdruck in ſchäbiger Kleidung. Schweigend ſpäht er durch den Raum und ſcheint zu zählen, wie viele im Gaſtzimmer ſind, je mehr da ſind, deſto ſtärker heizt er ein, auch dann, wenn die Sonne durch ihre Wärme läſtig wird. Das gilt als die Hauptſache guter Bewirthung, wenn alles von Schweiß trieft. Wenn jemand an dieſen Dunſt nicht gewöhnt iſt und nur ein bischen das Fenſter öffnet, um nicht zu erſticken, hört er gleich den Ruf: Zumachen! Antwortet man: ich halte es ja nicht aus, ſo heißt es: Dann ſuche dir eine andere Herberge! ... Endlich haben ſich alle geſetzt, an jedem Tiſche ſitzen mindeſtens acht gedrängt beiſammen und hauchen ſich gegenſeitig an ..., ſitzen ſie endlich, ſo erſcheint wieder der bärtige Ganymedes, zählt von neuem die Gäſte ab, dann bringt er für jeden Gaſt einen hölzernen Teller und einen Löffel aus demſelben «Metall», dann ein Glas und etwas ſpäter Brot, daran kann man ſich die Zeit vertreiben, denn eine Stunde dauert es wol, bis die Speiſen kommen, woran niemand, der die Landesſitte kennt, Anſtoß nimmt. Endlich wird Wein gebracht; die Sophiſten müſſen einen ſolchen getrunken haben, ſo groß iſt ſeine Schärfe. Wenn aber ein Gaſt durch Trinkgeld veranlaſſen will, daß ihm Wein von anderswoher geholt werde, thut der Diener ſo, als gäbe es ihn nicht, doch mit einer Miene, als ob er einen umbringen wolle; dringt man in ihn, ſo antwortet er: Hier ſind Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat über meinen Wein geklagt — wenn er nicht ſchmeckt, ſuch' dir ein anderes Gaſthaus. — Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten die Deutſchen für Menſchen. ... Der erſte Gang bringt Brotknödel in einer Fleiſchbrühe oder wenn es ein Fiſchtag iſt in einer Bohnenſuppe, dann eine andere

Digitized by Google

Brühe, hierauf gekochtes Fleiſch oder abgeſottene Fiſche. Dann folgt ein Brei, und etwas kräftigere Nahrung, bis man dem tüchtig gezähmten Magen gebratenes Fleiſch oder ausgeſottene Fiſche bietet, die man nicht ganz verſchmähen kann, aber dieſe ſind ſpärlich und werden plötzlich wieder weggenommen. . . . Ein Verbrechen wäre es, zu ſagen: nimm den Teller weg, es ißt ja niemand. Denn da heißt es ſitzen geblieben, bis zur beſtimmten Zeit, die mit der Waſſeruhr gemeſſen wird; endlich erſcheint jener Bärtige oder der Wirth ſelbſt, in der Kleidung von dem Diener gar nicht verſchieden und fragt, ob man etwas wünſche. Hierauf wird ein beſſerer Wein gebracht, ſie lieben nämlich jene, welche reichlicher trinken, und gleichviel zahlt, wer ſehr viel oder wer ſehr wenig getrunken. Es gibt daher ſolche, die doppelt ſoviel Wein trinken, als ſie für das Gaſtmahl zahlen. Furchtbar iſt der Lärm, wenn einmal alle durch den Trunk warm werden, Poſſenreißer, die den Deutſchen überaus werth ſind, miſchen ſich in die Menge, Geſang, Geſchwätz, Geſchrei, Tanz und Geſtampf erſchallen, daß man meint, der Raum müſſe einſtürzen und daß keiner den andern hört. Aber da fühlen ſie ſich recht wohl und dort muß man, ob man will oder nicht, ſitzen bleiben bis tief in die Nacht hinein. Wenn endlich der Käſe weggenommen, der ihnen nur dann ſchmeckt, wenn er ſtinkt und voll von Würmern iſt, erſcheint wieder jener Bärtige mit einem Holzteller, auf dem er mit Kreide einige Kreiſe und Halbkreiſe gemalt hat, legt den Teller auf den Tiſch, ſo ſchweigſam und traurig, daß man ihn für einen Charon halten könnte. Wer dieſe Malerei anerkennt, legt Geld darauf, einer nach dem andern, bis der Teller voll iſt. Schweigend notirt ſich Charon die, welche gezahlt haben, rechnet nach und wenn nichts fehlt, nickt er mit dem Kopfe. Iſt dir die Rechnung nicht recht, ſo heißt es: Was biſt du für ein Menſch, du zahlſt ja um nichts mehr als die andern. Darum reclamirt auch niemand ſelbſt gegen eine unbillige Rechnung. . . . Biſt du müde und willſt du dich gleich nach der Mahlzeit niederlegen, ſo heißt es, du müßteſt warten, bis auch die übrigen ſchlafen gehen. . . . Das Bettzeug iſt übrigens vielleicht vor ſechs Monaten gewaſchen. . . . Die Pferde

Digitized by Google

werden wie die Menſchen behandelt. ... Uebrigens iſt es hier feiner, dort roher, als ich es ſchilderte, aber in der Hauptſache verhält es ſich ſo.“

Das vielfach gerügte „Geſpräch zwiſchen dem Jüngling und der Dirne“ hat einen entſchieden ethiſchen Zweck. Ein Jüngling will ein Mädchen dem ſchändlichen Gewerbe entreißen, dem es erſt vor kurzem ſich ergeben hat, denn er liebt das Mädchen. In überzeugender Weiſe, nicht blos mit froſtigem Philoſophiren und theologiſchen Nichtigkeiten — obwol es auch an ſolchen Phraſen nicht fehlt — ſtellt er dem Mädchen das Abſcheuliche, Entehrende, Ekelhafte und Gefährliche des Weges dar, den es betreten. Die Situation iſt ziemlich ſchlüpfrig, der Dialog enthält auch nicht mehr Zweideutiges und ſehr derbe, wenn auch völlig zutreffende Ausdrücke (z. B. „Non qui ad te commeant, non habent te pro amica, sed pro matula potius“, oder „tu te facis cloacam publicam, ad quam commeant quilibet sordidi, impuri, scabiosi, suamque spurcitiam in te repurgant, vivum cadaver, quod sterquilinium te fuerit abiectius“), aber der Ausgang iſt ein moraliſcher, der Jüngling gewinnt das Mädchen für die Beſſerung. Vortrefflich iſt die pſychologiſche Kenntniß der Menſchen! Die Dirne will nicht ſogleich von ihrer gewohnten Art laſſen, „heute ſchon — ſo ſchnell!“ meint ſie. Der Jüngling aber weiß: jetzt iſt ſie entſetzt, beſchämt und zerknirſcht von dem Bilde, das er von ihrer Gegenwart und Zukunft entwarf, und verlangt deshalb noch heute die Umkehr. Und ſo ergibt ſich das Mädchen der beſſern Richtung und ſagt: „Wohlan, mein Sophronius, ich vertraue dir ganz und gar!“ Mit den Worten des jugendlichen Retters: „Du wirſt dich einſt dieſer That freuen!“ ſchließt der höchſt lebendige Dialog, aus dem eine der ergötzlichſten Stellen folgen mag. Der Jüngling erwähnt, er habe auf den Rath eines braven Reiſegefährten die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments von Erasmus mitgenommen. Von Erasmus, ruft erſtaunt das Mädchen aus. Man ſagt, der ſei ja ein Erzketzer. Was, fragt der Jüngling, auch bis hierher drang ſein Name?

Digitized by Google

M.: Keiner wird bei uns öfter genannt.

J.: Sahſt du den Mann?

M.: Niemals, aber ich wünſchte ihn zu ſehen, von dem ich ſo viel Schlechtes hörte.

J.: Wahrſcheinlich von Schlechtern?

M.: Nein, von würdigen Männern.

J.: Von welchen?

M.: Das darf ich nicht ſagen.

J.: Weshalb?

M.: Weil, wenn du es ausſchwatzteſt und die Sache zu ihnen käme, mein Geſchäft ſehr großen Schaden leiden würde.

J.: Fürchte nichts, du wirſt es einem Stein geſagt haben.

M.: Laß dir es ins Ohr ſagen.

J.: ... Beim unſterblichen Gotte, ich ſehe, du biſt ein frommes Freudenmädchen, da du die Mendicanten mit Almoſen unterſtützeſt.

M.: Ah! ich nehme von dieſen Mendicanten mehr ein, als von euch Reichen!

J.: So plündern ſie brave, ehrbare Frauen aus, um das Geld ſchlechten Dirnen zuzuſtecken! —

Das „Convivium poeticum" iſt ſpecifiſch gelehrt, handelt von Metrik, von Emendationen, der Wichtigkeit der Accente und bringt zum Schluſſe ein bilingues Poetenturnier. Auch die „Inquisitio de fide" kann weniger unſer Intereſſe erregen. Zwiſchen ſehr ſpöttiſchen und ſkeptiſchen Bemerkungen merkt man doch ſtets die Abſicht, ſich als gläubig hinzuſtellen. Freilich waltet in mancher Aeußerung — vornehmlich wenn man die Zeit erwägt, in der das geſchrieben wird — ein ſehr freiſinniger Zug, ſo wenn er z. B. vom Bann ſpricht und ihn allein Gott zugeſteht, der die Seele trifft, oder wenn er meint, wenn Gott mit uns ebenſo umſpränge, wären wir ſchon alle zu Grunde gegangen. Die Erklärung des Credo gehört auch hierher, nicht minder die Bemerkung, daß er auch zu Rom nicht alle gleichgläubig gefunden hat.

Ergötzlich iſt das „Geſpräch der Alten" geſchrieben. Vier Jugendfreunde treffen ſich nach langer Zeit, der eine iſt vor-

Digitized by Google

trefflich erhalten, ein anderer ſieht uralt aus, ſie unternehmen eine Spazierfahrt, während deren ſie ſich über Verſchiedenes unterreden, unter anderm über die Frage: was erhält jung? Glycion beantwortet ſie damit, daß er ſein Leben erzählt. Früh gefreit, ein anſtändiges Amt, Klugheit in allem, das hätte ihn vor weißem Haar und Falten bewahrt. Er beleidige niemand, lächle allen zu, grüße freundlich, beſtreite niemandes Anſicht, verdamme niemandes Unternehmen oder That, nehme es ſtillſchweigend hin, daß jedem das Seine ſchön erſcheine, und ſuche vor keinem einen Vorrang. Was er verſchwiegen wiſſen wolle, vertraue er niemand. Fremde Geheimniſſe erforſche er nicht, und wenn er ſie zufällig erfahre, verſchweige er ſie. Von den Abweſenden rede er entweder gar nicht oder freundſchaftlich und artig. Fremde Feindſchaften errege und nähre er nicht, ſondern wo ſich die Gelegenheit ergibt, erſticke er ſie oder ſänftige ſie wenigſtens. Seine Gattin ſei ihm geſtorben, mit Seelenruhe habe er dies als einen Rathſchluß Gottes hingenommen, der ihnen beiden fromme. Warum hätte er ſich auch mit zweckloſer Trauer martern ſollen, da dies der Geſtorbenen doch nichts genützt hätte. Uebrigens hätte auch der Cölibat ſeine Annehmlichkeiten. Er halte es überhaupt mit Metrodorus, in allem das Gute herauszufinden. So habe er ſich ſein Leben eingerichtet, nichts beſonders zu haſſen oder heftig zu erſtreben.

Leicht möchte man dieſe ganze Lebensweisheit für ein Gemiſch philoſophiſcher Sinnesart und einer wenig beneidenswerthen Temperamentsloſigkeit halten, wenn Glycion am Schluſſe nicht das Wort ausſpräche: er gehe niemals ſchlafen, ohne nicht Gottes Verzeihung zu erſtreben, denn der wahre Quell der Seelenruhe iſt die Vereinigung mit Gott. Wer ſo lebt, dem können die Menſchen wenig Schaden zufügen. Auch den Tod fürchtet er nicht, er kennt keine Langeweile; ſeine Geſundheit aber erhalte er ſich dadurch, daß er mit den Aerzten und ihren Mitteln nichts zu thun habe. Fühle er ſich matt, ſo vertreibe er das Uebel durch Mäßigkeit oder durch den Aufenthalt am Lande. Seine beſte Erholung ſeien die Studien, doch treibe er ſie zum Vergnügen und zum Nutzen für das Leben, nicht, um

Digitized by Google

damit Staat zu machen. Schließlich gibt er ſeine Tageseintheilung an und verlangt von Polygamus die Mittel zu erfahren, durch welche dieſer das Alter ſo beſchleunigt habe. Deſſen Geſchichte iſt bald erzählt, unmäßige und unzeitige Saufgelage, Ausſchweifungen brachten ihn herab. Ein anderer trat in Mönchsorden ein, fand aber dort mehr Ceremonien als wahre Frömmigkeit. Durch die That wurde ich, ſagt er, überzeugt, daß es ein anderes ſei, das Kreuz auf dem Mantel oder der Tunica zu tragen, als im Herzen.

Auch hier wieder gibt es genug ſtachelige Ausfälle auf die Mönche, auf die Faulheit der Pfründenbeſitzer, die Frechheit ihrer Concubinen, den Bildungshaß ſo mancher. Den Schluß des Colloquium bildet ein Kutſchergeſpräch; der eine Kutſcher heißt mit drolliger Beziehung auf ein altes ſcholaſtiſches Schulbuch Huguitio. Die Kutſcherwitze haben auch wieder mit Kartäuſern zu thun.

„Die Franciscaner“ betitelt ſich das nächſte, ſehr breit angelegte Geſpräch, das für die furchtbare Oppoſition der Volksmaſſen gegen die Mönchsorden und die Unbeliebtheit der Mendicanten ſpricht. Ein Pfarrer nimmt zwei wandernde Franciscaner trotz aller Vorſtellung nicht bei ſich auf. Ich hab's geſagt, ruft er aus, weil ihr, wenn ihr in meinem Hauſe eine Henne oder Küchlein erblicktet, morgen mich in der Predigt beim Volk lächerlich machen würdet. So pflegt ihr für die Aufnahme zu danken! Der Franciscaner Konrad erwidert: Nicht alle ſind wir von dieſer Art! Pfarrer: Seid ihr, wie ihr wollt, ich würde kaum dem heiligen Petrus Vertrauen ſchenken, wenn er in der Tracht zu mir käme. Die Mönche bitten nun den Unerſchütterlichen, ihnen ein Wirthshaus zu ſagen, in das ſie ſich begeben könnten. Der Pfarrer verweiſt ſie in das Wirthshaus zum Hund. Die Mönche berathen ſich, Konrad findet, man müſſe gleich keck in die warme Stube gehen, nur Kühnheit könne hier helfen. Sonſt müſſe man draußen die Nacht zubringen und erfrieren. So treten ſie ein. Was für Weſen ſeh ich vor mir? ſchreit ihnen der Wirth entgegen. Knechte Gottes, erwidert Konradus, Söhne des heiligen Franciscus, lieber Mann! Wirth:

Ob Gott an ſolchen Dienern Gefallen hat, weiß ich nicht, ich möchte deren nicht viele im Hauſe haben. Konradus: Warum? Wirth: Weil ihr zum Eſſen und Trinken mehr ſeid als Männer, zur Arbeit habt ihr weder Hände noch Füße. Und ihr ſeid die Söhne des heiligen Franciscus! Ihr predigt ja immer, er ſei ein Jüngling geweſen, und der hat ſo viele Söhne? Konrad: Wir ſind Söhne nur dem Geiſte nach, nicht fleiſchliche. Wirth: Unglücklicher Vater! Denn was bei euch das Schlechteſte iſt, das iſt ja gerade der Geiſt, mit dem Körper vermögt ihr nur allzuviel. . . . Alſo auch hier ſchlechter Empfang, der Wirth verachtet ſie, weil ſie kein Geld mithaben, ja er verhöhnt ſie, indem er auf ein Bild zeigt, das einen predigenden Fuchs darſtellt, dem hinten aus der Kutte eine Gans heraushängt. So arbeitet ihr, ſagt er, und weiſt ſie auf ein anderes Bild, das einen Wolf darſtellt, der einen Beichtenden abſolvirt, dem aber ein Stück eines Lammes aus dem Kleide heraus ſieht. Seht ihr, ſagt er, da einen Affen in der Tracht der Franciscaner, wie er bei dem Kranken ſitzt, in der einen Hand hält er ein Kreuz, die andere fährt in die Taſche des Kranken. Ruhig gibt Konradus zu, daß bisweilen Wölfe, Füchſe und Affen von dieſen Kleidern verhüllt werden, bemerkt aber mit Recht, das Kleid mache niemand beſſer und niemand ſchlechter, auch dein Kleid deckt ja häufig Diebe, Mörder, Giftmiſcher und Ehebrecher. Der Wirth muß es zugeben, ſchimpft aber auf ihre Zahlungsunfähigkeit, ihr Wanderleben und will ſie trotz der Gefahr, die ihnen von den Wölfen draußen droht, nicht einmal in einem Winkel des Zimmers dulden. Flehentlich bittet Konradus: Du wärſt grauſam, wenn du das den Türken thäteſt, was immer wir ſind, wir ſind ja doch Menſchen! Grob erwidert der Wirth: Ihr ſagt das einem Tauben! Konrad: Du liegſt da blos in deiner geheizten Stube, pflegſt deinen Körper und uns jagſt du in den Froſt hinaus, der uns tödten muß, wenn uns auch die Wölfe verſchonen. Wirth: So lebte Adam im Paradieſe. Konrad: Ja, aber als ein Unſchädlicher. Wirth: Auch ich bin unſchädlich. Konrad: Das biſt du, wenn man die erſte Silbe wegnimmt. Aber ſieh zu, wenn du uns aus deinem Paradieſe hier

vertreibſt, ob dich Gott einmal in ſein Paradies aufnehmen wird. Wirth: Schöne Worte! — Unbarmherzig erweiſt ſich der Wirth, da kommt den Mönchen Entſatz. Die Wirthin kann dieſe Herzenshärte nicht länger mit anſehen, ſie bittet ihren Mann, doch an ſeine Sünden zu denken und dieſe guten Männer aufzunehmen, er, der doch Poſſenreißer und Hanswürſte ſtets aufzunehmen gewohnt ſei. Obwol ſie der Wirth in die Küche verweiſt, ſagt er doch nichts mehr gegen das Verbleiben der Mönche, die ſich an die Geſindetafel ganz beſcheiden ſetzen und einen aus der benachbarten Stadt mitgebrachten Wein und gebratenes Fleiſch hervorlangen. Indem ſie den Wirth dazu einladen, beſänftigen ſie ſeine noch immer grollende und ſchimpfende Stimmung, er läßt ſich mit ihnen in eifriges Geſpräch ein. In demſelben bekennen die Franciscaner, ſie ſuchten das Reich Gottes, und laſſen ſich über ihre Thätigkeit aus. Der Wirth, durch den guten Wein der Mönche, gegen den ſeiner nichts ſei, warm geworden, fordert Konrad auf, am Feſte des Schutzpatrons des Dorfes, des heiligen Antonius, zu predigen. Auf die Erkundigung, was für ein Pfarrer bei ihnen ſei, ob ein ſtummer oder ein ſchlechter (die Eintheilung iſt nicht übel), erwidert der Wirth: Wie er für die andern iſt, weiß ich nicht, für mich iſt er ſehr gut, denn er vertrinkt hier ganze Tage, und keiner zieht mehr und beſſere Saufgenoſſen heran als er, ſehr zu meinem Vortheil. Und gar ſehr wundere ich mich, daß er jetzt fehlt. Konrad: Wir haben ihn wenig zuvorkommend gefunden. Wirth: Was höre ich, wart ihr denn bei ihm? Konrad: Wir erbaten bei ihm Unterkunft, er aber jagte uns von der Schwelle, nicht anders, als ob wir Wölfe wären, und hieß uns hierher gehen. Wirth: Ha ha ha, nun verſtehe ich, warum er nicht da ſein wollte, weil er wußte, daß ihr da ſein werdet. Konrad: Iſt er denn ſchweigſam? Wirth: Schweigſam? Der? Niemand ſchreit mehr als er in meiner Stube, und gewaltig brüllt er in der Kirche, predigen habe ich ihn freilich nie gehört. . . . Konrad: Iſt er erfahren in der Heiligen Schrift? Wirth: Er ſagt, er ſei ſehr erfahren. Doch was noch mehr? Daß ich's kurz ſage: Wie das Volk ſo der Geiſtliche, jeder Topf

Digitized by Google

findet ſeinen Deckel. — Im weitern Geſpräche erweiſen ſich die Franciscaner ſelbſt für das Mistrauen des Wirthes als brave Männer. Sie beſprechen ſich dann über die Nothwendigkeit der verſchiedenen Trachten und über mannichfaltige Dinge, unter andern über die Entdeckungen in den neuen Welten, über die Moden. Der Wirth zeigt ſich ſchließlich als ganz zutraulich, er fragt heimlich, ob der Franciscaner glaube, daß ein Wirth jemals in den Himmel komme, da doch ſo viel Arges in ſeinem Hauſe geſchehe, Konrad tröſtet ihn in dieſer Hinſicht und gibt ihm ſo gute Lehren, daß der Wirth ganz entzückt ausruft: Du biſt mir wirklich ein prächtiger Geſell, ſo ein Geſpräch gefällt mir beſſer, als unſers Pfarrers Zechgenoſſenſchaft. Wenn du wieder einmal in dieſe Gegend kommſt, ſo wiſſe, daß dir hier ein Platz bereitet iſt. Morgen aber habe die Gnade und predige uns. Konrad: Was aber, wenn andere kommen? Wirth: Sie werden gern geſehen, wenn ſie nur dir gleichen. Konrad: O, ich hoffe, ſie werden beſſer ſein. Wirth: Aber unter ſo vielen Schlechten, wie vermag ich da die Guten zu unterſcheiden? Konrad: Ich will dir was ſagen, aber ins Ohr! Wirth: Sag es! Konrad: . . . Wirth: Ich werde es mir merken und es thun. —

Vortrefflich und ſo recht die Art gewiſſer bildungsfeindlicher und geiſtig roher Prieſter kennzeichnend iſt das „Geſpräch zwiſchen der gelehrten Frau Magdalis“ und dem Abt Antronius. Der letztere wundert ſich, in der Behauſung der Frau ſo viele Bücher zu finden, und findet das wenig paſſend für ein Weib. Ja, ſagt Frau Magdalis, haſt du denn als Abt und Hofmann in den Häuſern der Adeligen keine Bücher geſehen? Antronius: Ja, freilich, aber franzöſiſche, hier ſehe ich griechiſche und lateiniſche. Der Abt entwickelt dann ſein Programm, für Frauen paßt es ſich nicht, weiſe zu ſein, ſondern nur anmuthig zu leben. Wer kann aber angenehm leben, fragt hierauf Magdalis, wenn er nicht gut lebt, worauf der Abt: Ja, wer kann angenehm leben, der gut lebt? Woher erfolgt denn jene Annehmlichkeit des Lebens, forſcht Magdalis weiter, aus äußerlichen Dingen oder aus dem Gemüth? Der Abt erwidert ſchnell: Aus äußer-

Digitized by Google

lichen Dingen! Magdalis lispelt: O, feiner Herr Abt, plumper Philoſoph! und fragt weiter: Sagt mir, nach welchen Dingen meſſet Ihr die Annehmlichkeit? Antronius: Nur nach dem Schlaf, Gaſtereien, der Freiheit, zu thun, was man will, nach Geld und Ehrenſtellen. Die Lebensweisheit, die der Seele entquillt und nicht von Geld, Würden und Adel abhängt, ſchlägt der Abt gering an; als Frau Magdalis ihre Freude ausſpricht, wenn ſie ein gutes Buch leſen kann, ſagt er kurzab: Ich ſehe es nicht gern, wenn meine Mönche viel in den Büchern ſtecken, ſie folgen dann weniger und antworten mir mit Decreten, Decretalen, mit Petrus und Paulus. Ich weiß zwar nicht, was dieſe lehren, aber ich liebe keinen Mönch, der Antworten gibt, und leide es nicht, daß einer meiner Untergebenen mehr weiß als ich. — Auf die Bemerkung, daß ſich dies ja leicht vermeiden laſſe, wenn er ſich beſtrebe, ſo viel zu erlernen, daß er der Gelehrteſte ſei, verſetzt der Abt: Dazu fehlt es an Zeit, man muß beten, für die Wirthſchaft ſorgen, jagen, auf die Pferde ſehen, zu Hof gehen. So iſt's einmal Brauch! Im weitern verſichert der Abt, er habe daheim 62 Mönche, aber in ſeinem Zimmer werde man kein einziges Buch ſehen, und macht das Zugeſtändniß, er würde am Ende bei ihr Bücher dulden, niemals aber lateiniſche, denn die verderben die Keuſchheit. Treffend erwidert Magdalis: Aber die franzöſiſchen, die befördern die Keuſchheit? Der Abt beruft ſich auf die Anſchauung der Leute, die es unpaſſend finden, wenn eine Frau Latein lerne. Vortrefflich antwortet Magdalis: Was beruft Ihr Euch auf die Leute, das ſind die allerletzten, die eine Sache gut und tüchtig ausführen. Was gilt mir der Brauch, dieſer Lehrmeiſter alles Schlechten. An das Beſte muß man ſich gewöhnen, ſo wird das zum Brauch werden, was unerhört erſchien, ehrbar wird das werden, was man „unanſtändig“ ſchalt. Ja, meint der Abt, aber die Bücher nehmen das Gehirn der Frauen ſo in Anſpruch, daß ihnen wenig mehr davon übrigbleibt. Magdalis: Wie viel euch übrigbleibt, weiß ich nicht, doch will ich das meine, ſo klein es ſein mag, lieber auf gute Studien verwenden, als auf gedankenloſe Lippengebete, übernächtige Gelage und das Leeren

Digitized by Google

von Rieſenbechern. Antronius: Der Verkehr mit Büchern führt zum Wahnſinn! Mit ungeheuerer Mühe erwirbt man ſich die Gelehrſamkeit und dann muß man doch ſterben! Den Aeußerungen kindiſcher Beſchränktheit und eines halsſtarrigen Bildungshaſſes erwidert die Frau ſtets ſehr glücklich, wenn auch mitunter ſehr grob, verweiſt auf gelehrte fromme Frauen und auf Italien und Spanien, wo es deren viele gebe, endlich auf England und Deutſchland, wo wenigſtens ein Anfang gemacht ſei. Einſt war es auch eine Seltenheit, fügt ſie boshaft hinzu, einen ungelehrten Abt zu finden, jetzt gibt es nichts häufiger. Wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo werden eher die Gänſe zu predigen anfangen, als daß ſie Euch ſtumme Prieſter ertragen. Und mit machtvollen Worten erinnert ſie an die Aenderung, welche die Welt bewegt: entweder müßt Ihr Eure Rollen aufgeben oder ein jeder muß ſeine Pflicht thun! Der Abt hat kein Ohr für dieſe zeitgemäße Mahnung, er bemerkt, indem er ſich zum Gehen anſchickt, nur, wenn Frau Magdalis ihn beſuchen würde, ſollte ſie eine andere Aufnahme finden: da wollen wir tanzen, trinken, jagen, ſpielen und lachen! Magdalis aber ruft aus: Ich lache ſchon jetzt — womit das prächtige Geſpräch ſchließt.

Das nächſte, das „Epithalamium Petri Aegidii", hat den Zweck, die Hochzeit ſeines Freundes zufeiern. Es iſt ſehr artig eingeleitet. Alypius ſieht die neun Muſen mit den Grazien aus einem Haine hervorſchreiten, ſein Genoſſe Balbinus bemüht ſich umſonſt, ſie zu ſehen, Alypius erklärt ihm den Grund, er habe eben nicht aus dem Muſenquell, getrunken. Aber ich habe ja aus dem Quell des Scotus getrunken, ruft Balbinus aus. Das iſt ja nicht der Muſenquell ſagt Alypius, das iſt nur ein Sumpf der Fröſche. Doch er will den Bitten des Genoſſen nachgeben und ſucht ihn durch Beſprengen mittels eines in eine Quelle getauchten Lorbers die geheimnißvolle Sehkraft zu verleihen. Aber auch die kräftigſten Beſprengungen helfen nichts. O, du Armer, ruft Alypius mit feinem Wortſpiele aus, ganz und gar hat deine Augen τὸ σκότος (das Dunkel und Gräciſirung von Scotus) eingenommen. Doch ich will dich wenigſtens hören laſſen, was ich mit den Muſen ſpreche.

Und er beginnt ſie griechiſch anzureden. Da zupft ihn Balbinus am Gewande: Hörſt du denn nicht? flüſterte Alypius unwillig. Ja, ſeufzt dieſer, aber wie der Eſel die Lyra. — Nun, ſo will ich Latein reden. Und er fragt die Muſen zuerſt um die Univerſität Löwen. Doch auf dieſe ſind ſie ſchlecht zu ſprechen, als auf einen Ort, in dem ſo viele Schweine grunzen, ſo viel Eſel yahen.

Dagegen loben ſie das Collegium trilingue des Buslidius und deſſen Familie und erzählen dann den Zweck ihrer Reiſe, ſie gehen zur Hochzeit des Petrus Aegidius, jede declamirt das Gedicht, in dem ſie das Brautpaar gefeiert, gewiß eine nette Verherrlichung des Freundes! Schließlich tragen die Muſen dem Alypius auf, in Löwen den Johannes Borſalus grüßen zu wollen. Und was ſoll ich den andern ſagen? fragt Alypius. Wir wollen es dir in das Ohr raunen, erwidert eine Muſe. Gut, erwidert, als dies geſchehen, Alypius, das macht keine Mühe, ſoll ſobald als möglich ausgerichtet werden.

„Die Geiſterbeſchwörung oder das Geſpenſt" iſt der Titel des nächſten Stückes, das zu jener Gattung von kräftigen Schwänken gehört, an denen das lachluſtige 16. Säculum ſo reich war. Ein köſtlicher, wenn auch ſehr derber Scherz (offenbar aus dem Leben gegriffen) wird mit unvergleichlicher Geſchicklichkeit erzählt. Ein beſchränkter Prieſter wird durch einen kühnen Spaßvogel lange Zeit hindurch in dem Glauben erhalten, eine arme Seele, die keine Ruhe finden könne und als heulendes Geſpenſt nächtlicherweile herumirrt, erlöſen zu können. Der Witzbold übernimmt alle Rollen, ſogar die des hölliſchen Reiters, die ihm bald übel bekommen wäre, er unterzieht ſich allem, nur um dann beim Nachtmahl, zu dem er immer früher als der Pfarrer zurückkehrt, deſſen Hiſtorien von den neuen Schreckniſſen der Nacht und den Fortſchritten des Erlöſungswerkes zu hören. Es iſt eine Geſchichte, die an die Erzählung der Abenteuer Falſtaff's gemahnt, die aber in Ueberſetzung oder Auszug ungemein verlieren würde und die man eben ſelbſt leſen muß. Gewöhnlicher, ſeinem Inhalte nach, iſt das Geſpräch „Alcumiſtica", obwol auch dieſes ſehr witzig gehalten iſt.

Digitized by Google

Es ſchildert den häufigen Vorgang, wie ein Geizhals, von dem man eher einen Zahn als einen Kreuzer hätte erlangen können, ungeheuere Summen an einen höchſt geriebenen Gauner ausgibt, der ihn unzähligemal zum beſten hat, indem er ihm ſtets verſpricht, Gold zu bereiten. Aehnliche Gaunereien erzählt „Hippoplanus“. Mit großer Umſtändlichkeit werden die Schwindeleien der Pferdeverkäufer in luſtigen Geſchichtchen dargeſtellt. Die „Ptochologia“ iſt gegen die Bettelmönche gerichtet, denen es bei ihrem Vagantenleben ſo gut gehe, daß Könige ſie beneiden könnten. Irides, der Mönch, rühmt ſtolz: Ob Krieg, ob Frieden, wir leben ſicher, wir werden nicht zum Kriegsdienſte ausgehoben, wir werden nicht zu öffentlichen Aemtern herbeigezogen, wir werden nicht beſteuert; während das Volk durch Abgaben ausgeplündert wird, kümmert ſich um uns niemand; wenn wir auch etwas Arges anſtellen, wer ruft uns vors Gericht? Wenn wir einen ſchlagen, mit uns zu raufen, würde er ſich ſchämen. Miſoponus prophezeit freilich, daß dieſe Herrlichkeit nicht mehr länger dauern werde, doch der Mönch iſt ungläubig und ſagt: das habe ich ſchon oft gehört, das geſchieht an den griechiſchen Kalenden. — Vielleicht früher als dir lieb, erwidert das Geſpräch beſchließend Miſoponus. — Das „Convivium Fabulosum“ enthält die meiſten Facetien, Scherze und Anekdoten. Die Namen der Unterredenden ſind, wie in den Colloquien ſo häufig, griechiſch und ſo rechte Theaterzettelnamen, z. B. Gelaſinus, Philogelos, Euglottus, Adoleſches; dabei werden auch Freunde, wie Botzhemus, der mäßige Kanonikus von Konſtanz, Algotius u. a. erwähnt. Die von Ludwig XI., Philipp dem Gütigen u. a. erzählten Scherze oder die Geſchichte aus des Erasmus Knabenzeit zu Deventer erinnern am meiſten an Aehnliches bei Poggio oder andern Italienern. Von Maximilian ſpricht der Erzähler als von unſerm Max.

Das nächſte, pädagogiſch wol ganz unzuläſſige Geſpräch: „Die Wöchnerin“, läßt ſich, was ſonſt nicht ſo leicht iſt, chronologiſch genau beſtimmen, es ſchildert nämlich unter anderm die politiſche Situation Deutſchlands in kräftigen Zügen, erwähnt die Gefahr, die von Bauern und Türken droht. Doch darf man nicht glauben,

daß dies die Hauptſache ſei, die Wöchnerin ſpricht von ganz andern Dingen, ſie vergleicht z. B. die Gefahr, welcher der Krieger ausgeſetzt iſt, mit der, die der Wöchnerin droht, und findet, daß das Los der letztern ein viel härteres ſei. Im Verlaufe des Geſprächs merkt man allerdings, worauf Erasmus abzielt. In beredten, ſchlagenden, vielfach ſogar ergreifenden Worten eifert er gegen die meiſt aus der Eitelkeit und Bequemlichkeit der Frauen entſpringende Unſitte der Ammen. Iſt es nicht eine Art von Ausſetzung, ein zartes Kindchen, das noch ganz ein Theil der Mutter iſt, das nach der Mutter mit der Stimme ſchreit, die ſelbſt wilde Thiere bewegen ſoll, einer Perſon zu übergeben, die vielleicht weder geſunden Körper, noch einen anſtändigen Charakter beſitzt, der endlich ein bischen Geld mehr iſt als dein Kind ganz und gar! Und ausführlich ſtellt Eutrapelus (der Beredte) der Wöchnerin all die Uebel dar, die aus dem Leichtſinn der Amme dem Kinde als ſchlechte Mitgift für das ganze Leben entſtehen können. Kurz, nach langer Debatte bewegt er die junge Frau, ihm zu folgen, er möge nur ihre Aeltern und ihren Mann auch dazu bringen, ja ſie bittet ihn, ihr Vorſchriften für die künftige Erziehung des Kindes zu geben, was Eutrapelus auch verſpricht.

Eine Lieblingsangelegenheit, die er gar oft berührt, behandelt Erasmus in der „Pilgerfahrt“. Es ſind die Pilgerfahrten nach Compoſtella und zu den verſchiedenen wunderthätigen Marien- und Heiligenbildern, welche in der launigſten Satire geſchildert werden. Nur einiges ſei hervorgehoben. Menedemus fragt: Wie geht es dem heiligen Jakob? Ogygius antwortet: Er iſt viel grämlicher als ſonſt. Menedemus: Weshalb, macht dies das Alter? Ogygius: Geh, du Spaßmacher, du weißt doch, daß die Heiligen nicht altern. Aber der neue Glaube, der weit und breit durch die Welt geht, macht, daß man ſeltener als ſonſt zum heiligen Jakob kommt, die aber, welche kommen, machen nur ihre Aufwartung und zahlen nichts oder ganz wenig, indem ſie behaupten, das Geld werde mit mehr Recht für die Armen verwendet. Das ſtärkſte Stück in dieſem Geſpräche iſt jedenfalls der Brief der Jungfrau Maria, in dem ſie ſich bei Glaucoplutus

Digitized by Google

dafür bedankt, daß er Martin Luther folgend, es für überflüſſig erklärt habe, die Heiligen anzurufen, denn jetzt werde ſie wenigſtens von dem Gedränge von Bitten befreit, mit denen man ſich ihr genaht. Als ob ihr Sohn ſtets ein von ihrem Winke abhängiges Kind geblieben ſei, verlange man immer ihre Verwendung bei ihm. Bisweilen verlangen ſie Dinge von mir, der Jungfrau, was ein ſchamhafter Jüngling kaum von einer Kupplerin zu bitten wagen möchte. Ein Kaufmann, der des Erwerbes willen nach Spanien reiſt, empfiehlt z. B. die Keuſchheit ſeiner Concubine meiner Obhut; eine entſprungene Nonne verlangt von mir den Schutz ihres guten Rufes, den ſie ſelbſt wegwirft; ein Soldat ſchreit: Selige Jungfrau, gib mir fette Beute; der Würfelſpieler ruft: Bringe mir Glück, o Heilige, ich weihe dir einen Theil meines Gewinnes. Und wenn es nicht nach ihrem Willen geht, beſchimpft man mich. ... Da ruft eine, die ſchimpflichen Verdienſt ſucht: Gib reichliche Einnahme; die Unverheirathete erbittet ſich einen hübſchen und reichen Gemahl; die Verheirathete fleht um ſchöne Kinder, ... ein Greis bittet ſinnlos um Verjüngung, der Philoſoph betet um die Löſung verwickelter Fragen, der Prieſter hofft auf eine fette Pfründe, der Bauer will zur rechten Zeit Regen u. ſ. w., ich ſoll allen recht thun, kann ich es einem nicht, ſo heiße ich grauſam und man beſtreitet meinen Namen: Mutter der Barmherzigkeit. ... Aber freilich die geringere Beläſtigung hat auch ihre Kehrſeite. Früher wurde ich begrüßt als Königin des Himmels, als Herrin der Welt, jetzt höre ich kaum von wenigen: Ave Maria! u. ſ. w. Gewiß, auch die Heiligen werden aus den Kirchen geſchafft, ſie aber können es ſtrafen, St.-Peter z. B. kann denen, die dies thun, das Himmelsthor verſchließen, St.-Paul hat ein Schwert, St.-Georg iſt gepanzert und mit Schwert und Lanze bewaffnet; aber was ſoll die wehrloſe Jungfrau thun? Das möge er bedenken. — Dieſe Erfindung ſoll nach zwei Seiten treffen, ſowol die Abergläubiſchen und äußerlich Religiöſen als auch die rohen Bilderſtürmer. In breiter, behaglicher Darſtellung macht ſich Erasmus hierauf abermals an einen ihm vertrauten Stoff, an die Beſchreibung einer Pilgerreiſe zu einem Marienkloſter in

England. Die Kanoniker dort nennt er Amphibien, die heute Kanoniker, morgen Mönche ſein wollen. Wenn z. B. der Papſt alle Mönche bannen würde, ſo wären ſie ſogleich Kanoniker, wenn er den Mönchen dagegen die Ehe erlauben würde, ſo wären ſie nicht mehr Kanoniker, ſondern Mönche. Er beſchreibt hierauf Kloſter und Kirche, die an Edelſteinen überreich iſt. Der Hörer fragt, ob dort auch heiliges Oel ſei. Dummes Zeug, erwidert Ogygius. Jenes Oel ſchwitzt ja nur aus den Grabmalen der Heiligen, wie des heiligen Andreas und der heiligen Katharina. Maria iſt ja dort nicht begraben. — Mit beſonderm Humor und gründlicher plaſtiſcher Beſchreibung führt Erasmus den Leſer bei den Heiligthümern umher, da wird z. B. in einem Glaſe Milch der Jungfrau Maria vorgezeigt; als ihr geiſtlicher Cicerone bei dieſer Koſtbarkeit ankommt, zieht er ein Linnengewand an, hängt die Stola um, adorirt und gibt dann das Glas zum Kuſſe den Pilgern, die hierauf ein Gebet ſprechen. Der Führer tritt dann ſchweigend hinzu und ſtreckt eine Taſſe hin, wie ſie in Deutſchland die Zöllner an den Brücken verwenden. Die Pilger zahlen, Ogygius iſt aber ſo unvorſichtig, durch einen der Landesſprache kundigen Jüngling aufs artigſte fragen zu laſſen, wodurch man es denn beweiſen könne, daß dies wirklich die Milch der Jungfrau ſei. Mit ſtarren Augen und voll Entſetzen blickt der Myſtagog den Kühnen an, endlich findet er die Sprache wieder: Wie kann man da noch fragen, wo eine authentiſche Urkunde vorhanden iſt. Und er hätte den Frager hinausgeworfen, wenn nicht zur richtigen Zeit aufs neue die Handſalbe angewendet worden wäre. Im Voltaire'ſchen Sinne wird dann die Wundergeſchichte erzählt, wie dieſe Milch von Konſtantinopel herübergebracht worden ſei. Erasmus gibt wieder — ſein Ogygius muß dieſes alles ſcheinbar ſehr gläubig erzählen — genaue Beſchreibungen von den heiligen Stätten, z. B. dem Grabmale des heiligen Thomas von Canterbury, gegen deſſen Schätze Cäſar und Midas Bettler geweſen, von den Reliquien, die natürlich geküßt werden. Auch hier iſt in der Perſon des Engländers Gratianus ein Zweifler zugegen, der vor einer blutigen Reliquie zurückbebt und über die nutzloſe Aufhäufung ſo

Digitized by Google

großer Schätze in einer Welt voll Elend ſeinen Unwillen nicht zu unterdrücken vermag. Auch hier wieder hitzige Erregung des Myſtagogen, aber endliche Beſchwichtigung desſelben durch gute Worte und beſſeres Geld. Für das Geſchenk beim Abſchied, das der Prior in Form eines Lappen von einem heiligen Schnupftuche gibt, hat Gratianus keinen Sinn, er legt es ſich ekelnd weg. Auch auf dem Wege begegnen den Reiſenden alle jene Betteleien und all jener Trug, den man auch heute noch in der Nähe von Wallfahrtsorten erleben kann. Da zeigt ein Alter einen Stiefel des heiligen Thomas vor und fordert zum Kuſſe desſelben, d. h. vor allem zur Verabreichung eines Trinkgeldes auf. Viel noch erzählt Ogygius von ſeinen Pilgerfahrten, dem Menedemus wird es ſchon zu viel, er meint, er werde jetzt ſeine römiſchen Stationen machen, ſein Haus behüten, ſeine Töchter nicht aus den Augen laſſen, ſeine Geſchäfte beſorgen, Frau, Kinder und Diener beſuchen; Ogygius meint freilich, das würde ja alles der heilige Jakob für ihn thun, er ſolle nur auf die Wallfahrt gehen, aber Menedemus erwidert: Die Heilige Schrift ſchreibt vor, daß ich für alles das ſorge; daß ich es den Heiligen überlaſſen ſolle, habe ich niemals geleſen.

Eins der längſten, aber auch nach meinem Geſchmack wenigſtens am mindeſten anziehenden Colloquien iſt die für die Biographie des Gelehrten gut verwendbare und auch verwendete „Ichthyophagie“ oder das Fiſcheſſen. Schon die Anlage ſcheint mir nicht glücklich: über theologiſche Dinge, oft ſehr gelehrt und eingehend, unterhalten ſich ein — Fleiſchhauer und ein Fiſcher; das zu glauben iſt doch nicht leicht möglich. Dazu fehlt es nicht an häufigen Wiederholungen, überhaupt hat das ganze Geſpräch etwas Seniles an ſich. Es dreht ſich alles um die Härte des Faſtengebots und die furchtbare Gefahr, welche der Genuß ſchlechter Fiſche der Geſundheit der Menſchen bringt. Erasmus wird dabei um ſo beredter und erregter, als er ſelbſt ſein Leben lang an den Folgen dieſer Fiſchkoſt gelitten, die er in Paris im Convict Montaigne zu ſich nehmen mußte. Es iſt kein ehrenvolles Monument, das der große Gelehrte in dieſem Geſpräche dem Vorſtande von Montaigne, Johann Standoncus,

geſetzt. — Wiederum erſcheint hier die allerdings ſchon öfter dageweſene Forderung, man möge auf das echte Chriſtenthum, auf den Geiſt dieſer Religion der Liebe mehr achten als auf Aeußerlichkeiten, in denen die Hohlköpfe und Splitterrichter ſo groß ſind, und wegen derer ſo viele Verfolgungen leiden. Möchte man doch lieber die Ceremonien beiſeite laſſen (neglectis caerimoniis) und nur nach jenem ſtreben, was Chriſtus gelehrt hat; da würde ſich das Chriſtenthum auch raſcher verbreiten, da würden barbariſche Nationen ſehen, daß die neue Religion nicht zur Ausbeutung, ſondern zum wahren Glücke führe. Ein Seitenhieb auf die Thätigkeit der Spanier in den neuentdeckten Ländern, mit dem ſich eine captatio benevolentiae an den neuen Papſt Clemens und eine Klage über den unchriſtlichen Krieg der mächtigſten Potentaten (Franz I. und Karl V.) verbinden. Eingehend wird dann über die politiſche Situation, die durch Franz' Gefangennahme geſchaffen worden, disputirt, der eine Sprecher meint, es werde bei der Sache ſo gehen wie im Schauſpiele, auch die Fürſten werden ihre Kämpfe mit einer Hochzeit beſchließen. Aber diesmal hatte der Mann der Studirſtube doch ſicher richtiger geurtheilt als Spaniens Diplomaten, wenn er ſich äußert, er hätte Franz ungekränkt ohne Löſegeld freigegeben, dieſe Großmuth hätte mehr Ehre verliehen und mehr Nutzen gebracht, als wenn man ganz Frankreich unterworfen hätte. Und ebenſo freimüthig iſt der Ausſpruch über die Geſetze: daß ſie wie die Medicamente dem Wechſel der Zeiten und Anſchauungen unterworfen ſeien, daß ſie, ſtets unverändert angewandt, mehr Qual als Nutzen für die Menſchheit wären, eine Bemerkung, die vor allem beim Strafrechte am Platze iſt. Erasmus gibt ſogar vor Buchanan und Milton das Recht des Widerſtandes gegen das Geſetz zu, freilich nur des theoretiſchen Widerſtandes — denn ſtets ſei die Empörnng ausgeſchloſſen! Und nicht minder freiſinnig ſpricht er gegen jene abgöttiſche Verehrung der Geiſtlichen, welche dieſe förmlich an Gottes Stelle ſetzt, wie gegen jene gedankenloſe conventionelle Lüge, die raſend gegen den Geiſtlichen losfährt, der ſich die Tonſur verwachſen läßt oder ein weltliches Gewand trägt, bei wirklichen Verſtößen gegen

Digitized by Google

die Heiligkeit des Amts ſchweigt und nicht hören und ſehen will. „Wenn ein Prieſter im Bordell ſchlemmt, wenn er Würfel ſpielt, fremde Ehefrauen verführt, wenn er die Heilige Schrift nicht anſchaut, bleibt er doch eine Säule der Kirche!“ Folgen einige Nonnengeſchichten, die allerdings den Charakter der Facetien an ſich tragen, worauf er wieder darüber Klage erhebt, daß man bezüglich äußerer Gebrechen ungemein ſchwierig bei der Aufnahme in den Prieſterſtand ſei, bezüglich innerer aber ſo lax, daß man Unwiſſende, Würfelſpieler, Trunkenbolde, Kriegsleute und Mörder aufnehme. In eingehender Weiſe wird ſodann das Lieblingsthema des Autors, das ihn perſönlich ſo ſtark berührte, der Unverſtand des Faſtengebots für Kränkliche beſprochen; daß er dabei ſtets ſeine eigene Angelegenheit ins Auge faßt, erkennt man, abgeſehen von dem großen Eifer, mit dem es geſchieht, auch an den Ausdrücken, die er in ſeinen Kreiſen anwendet, wenn von ihm ſelbſt die Rede iſt, z. B. die ſtehende Formel Corpusculum, die er ſtets von ſich gebraucht. Er unterſcheidet dabei wol, ob jemand öffentlich oder daheim im Hinblick auf ſeine Geſundheit das Faſtengebot übertrete, und es iſt gewiß aus den eigenen Erlebniſſen geſchöpft, wenn er erzählt, wie der Klatſch über ſolche Dinge mächtig geworden, oder wenn er in einem Klimax das Faſtengebot einen Mord nennt. Goldene Worte aber ſind es, welche Erasmus über die furchtbare Härte ſpricht, mit der man den Fall einer Jungfrau beurtheilt, da doch Verlogenheit und Verleumdung und eine von Haß und Neid verderbte Sinnesart weitaus laſterhafter ſind. Aber ſo geht es in allen, es gibt keinen richtigen ethiſchen Maßſtab, weder im Geſetze noch in der öffentlichen Meinung, höchſtens den: die Großen läßt man laufen, die Kleinen hängt man. Wer eine Kleinigkeit ſtiehlt, den hängt man, wer durch Weinverſchlechterung, durch Monopole, Wucher und Tauſende von Kniffen und Schwindel gar viele plünderte, o der gehört zu den Angeſehenſten! Wer Nahrungsmittel und Wein verfälſcht und dadurch das Volk krank macht, thut dies ungeſtraft. Nicht minder eifert er gegen die Sinnloſigkeit jener, welche durch bloßes Lippengebet die Heiligen zu gewinnen glauben, welche ſie durch ihren ſchlechten

Digitized by Google

Lebenswandel bei Tag und Nacht verletzen. Und er zählt ſo manches auf, was durch die Predigt zu bekämpfen Pflicht der Prieſter wäre, ſchließt aber dieſe Auseinanderſetzung mit den Worten: Freilich wäre das die Pflicht jener, aber es gibt unter ihnen viele, für die es nützlich iſt, daß das Volk, die Fürſten und die Biſchöfe ſo ſeien, wie ſie ſind. Die praktiſche Erklärung dieſes Satzes wird in den äußerſt kräftig ausgeführten Gegenbildern des nächſten Geſprächs, des berühmten „Funus" (in der ſpäter zu erwähnenden deutſchen Ueberſetzung: die todte Leich! genannt) gegeben. In künſtleriſch ausgeführtem Bilde wird geſchildert, wie ein Reicher ſtirbt, der locker gelebt hat, aber jetzt doch in der Todesſtunde alle die Mittel anwendet, welche die Mönche und die Anſchauung der Maſſen für die geeigneten hält, um den höchſten Richter zu gewinnen. Natürlich bekommen dabei die Aerzte ihr Theil von Satire: wie ihrer ein ganzes Dutzend ſich nicht auskennt und den Mangel an richtiger Diagnoſe durch Section des Sterbenden, die ſie ſich von der Witwe verbürgen laſſen, hintennach erſetzen will. Und nun erſt die Mönche in ihrer Plumpheit, in ihrem aufdringlichen rohen zänkiſchen Weſen, in ihren halb grauenhaften, halb bornirten Praktiken — man begreift es wol, daß ſie in dieſem Geſpräche eine furchtbare Gewerbsſtörung ſahen und deshalb gar ſo gegen Erasmus ergrimmten. Denn was ſchildert er anders als ihre ins Syſtem gebrachte, das Heiligſte profanirende, jede menſchliche Rückſicht auf die Seite ſchiebende Erbſchleicherei. Da liegt der Sterbende ächzend und ſchmerzerfüllt, um ihn die Seinigen, aber er darf nicht ruhig ſterben, da ziehen ſchon die Bettelmönche auf. Das Opfer fällt, die Raben ſteigen nieder. (Mit dieſem Worte Schiller's könnte frei der Satz des Erasmus tot vultures ad unum cadaver überſetzt werden.) Sie faſſen Poſten bei dem Sterbenden; Franciscaner und Dominicaner beginnen ſodann einen in dem Tone der „Epistulae obscurorum virorum" gehaltenen Streit im Zimmer des Patienten mit dem Pfarrer, der dem Kranken die Letzte Oelung geben will. Der Streit wird von allen Seiten in der roheſten und tobendſten Weiſe geführt, bis der Kranke, auf den dabei niemand Rückſicht nimmt, dem Pfarrer

Digitized by Google

verſpricht, er werde ihm nochmals beichten, da er es früher ſchon dem Franciscaner gethan, bezüglich des Glockenläutens aber, für die Leichenlieder, das Castrum (er nennt es cenotaphium) und das Begräbniß werde ihm das Geld ausbezahlt werden, bevor er das Haus verlaſſe. Der Pfarrer iſt damit zufrieden und erläßt dem Kranken die Wiederholung der Beichte. Doch ein neuer Streit bricht aus zwiſchen den Abgeſandten der vier Bettelorden, welche im Nebenzimmer Poſto gefaßt haben und nun eine fünfte Abtheilung aufmarſchiren ſehen. Die Wuth über Verkürzung der Dividende erregt ein ſtürmiſches Wortgefecht, das bis zur Prügelei auszuarten ſcheint. Auch hier muß der arme Kranke, der einſt Landsknechtsführer war und ſich auf die Schlichtung ſolcher Streitigkeiten auskannte, ſich durch Verſprechungen Ruhe verſchaffen. Er heißt die Karmeliter und Auguſtiner ſich entfernen, ſie ſollen es nicht zu ihrem Schaden thun, denn man wird ihnen ebenſo viel Eſſen zuſchicken, als die hier Verbleibenden erhalten, beim Leichenbegängniſſe — verfügt er — ſollen aber alle für die gleiche Zahlung mitgehen. Nun erſt marſchiren ſie brummend ab, doch bei der Teſtamentsabfaſſung bleiben die angeſehenſten Mönche zugegen. Die Frau ſoll Beghine werden, der älteſte Sohn gleich nach Rom pilgern und durch päpſtlichen Dispens vor dem geſetzlichen Alter zum Prieſter geweiht werden und ein Jahr im Vatican für das Seelenheil ſeines Vaters das Meßopfer bringen, an jedem Freitage aber die Stufen im Lateran auf den Knien hinaufkriechen. Der jüngere Sohn, 15 Jahre alt, ſoll Franciscaner, die zwei Töchter der heiligen Clara und Katharina geweiht werden. Das reichliche Vermögen aber wird der Witwe und den Kindern mit dem Heimfall an die Klöſter, in die ſie ſich begeben, und einer langen Reihe von Orden und Mönchen hinterlaſſen, die am Bette weilenden Mönche erhalten außer ihren Legaten noch eine Summe zur beliebigen Vertheilung an verſchämte Arme! Hierauf folgt die genaue Beſtimmung des Leichenbegängniſſes und der letzten Ehren, aus der man erſieht, wie ſehr man meinte, durch möglichſte Akribie in dergleichen das Seelenheil erlangen zu können. Nicht minder genau werden die Gebete und Vor-

Digitized by Google

kehrungen beſchrieben, welche die Mönche mit den in die Mönchskutte Eingekleideten vornehmen. Der Mönch Bernhardinus ſtellt ſich auf die rechte Seite des Sterbenden, Vincentius auf die linke, der eine zeigt ihm das Bild des heiligen Franciscus, der andere das des heiligen Dominik. Die andern murmeln im Zimmer vertheilt Pſalmen mit klagender Stimme, Bernhard ſchreit ihm ins rechte Ohr, Vincenz ins linke. Bernhard ruft ihm zu: Georg, wenn du das billigſt, was zwiſchen uns ausgemacht iſt, ſo neige dein Haupt zur Rechten! Vincentius aber ruft: Zittere nicht, Georgius, du haſt den heiligen Franciscus und Dominicus zu Vorkämpfern! Sei ruhig! Bedenke, wie groß deine Verdienſte ſind, was für eine Urkunde du bei dir haſt (es wurde ihm eine Abſolutionsurkunde an die Kutte gebunden), endlich erinnere dich, daß ich meine Seele für dich verpfändet habe, wenn es irgendwie ſchief gehen ſollte — wenn du das verſtanden haſt und billigſt, ſo neige dein Haupt nach rechts! Er that's. Da riefen ſie ihm beide einſtimmig zu: Wenn du uns verſtehſt, ſo drücke meine Hand! So vergingen beinahe drei Stunden. Dann ſtarb mitten unter der Verkündigung der Abſolution der Kriegsmann. Die Schilderung des Ganzen iſt von ſolcher Kraft, daß der dürftige Auszug hier keine Vorſtellung geben kann, aber auch ſo wird man den Muth bewundern müſſen, der es damals wagte, die ſo mächtigen Mönche in dieſer Art anzugreifen. Erasmus fühlte dies wol ſelbſt, denn am Schluſſe dieſer Schilderung ſchreibt er: Wenn das, was ich erzähle, fromm iſt, ſo liegt es in ihrem Intereſſe, daß das Volk davon wiſſe, wenn nicht, ſo werden es mir die Dank wiſſen, welche unter ihnen brav ſind, daß ich andere abſchrecke, Aehnliches zu thun. Denn es gibt unter ihnen Wackere, welche ſich oft bei mir beklagten, daß durch Aberglauben und Unredlichkeit der ganze Stand bei den Guten in Miscredit komme. — Als Gegenſtück zu vorſtehender Schilderung folgt nun die des Ablebens des braven Cornelius, in der auch ein tüchtiger Arzt Jacobus Caſtrutius genannt und eine ſehr ſchöne Darſtellung des Lebensendes eines wahrhaft frommen und vernünftigen Mannes gegeben wird. Der vermacht freilich den Mönchen und Klöſtern nichts, läßt keine

Digitized by Google

Mönche zu ſich kommen und beichtet dem Pfarrer nicht, dem er überhaupt keine Aufträge für ein prunkvolles Leichenbegängniß gibt. Er läßt ſich aber aus der Heiligen Schrift vorleſen, ſpricht liebevoll und herzlich zu den Seinen und endet als echter Chriſt in frommem, tiefempfundenem Gebete.

Das Geſpräch „Echo“ iſt ein artiges Kunſtſtück, zum Theil ganz wunderhübſch. Ein Jüngling fragt das Echo, und mit großer Geſchicklichkeit paßt das Schlußwort oder ein Theil desſelben zur Antwort, z. B. Cui suades ut me dem vitae instituto? Echo: tuto! Oder: Quid captant plerique qui ambiunt sacerdotium? Echo: Otium.

Sehr witzig iſt das Geſpräch „Dispar convivium“, das mit der Sachkenntniß eines Gourmands abgefaßt die Gänge einer Mahlzeit mit Pyrrhus' Stratagemen vergleicht und gute Bemerkungen über die Verſchiedenheit der Anlagen macht. Das Geſpräch „De rebus ac vocabulis“ hat mannichfache treffende Aeußerungen, z. B. über die Scheu der Leute, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; ſo mancher, der betrügt, würde ſich tief beleidigt fühlen, wenn man ſeine Handlungsweiſe — wie billig — Betrug nennen möchte. Denn das Betrügen liebt man, den Namen aber nicht. Matter als die bisherigen iſt der „Charon“, obwol auch in ihm ganz köſtliche Aeußerungen vorkommen, z. B. die biſſige Zuſammenſtellung, wie die Franzoſen, die Engländer und Spanier, wenn ſie Krieg führen, alle gleichmäßig behaupten, Gott ſei ihrer Sache als der allein gerechten vor allem gnädig und deshalb könne ihnen der Sieg nicht fehlen. Auch hier wieder wird das weltliche Weſen der Geiſtlichkeit mit ätzender Ironie dargeſtellt, wie ſie lieber im Kriegslager ſind, weil es da zu verdienen gibt, namentlich durch Teſtamente. In dem „Synodus Grammaticorum“ verhöhnt er die ungeſchickten Etymologiſten und führt die ſcholaſtiſche Weisheit ſpottend vor, indem er des Mamotrectus, Catholicon, Brachylogus, Ovidius „per Allegorias expositus“ u. a. erwähnt, woran ſich Debatten über das Wort und den Begriff Anticomarita anreihen.

„Die ungleiche Ehe“ führt wieder in allgemeinere Angelegenheiten ein, es behandelt den auch bei uns nicht ſeltenen Fall

Digitized by Google

daß ein blühend ſchönes, junges Mädchen einem von ekelhafter Krankheit heimgeſuchten Manne vermählt wird. Erasmus erſchöpft ſich in Ausdrücken und Bildern, welche die Gemeinheit ſolcher Aeltern brandmarken, die ein geſundes friſches Leben mit ſolch' wandelndem Leichnam verbinden, nur weil der Gatte ein Ritter ſei. „Ein rechter Ritter“, bemerkt der Unterreder treffend, „der wegen ſeiner Krankheit kaum auf dem Stuhle ſitzen kann.“ Und ebenſo treffend wird — mit einem Seitenhiebe auf Fürſten, die ebenfalls dieſes Leiden haben — darauf hingewieſen, daß bei Züchtung reiner Pferde- und Hunderaſſen man gewiß dergleichen nicht geſtatten werde, was bei den Menſchen erlaubt ſei. Vortrefflich verweiſt er auf die — noch immer beſtehenden — Lücken im Geſetze. Wenn ein Plebejer eine patriciſche Jungfrau küßt, welch ein Tumult bricht da los. Wenn einer hinkt, ſcheint er zur Ehe nicht tauglich, aber einer ſolchen Vergiftung, die ſtets die Erkrankung des Mädchens zur Folge hat, ſieht man gleichgültig zu. Wenn ein Mädchen einen Prieſter heirathet, ſpottet man über den Geſalbten, über jenen ſo ſchlecht geſalbten Leichnam ſpricht niemand. Und ſolchen elenden Aeltern ſetzt man keinen Curator. Ueberhaupt verhalten ſich dieſer Seuche gegenüber, welche die ganze Welt erfüllt und die Leiber verdirbt, die Obrigkeiten ganz paſſiv, ſie, die doch für dieſes theuere Gut der Menſchen ſorgen ſollten. Freilich kümmern ſie ſich auch nicht um die Folgen der Nahrungsmittelverfälſchung, ſie kümmern ſich nur um das Hereinbringen der Steuern. Wäre er ein Fürſt, ſo dürften ſolche Vergiftete mit den andern nicht verkehren (Erinnerung an die Sunderſiechen des Mittelalters), wäre er der Papſt, ſo würde er ſolche Ehen, in denen der Mann ſich für geſund ausgegeben, ſofort auflöſen. Ja, er erhebt ſich ſogar zu dem Vorſchlage eines Radicalmittels gegen dieſe Seuche, alle von der Krankheit Ergriffenen zu tödten (was z. B. mit den Leproſen in einer Landſchaft wirklich geſchah, vgl. „Magnum Chronicon Belgicum“). Es wäre das kleinere Uebel gegenüber der allgemeinen Anſteckung der Menſchheit, jetzt im Anfange ließe ſich dieſe Peſt (die Malafrances = Syphilis) noch austilgen. Wie verhalten wir uns gegen die Diebe, wir Chriſten?

Digitized by Google

Wir tödten ſie, das nennt man nicht Grauſamkeit, ſondern Gerechtigkeit; die uns aber mehr als Geld, die uns fürs ganze Leben die Geſundheit ſtehlen, die ſchont man. Die Freunde ergehen ſich dann in frommen Wünſchen nach Geſetzen, durch welche dieſer Seuche geſteuert werden könnte, wobei der Quarantänevorkehrungen der Italiener lobende Erwähnung geſchieht. Dem armen Mädchen, das ſo geopfert worden ſei, will er aber ſtatt eines Epithalamiums ein Epitaph ſchreiben.

Aus dem Geſpräche ſind unſchwer der begreifliche Ekel und die große Furcht zu erkennen, die Erasmus vor der veneriſchen Krankheit empfand; wer dieſes Colloquium geleſen, wird über das Benehmen des Gelehrten gegen Hutten — ſo wenig man es auch im allgemeinen billigen wird — doch gerechter urtheilen.

Von geringerm Intereſſe iſt der kurze „Impostura" wie der Evangeliophorus, in dem die Caricatur eines trunkſüchtigen Landsknechts vorgeführt wird, der ein Exemplar der Bibel mit ſich trägt und für die Werthſchätzung derſelben ſich herumſchlägt. Erasmus bringt ſich in dieſes Geſpräch zweimal hinein. Einmal erzählt der das Evangelium tragende „Cyclops" — ſo nennt er ihn — er habe einen Franciscaner, der gegen das Neue Teſtament des Erasmus von der Kanzel herabgeſchmäht habe, bei den Haaren geriſſen und das Geſicht mit Beulen bedeckt und ihn mit der Bibel dreimal gebläut. Dann läßt er den Cyclops — der Name kommt oft auch in den Briefen vor, es ſcheint ein Famulus geweſen zu ſein — ſeine vier Evangelien aufzählen, die eine Verſpottung jener ſehr weltlichen Abenteurer enthalten, welche ſtets das Wort Evangeliſt im Munde führen, dabei aber den alten Adam liebevoll beibehielten. Witzig ſchildert der Erzähler, wie es in der Welt zugehe, gerade ſo wie vor der Sintflut. Alles ißt und trinkt, freit und heirathet, kauft und verkauft, wuchert und wird bewuchert u. ſ. w. Die Könige führen Krieg, die Geiſtlichen ſinnen auf Vermehrung der Einkünfte, die Theologen ſpinnen Syllogismen, die Mönche laufen durch die ganze Welt, das Volk macht Tumulte, Erasmus ſchreibt die Colloquien! — In dem Geſpräche „Abſurda" liegt der Witz in dem fortwährenden Misverſtändniß des Geſagten

Digitized by Google

und dem Unpaſſenden der Antwort. Die „Ementita Nobilitas“ verweilt bei den zahlreichen Kniffen und Gaunereien, mit denen ſich Glücksritter durch Vorgeben des Adels u. dgl. eine Zeit lang ein gutes Leben bereiten. Der Adel kommt dabei nicht allzu gut weg, denn zu den Kennzeichen, die einer haben müſſe, um für einen Adeligen gehalten zu werden, gehören, daß er mit Würfeln, Karten und Dirnen gut umzugehen wiſſe, ordentlich trinken und verſchwenden und auf Unkoſten anderer leben könne, auch müſſe er mit der franzöſiſchen Krankheit behaftet ſein, ſonſt glaube es ihm niemand, daß er von Adel ſei. ... Geht alles ſchief, nun, ſo ſtirbt es ſich leichter am Rad, als an Sand und Stein, Podagra oder Nervenlähmung; übrigens iſt es ſoldatiſch, zu glauben, nach dem Tode bleibe vom Menſchen nichts übrig als der Leichnam. In der Hauptperſon will man übrigens eine Anſpielung auf Eppendorf finden. Sehr wenig Intereſſe bietet der „Aſtragalismus“, der über Spiele handelt, der „Senatulus“ ſtellt eine Verſammlung von Frauen vor, welche durchdrungen von der Bedeutung ihres Geſchlechts Reformen zu unternehmen beſchließen. Die Namen ſind aus allen Epochen gemiſcht, die bedeutendſte Rednerin, die aber Mühe hat, ihre Colleginnen in Ordnung zu halten, iſt die ganz claſſiſch ſprechende Cornelia, welche ſich im Sinne der Emancipirten beklagt, daß alles, ſelbſt die Diebe, ihre Verſammlungen hätten, nur die Frauen nicht. Gleich hier wird ſie keck unterbrochen, ſie ſagte: Solae omnium animantium mulieres nunquam coimus, da ruft eine: Saepius quam decet. Selbſtverſtändlich wird auch hier über die Rangordnung debattirt und unterſucht, wer zur Verſammlung zugelaſſen werden, wie abgeſtimmt werden ſoll, ſodann wird heftig gegen die Gleichheit der Tracht losgezogen, welche die Plebejerin äußerlich nicht erkennen läßt — es gibt eben keinen äußerlichen Unterſchied mehr! Den Schluß bildet die Aufforderung, auch öffentliche Aemter und Würden erſtreben zu wollen.

Ein allerliebſtes Geſpräch, einem reizenden Aquarellbildchen vergleichbar, iſt die „Morgendämmerung“ (diluculum)! Ein Langſchläfer wird durch die bekannten, in prächtiger Sprache

Digitized by Google

aufgeführten Gründe von dieſer ſchlechten Gewohnheit geheilt. Wie ſchön beſchreibt — gewiß aus eigener Erfahrung — Erasmus den Reiz des Morgens, ſeine erfriſchende, Gedanken ſpendende Kraft! „In der Frühſtunde da ſind wir erſt rechte ganze Menſchen, da eignet ſich der Körper zu jeder Arbeit, der Geiſt lebt und webt in Thatkraft, alles iſt innerlich ſtill und befriedigt und gleichſam ein Hauch des göttlichen Athems voll von Strebeluſt nach dem Guten!“ — Aehnlich iſt die „Nüchterne Mahlzeit“ gehalten, in der Freunde ſich über das ſchönſte ihrer Leſefrüchte beſprechen, ſelbſtverſtändlich wird von Sokrates, Cato und andern großherzigen Männern geredet und werden edle Ausſprüche angeführt. In der „Ars notoria“ wird dem kleinen Erasmus durch Deſiderius (Erasmus wendet ſich hierin zu ſeinem Pathen, dem er die „Colloquia“ dedicirte, und an die Jugend überhaupt) dargelegt, daß zum Wiſſen kein anderer Weg führe als der des Fleißes. In der „Concio“, die er auch Merdardus (ein übelriechendes Wortſpiel für Medardus, das übrigens in jenen Tagen gewiß ungemein ergötzte) nennt, wird ein Hauptgegner des Erasmus, der freilich ein Typus für eine auch heute nicht ausgeſtorbene Gattung von dummen und perfiden Kanzelrednern iſt, dem Hohne preisgegeben. Mag man auch die Breite und das geradezu apologetiſche Eingehen auf Einzelheiten, für unſere Tage nicht mehr anziehend finden, gewiſſe Partien des Geſprächs ſind doch höchſt ergötzlich, z. B. die plumpen, bübiſchen, aber allerdings nicht erfundenen Ausfälle des mönchiſchen Eiferers gegen Erasmus, den er ſehr witzig Dr. Aſinus nennt, der eigentlich der Fahnenträger und Urheber der lutheriſchen Tumulte ſei. Der ſei an aller Sektirerei ſchuld und an dem, daß die Prieſter ihrer Pfründen beraubt, die Biſchöfe verachtet werden und man dem Papſte trotze. Heftig vertheidigt ſich Erasmus dagegen. Im Gegentheil, läßt er ſagen, hätten viele aus des Erasmus Schriften die Keime der Frömmigkeit gewonnen, für jenen Brand aber trügen die Mönche die Verantwortung, durch ſie werde er auch jetzt noch genährt. Daß den Erasmus dieſe Angriffe im Innerſten erbitterten, zeigt einerſeits die gründliche Vertheidigung, andererſeits die Heftigkeit, womit er es be-

Digitized by Google

klagt, daß ſolche Prediger durch den heiligen Ort ein förmliches Aſylrecht bekämen und ſtraflos blieben, trotzdem ſie Lügen und Verleumdungen ausſtreuten und in Verhetzungen geſchäftig ſeien. Aber er fügt für ſeine Leſer hinzu, daß König Ferdinand dieſe — in der That zu Augsburg gehaltene — Predigt übelgenommen habe. Auch deſſen Schweſter, Erzherzogin Maria, der Cardinal von Trient, Biſchof Balthaſar von Konſtanz und vor allem Biſchof Faber von Wien hätten dem Prediger gezürnt. Freilich, ein ſolcher Eſel ſpürt nichts als den Stock, daheim unter den Seinen habe man ihn mit Triumphgejohle empfangen und zwiſchen Bechergeklirr ein „Te Deum" geſungen.

Ich übergehe den langathmigen und wol ziemlich ſenilen „Philodoxus" und erwähne der wenn auch etwas übertreibenden, aber doch ſehr aus dem Leben gegriffenen Schilderung eines reichen Geizhalſes (in dem Geſpräche „Opulentia sordida"). Er iſt ein Italiener — die Wahl dieſer Nation iſt nicht ganz willkürlich, man weiß, daß die Italiener meiſt ſehr ſparſam ſind, und von der Sparſamkeit zum ſchmuzigen Geiz iſt der Weg nicht allzu weit. Ja, dieſer Geiz iſt mehr als ſchmuzig, er iſt ein Verbrechen gegen ſeine Mitmenſchen, ein Ausfluß furchtbarer Herzenshärte! Die Schilderung von den Pygmäenrationen und den verdorbenen Nahrungsmitteln, die der Geizhals ſeinen Dienern vorſetzen läßt, die elenden Ausflüchte und Lügen, durch die der reiche Geſchäftsmann einige Gulden zu erſparen ſucht, alles das wird in kräftigen Umriſſen gezeichnet. Man darf aber nicht meinen, daß das Geſpräch nur den Geiz tadle, auch die Gefräßigkeit, die wahrlich nur eine Gewohnheit ſei, findet ihre ſcharfe Zurechtweiſung.

Die „Exequiae Seraphicae" ſind eigentlich eine breite Bearbeitung des „Funus", auch ſie haben es mit dem Leichenbegängniſſe eines Mannes zu thun, der in der Kutte der Mönche beerdigt wird, auch ſie bringen die Einwürfe vor, die Erasmus gegen dieſe Art ſich begraben zu laſſen und das ganze Weſen, das aus der Todesangſt Kapital ſchlägt, erhoben hat. Er vergleicht dabei die Stifter der Orden in ihrer Einfachheit und ihrem chriſtlichen Sinn mit den entarteten Ordensmitgliedern und

charakteriſirt in ſcharfer Weiſe die Selbſtüberhebung jener Prieſter, die jedes Wort des Evangeliums auf ſich beziehen. Die Schattenſeite des Kloſterlebens, ja die gräßliche Einmauerung bei lebendigem Leibe werden nicht verſchwiegen, aber freilich viel zu gleichmüthig erzählt, doch verweilt er eingehend bei der tiefen Unſittlichkeit, die in dem Glauben liegt, durch Anziehen einer Mönchskutte im Angeſichte des Todes ſeine Sünden ſicherer ledig zu werden, als durch Umänderung des geſammten Lebenswandels durch Buße und Reue.

In der „Amicitia“ wird eine aus klaſſiſcher Lektüre und Selbſterlebtem und Mitgetheiltem zuſammengeſtellte ſehr amuſante Geſchichte der Feindſchaften der Thierwelt gegeben, an die ſich hübſche Notizen aus Botanik, Mineralogie und Geographie anſchließen.

In phyſikaliſche Unterſuchungen führt das „Problema“ ein, während der „Epicureus“ in ſchöner und warmherziger Ausführung den Vorzug eines in ſich befriedigten reinern und den Geſetzen der Religion und der Tugend lebenden Menſchenthums vor der Unruhe und Gewiſſensangſt der Luſtjäger ausführt.

Es iſt gewiß mit Bedacht geſchehen, daß der letzte Theil der „Colloquia“, von dem bei aller Achtung vor Erasmus und aller Bewunderung der edlen Abſichten doch geſagt werden muß, daß er an Friſche und Kraft ſich mit den frühern nicht vergleichen läßt, mit einer Art von ethiſchem Programm abſchließt, ein würdiges Finale und herrliches Teſtament des großen Mannes für die Leſer, welche es beherzigen wollen. Die abgeklärte Ruhe, der durch nichts zu verwirrende Sinn des welterfahrenen Weiſen waltet in wunderbarer Ruhe über den Dingen, in edler Haltung und mit höchſt beherzigenswerthen Rathſchlägen wendet ſich der Autor im Abſchiednehmen an die Leſer, ihnen die alte und doch immer neue ſokratiſche Weisheit ans Herz legend, daß alles Glück nur aus der innern Zufriedenheit, dieſe aber wieder nur aus der Tugend, die um ihrer ſelbſt willen erſtrebt wird, erfließe.

Doch wann wurden jemals jene, die da verlangten, daß man ſeine Pflichten genau erfülle, alles ernſt und tief nähme

Digitized by Google

und die Erfüllung des Evangeliums nicht in Aeußerlichkeiten ſuche, gern geſehen und freudig von jenen angehört, welche ſich bei gedankenloſem Thun, leerem Ceremonienweſen und Wortkram am behaglichſten befinden? Stets wurden ſie als Ruheſtörer verfolgt und womöglich beſeitigt. Konnte Erasmus anderes erwarten? Freilich zahlloſe Leſer fanden ſich; daß ſein Werk allein in Paris von Coline in 24000 Exemplaren verkauft ward, erzählt Erasmus ſelbſt, daß es in Schulen geleſen ward, wird an vielen Orten bezeugt und erſieht man ſchon aus dem Umſtande, daß ſich in Exemplaren des 16. Jahrhunderts von gleichzeitiger Knabenſchrift Noten und Zeichnungen vorfinden.

Karmeliter, Dominicaner und Franciscaner aber erhoben ihr Zetergeſchrei, vor allem ſuchte der unermüdliche Eiferer gegen Erasmus, der große Streithengſt der Sorbonne, der auch den unglücklichen Ueberſetzer Erasmiſcher Werke, den edlen Louis Berquin, dem Flammentode zugeführt hatte, gegen Erasmus Himmel und Hölle in Bewegung zu ſetzen. Dieſer Natalis Bedda brachte es dahin, daß die Sorbonne am 26. Mai 1526 erklärte, in den „Colloquia“ ſeien ärgerliche, irrige, gottloſe Dinge enthalten, und den Erasmus einen Heiden nannte, der das Chriſtenthum verachte. Namentlich an den Bemerkungen über Mönchshabit, Gelübde, Pilgerfahrten, Beichte, Faſten, den Vorzug der Ehe vor der Jungfernſchaft nahm ſie Anſtoß und fand, daß in Erasmus die Irrlehren des Arius, Wicliffe, der Waldenſer und Luther's mit andern ketzeriſchen Meinungen verquickt ſeien; die Lektüre der „Colloquia“ verbot ſie als höchſt ſchädlich. König Franz I. war allerdings mit dieſem Urtheile nicht zufrieden, dies zeigte ſich, als die Sorbonne die Verfolgung der „Colloquia“ durch das Parlament verlangte. Es geſchah dies in einer Bitte der Dekane und Doctoren der theologiſchen Facultät in Paris, aus der einiges entnommen werden kann, das für die Geſchichte der „Colloquia“ nicht ohne Intereſſe iſt. Schon 1523 wurde die kleine Ausgabe der „Colloquia“ durch die Diener des geiſtlichen Gerichts bei den Buchhändlern confiscirt, da ſie Irrthümer wider den Glauben und die guten Sitten enthalte.

Digitized by Google

In den vermehrten Ausgaben aber ſeien ſo viele Irrthümer hinzugefügt worden, welche unter dem Schein einer ſchönen Sprache zu verkehrter Lehre — ähnlich der Luther's — verführen. In Anbetracht deſſen, daß nichts dem öffentlichen Beſten ſchädlicher iſt, als wenn man jungen Leuten ſolche Lehren gibt, nach dem, was St.-Paulus ſagt: „Corrumpunt bonos mores colloquia prava", ſollten ſolche Verfügungen getroffen werden, daß die Lehre des beſagten Buches aus dieſem Königreich ausgerottet werde. Dabei ſtellen ſich die Verfaſſer dieſes Schriftſtückes, als ob ſie den Erasmus gar nicht kennten, ſie ſprechen von dem Verfaſſer in Ausdrücken: „wer er auch ſei" u. dgl. — König Franz ging auf die Wünſche der Sorbonne nicht ganz ein, auch die Facultäten konnten ſich nicht vollends einen, zwar die Juriſten und Mediciner (die letztern wol durch Erasmus' Ausfälle gegen ihren Stand gereizt) ſtimmten ſofort mit den Theologen, in der artiſtiſchen Facultät gab es aber eine gemäßigte Partei, erſt Ende 1528 wurde den Studenten durch förmliches Decret die Lektüre verboten, was freilich nicht ſehr ſtricte befolgt worden ſein dürfte. Auch in England fanden die „Colloquia" viele Gegner und Widerſtand, gegen welchen Erasmus die Hülfe Wolſey's und anderer Biſchöfe in Anſpruch nahm. In Spanien ſollten die „Colloquia" gar verbrannt werden. Papſt Paul III. ließ eine Commiſſion zuſammentreten, in welcher Sadoletus und Aleander ſaßen, und die natürlich Erasmus' „Geſpräche" aus der Schule verbannten. Selbſtverſtändlich ſetzte die Inquiſition dieſelbe in die erſte Klaſſe der verbotenen Bücher.

Einen weitern Aerger bereitete dem Erasmus der Dominicanermönch Lambert Campeſter, der eine Ausgabe der „Colloquia" veranſtaltet hatte, in der alles entfernt wurde, was die Mönche ärgern konnte, und ſo weit in der Frechheit ging, einen in ſchlechtem Latein geſchriebenen Brief mit dem Namen des Erasmus als Verfaſſer deſſelben vorzuſetzen, in dem dieſer erklärte, ſein Alter und Gewiſſen zwängen ihn, das zu widerrufen, was in frühern Ausgaben an Luther erinnere. Das wolle er auch künftig vermeiden, um ſeiner Seele die Schmerzen der Hölle zu erſparen.

Digitized by Google

Auch von anderer Seite fand Erasmus Gegner, unter andern Luther.[1]

Trotz der allſeitigen heftigen und erbitterten Angriffe war die Verbreitung des Werkes eine ungemein große. Froben in Baſel konnte nicht genug Ausgaben veranſtalten[2], Ueberſetzungen erſchienen in großer Anzahl. Petrus Lauro aus Modena überſetzte ſie ins Italieniſche, in Venedig erſchien ſchon um 1545 eine italieniſche Ueberſetzung: „Colloquii famigliari“ (Vangris), 1549 „I Ragionamenti overo colloqui, Vinezia Valgrisi“, als franzöſiſche werden die von Chapuzeaux und die von Gueudeville genannt. Ohne Angabe des Jahres erſchien zu Leipzig bei Blum ein Büchlein: „Aus deſſen (Erasmus) Colloquiis vier Geſpräche.“[3] Eine deutſche Ueberſetzung einiger Geſpräche rührt von Juſtus Alberti her und iſt in Augsburg 1545 in Folio erſchienen. Sie führt den Titel: „Colloquia Erasmi. Geſpräche des hochgelerten und weytberümpten Doctors Eraſmi von Roterodam umbgeſetzt und verdeutſcht für die Gemeynen frommen Chriſten des Lateins unerfaren | Lieblich zu leſen | aber auch merklich und nützlich zu wiſſen. Durch Juſtum Alberti von Volckmarſen | Pfarrherr und Diener der Gemayne zu Gladenbach. Anno MDXXXXV.“ Am letzten Blatte: „Gedruckt und vollendet in der kayſerlichen Reychsſtatt Augſpurg | durch Heynrich Stayner | am V. tag Decembris des MDXXXXV. Jars.“ Es ſind nur 15 Geſpräche überſetzt: 1) Die todte Leich (funus). 2) Die Junckfraw, ſo einen widermut oder abſcheuhen hat zum Eeſtand. 3) Die berewende Junckfrau. 4) Engeliſche Begrebdnuß. 5) Des reichen Bettlers. 6) Von Gelübden, vermeſſigklichen oder frävenlichen angenommen. 7) Bilgerfahrt umb Andacht willen. 8) Erforſchung des glaubens. 9) Der Riſe oder Evangelien-

[1] Walch, „Luther's Werke“, XXII, 16, 12, 1630. Die Angaben über die Sorbonne nach Burigny-Henke. „Das Leben des D. Erasmus“ (Halle und Helmſtedt 1782).

[2] „Solch buch nicht ſovilmal durch den truck kan vernewet werden als es verruckt und verkaufft wirt“, ſagt Alberti, der Ueberſetzer.

[3] Etliche Jahre vor dem Erſcheinen der Ueberſetzung Alberti's erſchien zu Köln die Ueberſetzung von drei Geſprächen.

träger. 10) Kriegers Beichte. 11) Schiffbruch. 12) Eines Abts und einer gelerten Frawen Perſon. 13) Die Eefraw, die ſich des Eeſtands beklagt. 14) Eines Freyhers und junger Dierne. 15) Eines jungen Geſellen und gemeiner Dierne, ein chriſtliche vnd gottsförchtige Bulſchafft. (!)

In der Vorrede erzählt Alberti die Geſchichte ſeiner Ueberſetzung. Nach ſehr vernünftigen Bemerkungen über das Werk des Erasmus, das er nicht allein als ein treffliches Hülfsmittel für die Erwerbung reiner Latinität, ſondern auch als einen Weg zur wahren Tugend und zum Chriſtenthum erkennt, bemerkt er, daß er lange gewartet, bis daß einer die „Colloquia" überſetzte; da dies nicht geſchehen und er von den Freunden gebeten ward, die von ihm überſetzten „Geſpräche" zu Nutz und Frommen der Menſchen zu veröffentlichen, ſo habe er — das iſt eine Erinnerung an Luther's Ausdrucksweiſe — ſich daran gemacht und es herausgegeben. Und ſo ſpitzt ſich die Publication Alberti's zu einer Tendenzarbeit gegen das „alles verderbende" Mönch- und Nonnenthum zu und zu einer Abwehr gegen die Nachſtellungen der Mönche, die ſo viel als möglich Colloquien verbrennen, um ſie aus der Welt zu ſchaffen. Sehr beſcheiden erwähnt er des Verdienſtes ſeines Vorgängers und ſpricht ſeine Freude aus, wenn er durch ſeinen Verſuch andere anregen würde, es beſſer zu machen. Ganz im Sinne des Erasmus fordert er die Leſer auf, genau zwiſchen Ernſt und Scherz unterſcheiden zu wollen, wie er denn auch für ein klares Verſtändniß durch Noten und Argumente zu ſorgen beſtrebt war. Das Buch iſt dem Kanzler Valentin Brüel, dem Rath des Landgrafen von Heſſen, gewidmet, in der Vorrede ſpricht er ſehr anerkennend von ſeinem Vorgänger dem Ueberſetzer jener drei Geſpräche, durch welche die Welt vor dem Truge der Mönche gewarnt werden ſoll (es ſind das „Funus" und die zwei Colloquien über die Jungfrau, die ins Kloſter gehen will). Nach einem kräftigen Worte über die Praktiken gewiſſer Prieſter lobt er Erasmus: „Wie nun der vorgenannte Erasmus ſolche liſt und betrug ſchrifftlich an den tag geben hat, und daneben noch vil ander und mancherley feelen, gebrechen, mißbrauche und jrthumb, die ſich vilfaltig bey den,

Digitized by Google

die ſich des Chriſten namens annamen, begeben, hat er dieſelbe durch ſolche liebliche geſpräche und höflichen ſcherz und zu zeiten auch nit one ſpott wöllen vermanen und warnen, daß man ſich vor ſolchen ſeelen, betrug und aberglauben wiſſen zu hütten und ſich der abthun One das er auch ſolchs für die junge und alte ſchulkinder einen jeglichen nach ſeinem verſtand gemacht und denſelben zugeſchrieben hat, nit alleine gut rein Latein damit zu lernen, ſondern auf das mit derſelben in erkenntnus der warheit und billigkeit angefürt werden.“

Wir ſind Alberti wenigſtens dafür dankbar, daß er auch die Vorrede des früher erwähnten Ueberſetzers beigegeben, der das Werk des Erasmus mit Horaz' Epiſteln vergleicht, der darin ſeine Freunde von der „Untugend“ abzulaſſen vermahnt: „So hats derſelbe Erasmus nit länger können vertragen, das wir alſo betrogen wurden und uns die ſelbig Geſitten alſo an den tag gelegt, das es auch die halb ſehende und halb verſtändige klar erſehen und vernehmen mögen.“ Recht geſchickt iſt der Inhalt der Geſpräche angegeben. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſo volksthümlich kräftig gehalten und doch ſo getreu, daß ich das Urtheil Burigny's, ſie ſei ſchlecht, durchaus verwerfen muß. Die Marginalnoten zeugen für den großen Antheil, den der Ueberſetzer an dem Werke des Erasmus und an der Sache ſelbſt nimmt — z. B.: „das iſt die ehrwürdigkeyt und geiſtligkeyt der Münch: ſich ſelbs loben, andere leſteren und ſchenden“, oder „das iſt der Münch troſten bei den krancken“, oder „Größer haß und neid, abgunſt und eygennutz auf erden nicht dann under München“ u. ſ. w. Es mag noch erwähnt werden, daß recht artige Holzſchnitte jedem Geſpräche voraufgehen und auch die griechiſchen Namen ſtets erklärt ſind. Wenn wir aber die Vorreden leſen, die Alberti den einzelnen Geſprächen vorausſchickt, ſo ſehen wir, wie gut er die Art des Erasmus verſtanden. Zur „Inquisitio de fide“ ſchreibt er z. B.: „Inn wölchem der ſelb Doctor Erasmus heymlichen und höflicher weyſ nach ſeiner gewonhayt ſticht und deutet auff das ungöttlich unchriſtlich fürnemen der Bäpſte, das ſye durch vorgemelt Ketzermayſter erforſcher und Spitzhüte angetriben haben.“ Sehr gut behandelt

Digitized by Google

Alberti den „Cyclops", in dem er die löbliche Abſicht des Eras=mus rühmte, gegen die, welche das Evangelium nur auf den Lippen und nicht im Herzen tragen, aufzutreten. — Eine „Entſchuldigung des Dolmetſchen" ſchließt das Werk, in welcher er nochmals betheuert, daß er die Arbeit nur unternommen, weil ſich kein anderer gefunden, und in großer Beſcheidenheit von ſeiner Leiſtung ſpricht. Alberti's Werk macht durchaus einen wohlthätigen Eindruck, man fühlt es, der Ueberſetzer war mit warmem Herzen dabei und hatte ein klares Verſtändniß für das, was dem Volke noththat.

Wie aber, fragen wir endlich, verhielt ſich Erasmus zu dem Erfolge ſeines Werkes und zu den Angriffen, die es hervorrief. Auf alle ſeine gelegentlichen Aeußerungen kann freilich nicht eingegangen werden. Doch ſei das Wichtigſte hervorgehoben. Sehr ergrimmt war er vornehmlich über den Dominicaner, der in Frankreich ſeine „Colloquia" zu verſtümmeln gewagt hatte; um ſo mehr, als in dieſelben allerlei Zeug gemiſcht war, das der Dominicaner hinzugeſetzt hatte und noch dazu in elendem Latein. Und das — klagt Erasmus — wurde mit wunderbarem Jubel aufgenommen, wie denn in ſolchen Sachen häufig das Glück mitſpielt. Die Folge dieſes Falſificats war die dem Erasmius Frobenius gewidmete Ausgabe von 1522; wie aber Erasmus ſelbſt ſagte, bringt es die Natur eines ſolchen Werkes mit ſich, daß es ſtets Zuſätze verlangt und veranlaßt. Die letzten, die er gegeben, hätten wieder den Zweck gehabt, die Latinität und die Sitten der Leſer zu beſſern. Jedoch ein löwener Theolog hätte wieder vier Ketzereien herausgewittert, zu Paris aber ſei eine Ausgabe erſchienen, in der alles, was die Mönche betreffe, verändert worden ſei. Ein ſächſiſcher Dominicaner in Paris habe dies Machwerk zuſammengefügt, was würde es frommen, den Namen zu nennen, ſo ein Ungeheuer verſteht es ja nicht ſich zu ſchämen. Welch ſeltſame Zuſammenſtellung ſei es ſchon, daß er in ſeinem Werke einem Knaben drei Lehrer gegeben: den Capito, der hebräiſch lehre, Beatus Rhenanus für das Griechiſche und Erasmus, der den zwei andern überall nachgeſetzt

werde, für das Latein. Dabei lobt der Mann, der Luther doch ſo haſſe, den Capito in jeder Beziehung ganz außerordentlich. Wenn er es auch gewagt hat, unter dem Namen des Erasmus eine Vorrede zu ſchreiben, ſo fehlte der ſchlechten Abſicht doch die Macht des Vollbringens, den Stil des Erasmus hätte er wahrlich nicht nachzuahmen vermocht und es zeuge nur für ſeine Frechheit, daß er, der doch für Theologen geſchrieben hätte, dieſe für ſo dumm halte, daß ſie das nicht unterſcheiden könnten. Und ſo hündiſch ſchmeichelt er Frankreich, Paris, den Theologen, der Sorbonne und den Collegien, daß es kein Bettelmönch beſſer könnte. Wird in den „Colloquia“ etwas geſagt, was für die Franzoſen oder für Paris weniger ehrenvoll iſt, ſo ändert er es flugs in „Engländer“ und in „London“ ab. Ja, er erfand auch einiges, um Erasmus bei denen anzuſchwärzen, von denen, wie er mit Aerger ſieht, Erasmus geehrt wird. Kurz, er benimmt ſich — wie Erasmus derb bemerkt — wie ein Schwein, das ſich im Koth gewälzt und in einem fremden Garten alles beſchmuzt, verwirrt und ausreißt. Zahlreiche Beiſpiele bringt er für die ſinnloſen Veränderungen vor, die aber freilich auch mit Bosheit verſetzt ſind, und ruft dann voll Unwillen aus: „O dieſe wunderbaren Atlaſſe des Glaubens!“ Und mit kräftigem Seitenhieb trifft er die gelehrten pariſer Theologen, wenn er nach Darſtellung der Dummheit und Roheit des Pamphletiſten bemerkt, die Theologen von Paris wünſchten ſich Glück, endlich einen ſolchen Menſchen gewonnen zu haben, der die ganze Lutheriſche Partei mit dem Blitze ſeiner Beredſamkeit zerſtreuen und der Kirche ihre frühere Ruhe wiedergeben werde. Mit ſchlagenden Worten ſpricht Erasmus ſodann den oft geſagten, aber nie beherzigten Satz aus, daß die Geiſtlichkeit keinen ärgern Feind habe als ſich ſelbſt. „Wie könnten die Gelehrten, welche doch durch ihre Arbeiten die Studien der Theologen unterſtützen, ſich dabei beruhigen, wenn man ſolche Leute hochhalte, die dem Prieſterſtande ſo viel Schande bereiten? . . . Und dergleichen wird in Paris gedruckt, wo man nicht einmal die Bibel drucken darf ohne theologiſche Cenſur.“ Aber Erasmus ließ es nicht bei dieſer „Praefatio“, die 1524 (im September) geſchrieben wurde,

Digitized by Google

bewenden[1], er ſchrieb auch 1531 an die Theologen von Löwen[2] und beklagt ſich über einen von ihnen, der in den Aeußerungen über Fleiſcheſſen und Faſten, über den Ablaß und die Gelübde, die in den „Colloquia" vorkommen, arge Ketzereien gefunden. Er vertheidigt ſich nun dagegen hauptſächlich damit, daß er ja in ſeinem Buche nicht Dogmen, ſondern Formeln für das Lateinſprechen gegeben habe und daß er doch unmöglich dafür verantwortlich gemacht werden könne, was ſeine erfundenen Perſonen ſprächen. Das thäte man, aber wohin führe das? da könnte man ja, wenn er einen Türken ſprechen ließe, auch meinen, daß das ſeine Anſichten ſeien. Hierauf verſucht Erasmus in eine Vertheidigung der einzelnen angegriffenen Punkte einzutreten, wobei er freilich wieder einigemal ausfällig wird. Er fragt z. B. woher ſich der perſönliche Haß des zeternden Mönches gegen ihn erklären laſſe? Wol nur daher, weil ich den Wiſſenſchaften hold bin, die er mörderiſch haßt. . . . Aber er weiß ſich zu rächen. Wie ihn einer bei Tiſch trunken nennt, gleich ſtellt er ihn in der Predigt als Schismatiker hin. Ja, ich glaube, die eigene Köchin würde er, wenn ſie ihm einmal angebranntes Fleiſch auf die Tafel ſetzte, von der Kanzel herab als der Ketzerei verdächtig ausſchreien. Was liegt dem ſo oft der Lüge Ueberführten daran, der ſchämt ſich nicht mehr! Was er gegen ihn alles gethan, deutet Erasmus im Weitern an, beſonders gegen das „Neue Teſtament" habe er ſich erhoben und den Herausgeber derſelben einen Fälſcher genannt, wie er denn auch von der Kanzel aus in einem Athem vor Erasmus' und Luther's Lehre gewarnt habe. Aber freilich, für den iſt alles lutheriſch, was er haßt: der ſchlechte Wein, das Griechiſche, das ihm ein Greuel iſt, die ars poetica, der er die ars potatoria vorzieht, alles das iſt ihm lutheriſch! Und ſo finde er auch, daß in den

[1] „De Sycophantiis et imposturis cujusdam Dominicani, qui in Gallia Colloquia Erasmi a se ridicule interpolata edi curaverat Erasmi Admonitiuncula."

[2] „Erasmus Roterodamus Theologis Lovaniensibus fratribus in Domino charissimis."

Digitized by Google

„Colloquia" der ganze Luther ſammt und ſonders enthalten ſei. Er drohe mit ſeiner ihm vom Kaiſer überlaſſenen Gewalt, doch Eraſmus kenne den milden Kaiſer zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er von ihm nichts zu befürchten habe. Er werde doch die Gutgeſinnten nicht zur andern Partei hinüberſtoßen wollen. (!) Zum Schluſſe wendet er ſich an die Ordensangehörigen, denen jener Verleumder ſo viele Schande mache, weil das Volk alle nach dem einen beurtheile (wie das ſchon geht) und weil er vom Studium der Theologie abſchrecke. Eraſmus ſtellt ſich, als ob er wiſſe, daß jener nur zwei oder drei Saufgenoſſen und einem Schelme gefalle, der ſeine Dummheit für gewiſſe Zwecke ausnütze, aber ſie ſollten ihn, ſo ſchwer dies auch zu thun ſei, doch aus ihrer Gemeinſchaft ausſchließen, das verlange die Ehre ihres Ordens.

Daß dieſer Brief die Folge gehabt, welche ſein Schreiber beabſichtigte, iſt nicht wohl anzunehmen; noch 1536 (17. Mai) beklagt ſich Eraſmus, daß in Dole die „Colloquia" nicht geleſen werden durften, und bemerkt, wer immer, ob Gelehrte oder Ungelehrte, ſage, in ihnen ſei eine Ketzerei enthalten, der lüge, das werde der klar erſehen, der ſeine Declaration leſe. Im Jahre 1526 hatte er nämlich ſeiner Ausgabe der Geſpräche einen Epilogus „de utilitate Colloquiorum ad lectorem" beigegeben, in dem er es in ausführlicher Auseinanderſetzung unternimmt, das von pfäffiſcher Seite wüthend angegriffene Buch zu vertheidigen. So mächtig ſei die Verleumdung, ſagt er, daß man jedem Buche eine Vertheidigung als Begleiter mitgeben müſſe. In anſprechender Weiſe ſchildert er den Plan, der ihm bei der Ausarbeitung der „Colloquia" vorſchwebte, die Jugend tauge nicht gar ſehr zum Zuhörer ethiſcher Philoſophie, wenn dieſelbe in ernſten Lehrſätzen vorgebracht werde, deshalb habe er in ſpielender und heiterer Art dieſelbe beizubringen geſucht, werfe man ihm vor, daß es ſich für einen ältern Mann nicht gezieme, ſo kindiſch zu ſpielen, ſo ſtehe er nicht an zu ſagen: Meinethalben kindiſch, wenn nur nutzbringend! Ein gutes Theil der Klugheit ſei es, die dummen Neigungen des großen Haufens und die abſurden Vorurtheile deſſelben kennen gelernt zu haben, und das wird

Digitized by Google

man aus dieſem Buche erlernen. Für viele ſeien die Regeln der Grammatik bitter, Ariſtoteles' Ethik paſſe nicht für jüngere Leute, noch weniger die Theologie des Scotus, die nicht einmal für Männer ſich eigne. Hierauf gibt er einen förmlichen defenſiven Commentar, in dem freilich auch die Offenſive mehr als einmal ergriffen wird. Auch das Stärkſte, das bei ihm vorkomme, habe ſtets eine moraliſche Tendenz; die ſich über ſeine Unanſtändigkeit beklagten, gäben den Schülern Plautus und Poggio in die Hand. Wenn er aber ſtark ſchildere oder angreiſe, habe er immer eine lobenswerthe Abſicht. Daß er gegen die Proſelytenmacherei für die Klöſter auftrete, welche aus Aberglauben oder Habſucht entſpringe, ſei doch gewiß berechtigt, ſolche Leute dürften nicht geſchont werden, ebenſo müſſe gegen den Nonnenzwang, der ſo viele Menſchen ſchon unglücklich gemacht, vorgegangen werden. Dem Wahnſinn der Jünglinge, die ſich nach dem Soldatenleben ſehnen, halte er das Leben des frommen Kartäuſers entgegen, das freilich ohne Liebe zur Wiſſenſchaft nur traurig und unſchön ſein müßte. Im „Pſeudocheus" kämpfe er gegen die Lüge, im „Geſpräche der Dirne mit dem Jüngling" wolle er vor jenen Weibern abſchrecken, im „Convivium poeticum" ſchreibe er vor, wie ſich gebildete Menſchen bei einem Sympoſion benehmen ſollen; gegen Alchimie, Magie und Geiſterglauben trete er ebenſo auf wie gegen unwiſſende und rohe Pfarrer, die den Namen der Seelenhirten gar nicht verdienen, und gegen Wallfahrten und Reliquien u. dgl., was man alles unerträglicherweiſe Religion nennt. Und wo er auch Prieſter tadle, wie z. B. die ungelehrten wiſſensfeindlichen Aebte, thue er dies ſtets in der Abſicht, ſie zu einem andern Leben zu bekehren. In der „Wöchnerin" gebe er Vorſchriften praktiſcher Natur für die Kinderpflege, durch die „Ichthyophagie" habe er den Anſtoß zu andern Schriften geben wollen, im „Funus" ſei er der Erbſchleicherei der Mönche entgegengetreten, im „Charon" eifere er gegen die Bürgerkriege der Chriſten, im „Ungleichen Ehebund" kämpfe er gegen die Tyrannei der Aeltern, die ihre Kinder zur Ehe zwingen, in dem „Erborgten Adel" kennzeichne er eine Gattung, die ſich alles zu thun erdreiſtet, im „Senatulus" habe

er gewiſſe Fehler der Frauen getadelt. — Sokrates hat die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabgebracht, ich habe ſie — ſagt Erasmus — auch in die Schulen und zu heitern Gelagen geführt. Er meint, daß ſein Ruf die Jugend zur Poetik, Rhetorik, zur Phyſik, Ethik und zur chriſtlichen Frömmigkeit leiten werde. — Er wolle ja die verſchiedenen Stände nicht beſchimpfen, ſondern belehren und ſo was ſein Theil ſei, zum allgemeinen Nutzen mitwirken; auf tauſenderlei Art laſſen ſich ja die Menſchen für die Frömmigkeit gewinnen. Noch einmal wendet ſich ſodann Erasmus zur Bekämpfung des ihm Vorgeworfenen; da es meiſt Wiederholungen enthält, braucht hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden, nur der ſchöne Satz, mit dem das ganze Werk abſchließt, mag angeführt ſein: „Nichts ſchädlicher als tadeln, was man nicht verſteht. Aber was erzeugt jenes Fieber der Verleumdung anderes als Verbitterung und Entzweiung? Ja, ſollten wir nicht lieber das Fremde ohne Falſch auslegen und nicht gleich wollen, daß unſere Anſichten wie Orakel aufgefaßt werden, noch auch die Urtheile derer für Orakel halten, welche das, was ſie leſen, nicht verſtehen? Wo Haß im Spiele iſt, da iſt das Urteil blind. Der Friedensrichter aller, der Geiſt, welcher ſeine Werkzeuge auf mannichfache Weiſe gebraucht, möge uns alle einträchtig und einig machen im reinen Glauben und guten Sitten, damit wir zur Gemeinſchaft des himmliſchen Jeruſalem gelangen können, in welchem man weder Streit noch Zwiſtigkeiten kennt. Amen.“ —

Lange genug haben wir uns mit den Einwürfen gegen die „Colloquia“ und der Vertheidigung derſelben beſchäftigt. Der letztern freilich iſt es nicht gelungen, die erſtern verſtummen zu laſſen. Immer wieder und wieder erklingen die Anklagen. Sie gipfeln in den Worten, das Buch des Erasmus verſtoße gegen Religion und Sittlichkeit! Aber gerade für Religion und Sittlichkeit ſuchte Erasmus in ihm zu wirken. Wie erklärt ſich dieſer Gegenſatz? Sehr einfach! Noch immer gibt es Millionen, welche jeden Reformgedanken verpönen und welche auch in dem berechtigten Tadel gegen gewiſſe Perſönlichkeiten

Digitized by Google

und Erſcheinungen in der katholiſchen Kirche einen Angriff auf die katholiſche Religion ſehen. Andererſeits gemahnt manches Wort des großen Erasmus an die Auffaſſung der Encyklopädiſten und erregt deshalb Beſorgniſſe. Und doch ſo ſehr mit Unrecht, denn wenn jemand ernſthaft eine Reform der Kirche gewollt, ſo war es Erasmus, deſſen ireniſtiſchen Strebungen in der Geſchichte der katholiſchen Reformation [1] eine ebenſo hervorragende Stellung gebührt, wie ſein Name ſtets unter den Reformatoren vor der Reformation genannt werden muß.

[1] Vgl. W. Maurenbrecher, „Geſchichte der katholiſchen Reformation" (Nördlingen 1880), I, 119—149.

Digitized by Google

Aus dem Leben des erſten Vicekönigs von Mejiko.

Von

Dr. Konrad Häbler in Dresden.

Digitized by Google

Das große Tenochtitlan, die alte Kaiſerſtadt, war gefallen, und unter ſeinen rauchenden Trümmern lagen begraben die Tauſende aztekiſcher Krieger, die für ihre Götter und ihren Kaiſer, für ihre Kinder und ihre Habe ſich mit todverachtendem Muthe den Blitzſtrahlen der ſpaniſchen Feuerrohre entgegengeworfen hatten. Allein es hatte kein guter Stern über ihrem Thun gewaltet, und Tenochtitlan, der Mittelpunkt und die letzte Zuflucht des Aztekenreiches, war in die Hände der Spanier gefallen. Wol hatten auch ſie manchen ſchweren Verluſt zu beklagen, aber ſie tröſteten ſich darüber leicht mit dem Gedanken, daß die Theile der unermeßlich reichen Beute um ſo größer ausfallen mußten, je weniger zahlreich die waren, welche ihre bluttriefenden Hände nach derſelben ausſtreckten. Der Gifthauch der verweſenden Leichen hatte ſie gezwungen, den Ort ihrer Triumphe wieder zu verlaſſen. So hatten ſie in Culhuacan, am weſtlichen Rande des Sees von Mejiko, ihr Hauptquartier aufgeſchlagen, und die Tempel der alten Götter wie die Paläſte der einſtigen Herrſcher hallten wider von den wüſten Orgien, mit welchen ſich die kleine Schar der verwegenen Eroberer für die unſagbaren Anſtrengungen und Entbehrungen der jüngſtverfloſſenen Monate entſchädigte. Vom frühen Morgen bis tief in den andern Tag hinein lagen ſie in trägem Nichtsthun umher; ununterbrochen kreiſten die Becher, rollten die Würfel, fielen die Karten, und was mit Aufopferung der letzten Kräfte, mit fortwährender Lebensgefahr mühſelig erkämpft worden war, das gleißende Gold, die Gottheit der Eroberer, wie es die Eingeborenen nannten, hier thürmte es der Hauch des wechſelnden

Glückes bald in hohen Haufen zuſammen, bald fegte er es wieder davon bis auf das letzte Körnchen. Unheimlich funkelten dazu die Augen der zügelloſen Männer, hier und da griff mit wilden Flüchen eine Hand nach Schwert und Dolch, aber immer ſank ſie bald wieder nieder, um mit wildem Hohnlachen aus dem ſchäumenden Becher Vergeſſenheit zu trinken, bis der bleiſchwere Schlaf der Trunkenheit die lärmenden Krieger zur Ruhe brachte. Was mochten wol die ängſtlichen Kinder des Landes denken, wenn ſie das rohe Gebaren ihrer neuen Herren mit dem väterlich erhabenen Walten Montezuma's verglichen? Und doch gehorchten auch die Spanier einem väterlich waltenden Kaiſer. Während Karl V. zum erſten mal ſeine entzückten Blicke von der Alhambra hinab über die geſegneten Gefilde des Darro und des Genil ſchweifen ließ, hatte er für ſeine neuen Unterthanen im fernen Weſten, für die unglücklichen geknechteten Kinder Indiens ein Geſetz der Gerechtigkeit und der Milde erlaſſen, ſo menſchenfreundlich, wie kaum eins ſeine ältern Unterthanen in der Heimat beſchützte. Wie aber konnte er wiſſen, daß die Menſchenliebe der großen Iſabella wie ſeine eigene todte Buchſtaben blieben in den Händen derer, die eigens dazu angeſtellt waren, ſie in Thaten zu verwandeln? Wie ſollte er die Thränen derer ſehen und ihre Klagen hören, die Hunderte von Meilen entfernt, unter dem Joch der unmenſchlichſten Sklaverei ſtöhnten? Aeußerlich freilich waren die Vertreter der königlichen Gewalt in den Colonien gar getreue Diener ihres Herrn. Andächtig beugten ſie ihre Knie vor ſeinen Briefen, und nur entblößten Hauptes laſen ſie dieſelben. Aber ſie wußten nur zu gut, daß in den neueroberten Ländern nur ihr eigenes Wort ein allmächtiges Gebot, und ſelbſt das des fernen Königs nur ein leerer Schall war. Und ſo ſchlich denn unter ihrem Deckmantel zügelloſe Roheit, unerſättliche Goldgier, freche Gotteslaſterung, treuloſer Meineid ſo lange ungeſtraft einher, als er wußte den Vortheil des Regierenden wohl zu bedenken, vor ſeinem Augenzwinkern zu erzittern und ſein Ohr mit ſchmeichelnden Worten zu füllen. So hatte Cortes ſich dem Diego Velazquez angeſchmiegt, bis dieſer in thörichtem Vertrauen den, der ihm alles

verdankte, dahin ausſandte, wo unermeßlicher Reichthum winkte. Er hatte vergeſſen, daß er ſelbſt einſt bei ähnlicher Gelegenheit keinen Moment gezögert hatte an dem treulos zu handeln, der ihn groß gemacht. Jetzt vergalt ihm Cortes mit derſelben Treue, um ſpäter von andern ebenſo ſchnöde betrogen zu werden.

Die Geſchichte der älteſten ſpaniſchen Colonien iſt eine Geſchichte des Triumphes der Meineidigkeit. Nur vereinzelt begegnet man Männern, die ein reines Herz und eine reine Hand zu dem Werke mitbrachten, welches ſich ſelbſt den Triumph des Chriſtenthums nannte, und doch nur ein Triumph aller entfeſſelten Laſter war. Nur die Größe derſelben, und der höhere oder geringere Grad von Muth, der ihre Ausführung begleitete, unterſcheidet die Eroberer voneinander. Wenn der Erfolg der Prüfſtein der menſchlichen Thaten iſt, dann war Cortes einer der größten Männer des 16. Jahrhunderts, und doch verdankt er es nur ſeiner Schlauheit und ſeiner bigott zur Schau getragenen Frömmigkeit, daß er nicht ein ebenſo laſterhafter Eroberer erſcheint als Pizarro. Cortes war, wie dieſer, ein armer Junker von Eſtremadura, der nichts gelernt hatte als ſeine Klinge führen und Mädchen verführen. Er hatte in Salamanca angefangen, die Rechte zu ſtudieren, allein ſeine Feindſchaft gegen ernſte Arbeit trieb ihn von dannen. Wäre er nicht mehr als einmal in ſeinen Liebeshändeln erbärmlich zerſchlagen worden, ſo wäre er wol mit dem Gran Capitan nach Italien, oder ſchon mit Columbus in die Neue Welt gezogen. So kam er erſt dahin, als die erſte Periode der Entdeckungen ſchon vorüber war und die Zwiſchenzeit zum innern Ausbau der neuen Staaten verwendet werden ſollte. Sein gutes Glück führte ihn mit Diego Velazquez zuſammen, und ſeine perſönliche Tapferkeit gewann ihn dieſen zum Freunde, der nichts weniger als ein Held des Schwertes war. Sonſt aber paßten die Freunde trefflich zuſammen; beide liebten den Glanz des funkelnden Goldes, den Duft des berauſchenden Weins und die Küſſe ſchöner Frauen. Jahre ſchon hatten ſie ſo ein ſchwelgeriſches Leben in Cuba geführt, wo Velazquez Gouverneur war, als die Liebe die Freunde zu entzweien drohte. Im Gefolge des zweiten Admirals von

Digitized by Google

Indien, Don Diego Colon, war eine Witwe Maria Marcaida mit einem Sohne und drei Töchtern nach den Colonien gekommen, um dort ihr Glück zu machen. Noch waren die ſpaniſchen Frauen in den Colonien nicht zahlreich, an Bewerbern fehlte es ihnen daher um ſo weniger, je zügelloſer das Leben daſelbſt war. Die Töchter der Maria Marcaida aber hatten das beſondere Glück, unter ihren Verehrern zwei ſo angeſehene Männer zu zählen als Velazquez und ſeinen Genoſſen Cortes. Letzterer dachte an nichts weniger, als der Catalina Suarez, ſo hieß die jüngere der Schweſtern, die er mit ſeiner Liebe beglückte, die Treue zu halten. Wie erſtaunte er daher, als deren Schweſter ihren Geliebten, Velazquez, dazu bewog, dem Cortes den Befehl zu ſenden, er ſolle Catalina zum Altar führen. Der höhniſchen Antwort des Genoſſen in manchem Liebeshandel folgte ein ernſter Zwiſt, der damit endete, daß Cortes gefeſſelt an Bord eines Schiffes gebracht ward, um in Spanien vor Gericht geſtellt zu werden. Aber er hatte ſchon damals getreue Freunde, die ihm zur Flucht verhalfen, und eines Abends erſchien er plötzlich vor Velazquez. Ein Gelage, das bis in die Nacht währte, beſiegelte die erneute Freundſchaft, Cortes nahm Catalina wirklich zur Frau und erhielt als Hochzeitsgeſchenk von ſeinem Freunde, dem Gouverneur, eine reiche encomienda, d. h. einen Landſitz mit Eingeborenen, die für ihn das Land bauen, Gold graben, und alles andere machen mußten, was er eben von ihnen verlangte. Und jetzt blieb die Freundſchaft von Dauer und endigte damit, daß Velazquez den erprobten Freund, den er ſchon zum Alcalden erhoben hatte, endlich an die Spitze einer Flotille ſtellte, welche die erſt noch in geheimnißvollen Schleier gehüllten Wunder des Feſtlandes ergründen ſollte. Es iſt bekannt, wie Cortes dem Freunde und Gebieter Treue und Gehorſam brach, ihn bei Karl V. anſchuldigte, um die Früchte des Unternehmens, zu dem Velazquez ihn geſendet, für ſich allein zu genießen. Wer gegen ſeine Freunde ſo treulos war, wie ſollte der es nicht gegen ungläubige Feinde ſein? Es gibt nur Eins, was uns an Cortes eine gewiſſe Achtung einzuflößen im Stande iſt, das iſt ſein hoher perſönlicher Muth und ein ſchnell ſich entwickelndes Feldherrntalent.

Digitized by Google

Das war es auch, was ihn über die Genoſſen ſeines Kampfes emporhob, und ihm deren Gehorſam ſicherte, obwol kaum einer unter ihnen war, der nicht der feſten Ueberzeugung lebte, daß Cortes ihn auf das rückſichtsloſeſte ausbeutete und betrog. Das war der Held, der jetzt über das Reich Montezuma's gebot, der an der Stelle Karl's V. das Neue Spanien regierte. Nachdem der Lärm der Waffen verſtummt, der letzte Hort des Widerſtandes gebrochen war, trat an den muthigen Vorkämpfer die Aufgabe heran, ſich nun durch eine verſtändige Geſetzgebung zum Vater des Landes zu machen, auf deſſen Königsthron ihn die Waffen erhoben hatten. Freilich war ihm dieſe Aufgabe weit leichter gemacht als die der Eroberung, denn er brauchte ja nur das Geſetz Karl's V. von Granada den Verhältniſſen Neu-Spaniens anzupaſſen. Wie ſchön klang es, daß die Unterthanen die Gebote der Kirche heilig halten, vor allen auch den heiligen Namen Gottes nicht freventlich gebrauchen, daß ſie dem Kaiſer treu ergeben, und ſein Eigenthum wie das eigene ſchützen, daß ſie die Eingeborenen als freie Unterthanen des Kaiſers betrachten und durch Liebe und durch das eigene gute Beiſpiel zum Chriſtenthum führen ſollten. Solche Geſetze erließ der, der zwei Schweſtern Montezuma's gleichzeitig zu ſeinen Maitreſſen gemacht, der heimlich in ſeinem Palaſt Gold einſchmolz, um den fünften Theil, welcher dem König gebührte, nicht zu entrichten, der Tauſende von Indianern zu ſeinen Sklaven machte, um ſie je nach ſeiner Laune an ſeine Freunde zu verſchenken, der, welcher ganze Tage damit hinbrachte am Spieltiſche die Gelder des Staates zu verſpielen, während ſeine eigenen Geſetze das Spielen unterſagten. Die Perle ſeiner Geſetze aber war dies: Um den Indianern eine menſchliche Behandlung zu ſichern, ſollten die encomiendas nur an ſolche Spanier vertheilt werden, die einen eigenen Hausſtand beſaßen und darin die Gewähr eines moraliſchen Lebenswandels boten. So befahl denn Cortes allen, die auf den Inſeln oder in Spanien ihre Frauen zurückgelaſſen hatten, dieſelben unverzüglich nach Mejiko kommen zu laſſen. Er ſelbſt aber, der längſt verheirathet war, der ſich die größten encomiendas zugeſprochen, und deſſen Laſterleben mehr als das

Digitized by Google

irgendeines Genoſſen eines Zaumes bedurft hätte, er dünkte ſich über jedes Geſetz erhaben, und nicht einen Schritt that er, um Catalina zu ſich zu holen, die zwei Jahre hindurch die Zielſcheibe des ohnmächtigen Zornes eines Diego Velazquez geweſen war. Hatte aber Catalina mit ihrem Gatten die Zeiten müßigen Lebens, für ihn die der Bedrängniſſe, erduldet, ſo wollte ſie nun auch an ſeiner Seite als Königin, als allmächtige, gefeierte Gebieterin des Neuen Spanien das Glück in vollen Zügen ſchlürfen. In dem erſten Schiffe, welches von Santiago de Cuba die Frauen der Kämpfer nach Villa Rica de la Vera Cruz, der Hafenſtadt von Mejiko, bringen ſollte, ſchiffte ſich auch Catalina ein. Rauhe Stürme, wie ſie ſo häufig im Golf von Mejiko wehen, machte die Ueberfahrt zu einer ſehr beſchwerlichen, und da der Pilot nur eine dürftige Kenntniß der einzuhaltenden Richtung beſaß, landete das Schiff endlich auf dem öden Strande des Aguayalco. Aber ſobald ſie auf dem Boden Neu-Spaniens gelandet war, ſollte ſie kennen lernen, was es hieß die Gattin eines Cortes zu ſein. Obwol der Hafen 15 Meilen vom nächſten ſpaniſchen Poſten entfernt war, flog doch in unglaublich kurzer Zeit die Kunde dahin, daß die Gattin Malinche's ans Land geſtiegen ſei, und Gonzalo de Sandoval, der hier am Guazacualco eine Stadt errichtete, zog ihr entgegen wie einer Königin. Glänzend war der Empfang in der entſtehenden Stadt, und die Ritterſpiele zu Ehren der hohen Dame konnten im Schloßhofe von Madrid nicht herrlicher und galanter gefeiert werden als auf dem noch bluttriefenden Ufer des Guazacualco. Und als Catalina mit ihrem Hofſtaate nach Mejiko aufbrach, ließ es ſich Sandoval nicht nehmen, in eigener Perſon die Sänfte, oder den Zelter der Vicekönigin bis nach der Kaiſerſtadt zu geleiten.

Für Cortes war die Kunde von Catalina's Ankunft in Guazacualco keine Freudenbotſchaft. Jetzt, wo jeder Herzog, jeder Grande mit Freuden eine ſeiner Töchter an der Hand des Cortes zum Throne von Mejiko hätte aufſteigen ſehen, jetzt bereute er, daß er an ein Weib gefeſſelt war, deſſen Herkunft dunkel, und deren Verwandte einen mehr als zweideutigen Ruf genoſſen. Das fühlte nun freilich weder Catalina noch irgendein anderer,

Digitized by Google

der an den königlichen Feſten theilnahm, mit denen ihr Einzug in Mejiko gefeiert wurde, aber das Glück überdauerte nur kurze Zeit die Empfangsfeierlichkeiten. Ein treuer, aufmerkſamer Gatte war Cortes wol niemals geweſen, aber das wüſte Leben während des Feldzugs und der fortwährende Taumel der Bacchanalien, mit denen ſeit Monaten die neue Herrſchaft gefeiert wurde, hatte in ſeinem Herzen jeden Funken von Anhänglichkeit an die einſtige Geliebte getödtet. Dazu kam, daß Cortes nur zu bald fühlte, daß auch Catalina weit weniger ihn ſelbſt als den Glanz ſeiner neuen Würde geſucht hatte, als ſie ihm folgte. In dem zügelloſen Genußleben, wie es in Culhuacan geführt wurde, fühlte ſie ſich nur zu wohl, war ſie doch kaum weniger als ihr Gemahl gefeiert und umworben, und das fortwährende Beiſpiel ſeiner Treuloſigkeit lehrte auch ſie, wenn ſie es nicht ſchon früher gethan, leichtfertig über ihre Pflichten denken. So leichtfertig aber, wie Cortes ſelbſt die Treue gegen ſeine Gattin handhabte, ſo eiferſüchtig wachte er über deren Leben, und es bedurfte nur eines Schattens von Verdacht, dann peinigte er Catalina nicht nur mit den furchtbarſten Vorwürfen, ſondern mit der Anwendung roher Gewalt. Dann ſchlich wol die Unglückliche am nächſten Morgen aus dem Palaſt fort, um einer treuen Freundin den Kummer ihres Herzens auszuſchütten, ihr zu erzählen, wie Cortes ſie geſchlagen, ſie endlich mit den Füßen vom Lager heruntergeſtoßen habe, ſodaß ſie die Nacht auf dem Fußboden zubringen mußte. Es war bald unter den Anſiedlern ein offenes Geheimniß, daß zwiſchen Cortes und ſeiner Gattin nichts weniger herrſchte als eheliche Liebe und eheliches Glück.

So war das Leben ungefähr ein Vierteljahr lang fortgegangen, bis in den October des Jahres 1523. Zu zeiten war Catalina kränklich geweſen, man erzählte von Ohnmachten, die ihr manchmal auf Stunden das Bewußtſein raubten; allein das waren vorübergehende Zuſtände, und am Allerſeelentage zeigte ſie ſich in vollkommener Friſche und Geſundheit bei dem Gottesdienſte, der in einem Theile des Palaſtes — in der Nachbarſchaft der Pferdeſtälle des Gouverneurs befand ſich der Raum, der als Kapelle diente — mit all dem Pompe gefeiert wurde,

Digitized by Google

den man eben aufzutreiben vermochte. Den Beſchluß des Tages machte natürlich eins jener wüſten Gelage, bei denen Wein und Spiel die übliche Unterhaltung bildeten. Auch hieran nahm Catalina in voller Geſundheit und mit ungetrübter Heiterkeit theil. Da ereignete ſich gegen Ende des Feſtes, als man ſchon im Begriff ſtand, aufzubrechen, ein ungewöhnlicher Zwiſchenfall. Catalina hatte den Haushofmeiſter des Cortes darüber zur Rede geſetzt, daß man die Indianer, die zu ihrer perſönlichen Bedienung beſtimmt waren, zu andern Dienſten verwende, ſodaß ſie ihren Befehlen nicht nachkämen. Der Haushofmeiſter, Criſtobal de Solis, erklärte dagegen, daß nicht er, ſondern Cortes ſelbſt es ſo angeordnet habe. Als Catalina aber von dieſem eine Erklärung verlangte, fertigte er ſie mit wenigen, hochmüthigen Worten ſo ab, daß die Anweſenden in ein lautes Gelächter ausbrachen, Catalina aber vor Wuth und Scham eilig den Saal verließ. Ihr erſter Weg war nach ihrem Betſtuhl. Dort warf ſie ſich laut ſchluchzend nieder und flehte zu Gott, er möge ſie von einem Daſein erlöſen, das ihr nur eine Laſt und eine Schmach ſei. Vergeblich ſuchten ihr Beichtvater, Fra Bartolomé, ihre Kammerfrau Ana Rodriquez, endlich Cortes ſelbſt die Weinende zu beruhigen, ſie gab nur die eine Antwort, daß ſie allein bleiben wolle, um zu ſterben. Endlich aber gelang es doch ſie zu tröſten, und nachdem ſie ihre Herrin zu Bett gebracht, verließ auch die Kammerfrau den Palaſt, in welchem außer der Wache nur noch einige indianiſche Dienſtboten blieben. Es mochten wol zwei Stunden verfloſſen ſein, da wurden Ana Rodriguez und die andern Kammerfrauen durch indianiſche Boten wieder nach dem Palaſt gerufen, da Catalina bedenklich erkrankt ſei. Erſchien es ihnen ſchon ſeltſam, daß diejenige, die wenige Stunden zuvor noch geſund geweſen, an dem Feſte mit den andern geſchwelgt und getanzt hatte, jetzt ſchwer erkrankt ſein ſollte, ſo waren ſie um ſo mehr erſchrocken, als ſie im Palaſt mit der Kunde empfangen wurden, daß ihre Hülfe ſchon zu ſpät komme, daß Catalina todt ſei. Als die zuerſt Eingetroffenen in das Schlafgemach eintraten, erhob ſich Cortes von dem Lager und rief ihnen zu, ſie ſollten Licht herbeiſchaffen. Der Anblick aber,

Digitized by Google

der ſich ihnen nun bot, erweckte einen furchtbaren Verdacht in ihnen. Lang ausgeſtreckt lag Catalina auf dem Lager, welches Cortes eben verlaſſen; eine goldene Kette, die ſie als Amulet beſtändig um den Hals zu tragen pflegte, lag zerriſſen auf dem Boden, am Halſe der Todten aber waren ein paar dunkle Flecke zu ſehen, als ob ſie erwürgt ſei, während ein Tropfen Blut aus einer Schürfung der Stirn hervorgequollen war. Daß Catalina nicht wieder zum Leben erwachen könne, war ihnen auf den erſten Blick klar, ſo überwältigend aber packte ſie der Verdacht, Cortes habe die Schlafende erdroſſelt, daß Ana Rodriguez ſogar den Muth fand, an dieſen die Frage zu richten, woher die dunkeln Flecke entſtanden ſeien. Cortes ſuchte zwar ſie zu beruhigen; Catalina ſei in Ohnmacht gefallen, ſagte er, und dort habe er ſie angefaßt, um ſie zum Bewußtſein zu bringen. Aber er vermochte nicht das Gerücht zu beſchwichtigen; je mehr Frauen herzukamen, deſto mehr befeſtigte ſich der Verdacht, daß nicht ein natürlicher Grund, ſondern ein grauſiges Verbrechen die Todesurſache der Unglücklichen geweſen ſei. Was aber in den nächſten Stunden geſchah, das war nur zu ſehr geeignet, dem Verdacht neue Nahrung zu geben. Nachdem Cortes das Sterbezimmer verlaſſen hatte, gab er in Gegenwart ſeiner männlichen Dienerſchaft ſeinem Schmerze einen wahrhaft ergreifenden Ausdruck, was um ſo unerwarteter war, als er an der Leiche ſeiner Gattin, in Gegenwart der Frauen, ſeine Gefühle geradezu meiſterhaft zu beherrſchen verſtanden hatte. Zugleich aber ſandte er dem Bruder der Verſtorbenen, dem Juan Suarez, einem Gefährten aus der Zeit der Gefahren, den gemeſſenen Befehl, wenn ihm ſein Leben lieb ſei, ſolle er ſein Haus nicht verlaſſen, vor allem aber ſich nicht in der Nähe des Palaſtes, nicht bei der Leiche ſeiner Schweſter blicken laſſen. Dann erſt gab er Befehl, einen Sarg für die Verſtorbene herbeizuſchaffen, während ſeine Herolde mit den Zeichen tiefſter Trauer in der Anſiedelung umherziehen und den Tod Catalinas verkünden mußten. Damit aber ſchien er ſeinem Schmerze Genüge gethan zu haben; nun war wieder jeder Zoll an ihm der allmächtige Gebieter, der Vertreter der höchſten Gewalt, dem die Sorge um das allgemeine Wohl keine

Zeit ließ, der Trauer um den eigenen, unerſetzlichen Verluſt nachzuhängen.

Unterdeſſen hatten Catalina's Frauen nur kurze Zeit gebraucht, ſich gegenſeitig ihren Verdacht auszuſprechen, wodurch derſelbe ihnen zur unerſchütterlichen Gewißheit wurde. Dann ſchritten ſie, da alle Belebungsverſuche ſich als vergeblich erwieſen, dazu, die Leiche zu waſchen und aufzubahren. Sorgſam hüllten ſie den lebloſen Körper in neue Gewänder, ein indianiſcher Schleier wurde um Hals und Bruſt der Todten geſchlungen, und ſorgfältig verſteckten ſie durch denſelben die dunkeln Flecken, nach ihrer innerſten Ueberzeugung die untrüglichen Merkmale eines furchtbaren Verbrechens. Kaum waren ſie damit zu Ende, ſo erſchien auch ſchon der Sarg, den Cortes beſtellt hatte, und noch waren nicht ſechs Stunden ſeit Catalina's Tod vergangen, noch war die letzte Spur von Wärme nicht aus dem Körper entflohen, da wurde die Leiche in dem Sarge gebettet und dieſer feſt verſchloſſen. Als im Laufe des Vormittags faſt alle Bewohner der Colonie ſich im Palaſt verſammelten, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Catalina, wie das Gerücht behauptete, eines gewaltſamen Todes geſtorben, da fanden ſie nichts mehr als den geſchloſſenen, kerzenumgebenen Schrein, an dem die Mönche für die arme Seele beteten. Wenn aber Cortes den Plan verfolgt hätte, allen die feſte Ueberzeugung einzuflößen, daß Catalina eines unnatürlichen Todes geſtorben ſei, ſo hätte er dazu kein geeigneteres Mittel wählen können, als das heimliche, ſchnelle Schließen des Sarges. So allgemein ſah man darin ein Zeichen ſeines böſen Gewiſſens, ſeiner Furcht vor einer Entdeckung des wahren Herganges, daß ſelbſt die Geiſtlichen ſich eines Verdachtes nicht zu erwehren vermochten. Fra Bartolomé, derſelbe, der noch in der letzten Nacht vergeblich verſucht hatte, die weinende Catalina zu tröſten, er unterbrach ſeine Fürbitte an ihrem Sarge und bat Cortes, nur um den ſchändlichen Verdacht zu widerlegen, möge er den Sarg öffnen, die Todte dem Volke zeigen laſſen, denn nicht eher, als bis der Augenſchein ſie eines beſſern belehre, würde die erregte Volksmenge aufhören, ihn als Catalinas Mörder zu bezeichnen. Cortes aber wies den

Digitized by Google

Bittenden hochmüthig ab und bedeutete ihn, er ſei auf dieſer Stelle keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig, am wenigſten aber brauche er ſich gegen das ſinnloſe Geſchwätz der thörichten Menge zu vertheidigen. Wenn aber der Gebieter trotz ſeines Hochmuths ſeine Worte mäßigte, ſo gedachte der ſchmeichelnde Diener, der Haushofmeiſter Criſtobal de Solis gerade durch ſeine Schmähungen dem Ohre des Cortes zu ſchmeicheln, indem er dem Geiſtlichen nachrief: „Zum Teufel mit allen denen, die unſerm Gebieter eine ſolche Handlung anſinnen möchten." Und dabei blieb es. Ehe noch die Sonne den Zenith erreichte, ward die Leiche Catalinas der kühlen Gruft übergeben, Cortes aber begab ſich hinaus vor die Thore Culhuacans, wo er ſich einen Garten hatte anlegen laſſen. Nicht Trauer um die Verſtorbene war es, was ihn dort einſam hin und wieder trieb, weit eher war es Freude darüber, daß wieder ein Hemmniß beſeitigt war, welches ihm auf der Bahn ſeines Glückes entgegenſtand. So mächtig arbeiteten die ehrgeizigen Gedanken in ſeinem Hirn, daß er ſie allein nicht mehr ertragen konnte. Einen vertrauten Diener rief er zu ſich, und ihm offenbarte er die ganze Herzloſigkeit ſeines Innern, indem er ihn fragte: „Meinſt du nicht auch, Mann, daß ich jetzt jedwedes Weib für mich verlangen kann?"

Unterdeß war im Palaſt das Gerücht geſchäftig, neue Beweiſe für die Schuld des Cortes zu ſammeln. Die Wache, die im Vorzimmer des Schlafgemaches die ganze Nacht nicht von der Stelle weichen durfte, hatte nicht eher ein Lebenszeichen von drinnen vernommen, als bis Cortes die Frauen rufen ließ; keinen Laut von den Lippen der Ohnmächtigen, keinen Zuruf von dem ängſtlich um ſie beſorgten Gemahl. Dagegen hatte eine Indianerin auf der Schwelle der Thür ein Glied der goldenen Kette gefunden, die Catalina vor ihrem Tode am Halſe getragen. Wie anders konnte dies dahin gelangt ſein, als weil die Kette geſprungen war, indem der entmenſchte Gatte die Gattin erwürgte? Jetzt ahnte man auch, was am Tage zuvor zwiſchen Cortes und Juan Bono verhandelt worden war, als ſie allein in einem Gemach des Palaſtes ſich eingeſchloſſen hatten. Von Caſtilien war Bono gekommen, und dem Cortes hatte er

Digitized by Google

die Nichte des Biſchofs von Burgos, des allmächtigen Miniſters der indiſchen Angelegenheiten, als Gattin angetragen. Da mußte denn freilich Catalina ſterben. Aber wenn auch alle an den Mord Catalina's glaubten, für ſie konnte doch keiner gegen den Mörder auftreten. Cortes hatte das rechte Wort ausgeſprochen, auf dieſer Stelle war er keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig. Mochte er die menſchlichen Satzungen mit Füßen treten, mochte er der göttlichen Geſetze hohnlachen, wer wollte ihn darüber zur Verantwortung ziehen? Sein Wort war Geſetz, ſo weit die Macht ſeines Schwertes reichte. Ihm verdankte nicht nur alle weltliche Macht ihre Geltung, von ihm hing auch Leben und Eigenthum aller Geiſtlichen ab. Und durften ſie es wagen, ihm auf den bloßen Verdacht die Abſolution von ſeinen Sünden zu verweigern, ihm, der von jeher ſo demüthig an ihren Altären gebetet, ſo freigebig ihren Kirchen und Klöſtern geſpendet? Und klagen? Bei wem ſollte man klagen, als bei Cortes ſelbſt. War er doch das höchſte Gericht, das verkörperte Geſetz, das unfehlbar hier belohnte und dort ſtrafte. Wohl wußten ſie alle, daß vor Cortes ein demüthiges Sich-Bücken, ein ſchmeichleriſches Wort mehr galt als das klarſte Recht, am beſten wußten das diejenigen, welche nach Jahren des Kampfes bei der Beutetheilung leer ausgegangen waren, weil ſie dem ſtolzen Hidalgo nicht ſchmeicheln wollten; aber auch ſie mußten mit Zähneknirſchen ſeinem Worte gehorchen, auch bei ihnen hätte das Recht keine Zuflucht gefunden. So kam es, daß Jahre vergingen, ohne daß für Catalina ein klagender Rächer erſtanden wäre. Endlich aber wurde auch das Maß ſeiner Verbrechen voll, endlich erreichte auch ihn ein höherer Wille. Es kam eine Zeit, wo nicht mehr ein plötzlicher, geheimnißvoller Tod alle diejenigen hinwegraffte, die feindſelig die Bahn des Cortes kreuzten. Wohl war Francisco de Garay geſtorben, als er dem Cortes Panuco entreißen wollte; Catalina ſtarb, als ſie einer fürſtlichen Vermählung des Gemahls im Wege ſtand; ſelbſt Luis Ponce de Leon und Marcos de Aguilar ſtarben, die erſten, welche gekommen waren, den Cortes für ſein gewaltſames Regiment zur Verantwortung zu ziehen; aber jetzt hatte ſelbſt der Himmel keine ſchnell treffenden

Digitized by Google

Blitze mehr zur Hand, um Cortes zu ſchützen; Nuño de Guzman, Juan Ortiz de Matienzo, Diego Delgadillo, ſie lebten, ſie, ſeine erbittertſten Feinde hatten jetzt die Macht in den Händen, Rechenſchaft von ihm zu fordern, über ihn zu Gericht zu ſitzen. Nun rüſtete ſich jeder, der eine alte Rechnung mit dem Tyrannen zu begleichen hatte, und wo das Recht keine neuen Anklagen mehr finden konnte, da warb der erbittertſte Haß falſche Zeugen, um Anſchuldigungen gegen den einſt Gefeierten und Gefürchteten zu erheben, ſo ſchwer, daß ein zehnfaches Leben nicht genügt hätte, ſie alle zu ſühnen. Jetzt trat auch Maria Marcaida hervor und klagte gegen den Mörder ihrer Tochter, den Mörder ſeines Weibes. Was aus ihrer Klage geworden iſt, wir wiſſen es nicht. Diejenigen, denen ſie übergeben wurde, waren nicht beſſer als Cortes; auch ſie misbrauchten ihre Gewalt, um den zu ſchänden, dem ſie eine unverſiegbare Feindſchaft geſchworen, und um ſich an dem zu bereichern, was ſie im Namen des Staates von Cortes verlangten. Zu deutlich ſprachen aus all ihren Handlungen die niedrigſten Geſinnungen, und dadurch gelang es dem Cortes, noch einmal das drohende Unheil zu beſchwören. Die großen Dienſte, die ſein kühner Eroberungszug dem Staate geleiſtet, wurden dem Manne angerechnet zur Sühne ſeiner menſchlichen Schwächen. Die gegen ihn erhobenen Proceſſe wurden niedergeſchlagen, das Recht fällte über ihn keine Entſcheidung, und ungelöſt blieb der Zweifel, ob Catalina das Opfer eines ſchweren Verbrechens geweſen, oder ob ein plötzlicher Tod wirklich den Wunſch erhörte, der die letzten Stunden ihres Lebens ausfüllte. Die Gerechtigkeit des Erfolges, die ſo oft ſchon dem ſchwachen Rechte des Cortes zur Seite geſtanden hatte, ſie blieb ihm auch ferner treu und gönnte ihm an der Seite einer ebenbürtigen Gattin ein langes, kampf- und ehrenvolles Leben.

Cornelius Tacitus.

Von

Dr. Julius Asbach in Köln.

Digitized by Google

II.[1]

Am 28. Januar des Jahres 98 war Kaiſer Nerva, etwas ſpäter, unter dem Conſulat des Cornelius Tacitus war Verginius Rufus geſtorben. Im Sommer des Jahres 99 zog unter endloſem Jubel Trajan, der neue Regent, den die Sorge für einen geſicherten Grenzſchutz an Rhein und Donau feſtgehalten hatte, in ſeine Hauptſtadt ein. „Alles war angefüllt mit Altären, bedeckt mit Opfern. Aller Wünſche vereinigten ſich zur Wohlfahrt eines einzigen.“ Noch ehe zwei Jahre vergingen, trat dieſer geborene Heerführer in eine große kriegeriſche Action ein, die zur Demüthigung des Decebalus und ſchließlich zur Erweiterung des Imperiums über die Ufer der untern Donau führte. Es waren Jahre friſchen Aufſchwungs, neuer Hoffnung, in denen das ganze römiſche Volk noch einmal auflebte und kräftig ſeine Arme regte. Es waren dieſelben Jahre, in denen die „Hiſtorien“ des Tacitus reiften.

Von den äußern Verhältniſſen des Tacitus iſt uns leider wenig bekannt, und das Wenige beſchränkt ſich auf orakelhafte Andeutungen. Mit Plinius gemeinſam führte er in dem ſkandalöſen Proceß des Marius Priscus die Sache der ausgeſogenen Provinz Afrika. Er ſprach „mit außerordentlicher Eleganz und mit der ihm eigenen Würde“ und erntete für ſeine Mühewaltung eine beſondere Anerkennung des Senats.[2] Seitdem iſt von einer öffentlichen Thätigkeit deſſelben keine Spur mehr zu finden.

---

[1] Vgl. den voraufgehenden Artikel in Bd. V, S. 55—88.

[2] Epiſt. II, 11.

Digitized by Google

Die Abſicht, die Plinius in Briefen aus dieſer Zeit ausſpricht, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, ſcheint Tacitus bald nach dem Jahre 100 ausgeführt zu haben, um ausſchließlich ſeinen Studien zu leben. Zu ſeinem Freundeskreiſe gehörte der Adreſſat des Dialogus Fabius Juſtus, der im Jahre 102 zum Conſulat gelangte, L. Daſumius, ebenfalls conſularen Ranges, der ihn in ſeinem Teſtament als Legataren neben Plinius nennt. Während wir von dieſen und vielen andern namhaften Männern dieſer Epoche kaum mehr als die Namen kennen, liegt uns von Plinius ein vollſtändiges Lebensbild vor. Tacitus und Plinius, angeſehene Redner und Sachwalter, durch geſchäftliche und literariſche Intereſſen verbunden, ſind durchaus verſchiedene Charaktere. Tacitus von ſtarrem, altem Römerſinn erfüllt, Plinius empfindſam und eitel, mitunter naiv wie ein Kind. Aber ſeine Weichheit hat einen humanen Zug, ſeine Eitelkeit iſt harmlos und ſeine Naivetät liebenswerth.[1] Cicero, Seneca, Plinius ſind die Namen, welche den Fortſchritt von dem national römiſchen zu einem allgemein menſchlichen Standpunkte bezeichnen. Des Tacitus Anſchauungen ſind von Humanität weit entfernt. Das Gladiatorenblut, das Druſus, des Tiberius Sohn, vergießt, iſt ihm werthlos.[2] Wenn unter Tiberius 4000 Freigelaſſene jüdiſcher Abkunft auf Senatsbeſchluß nach Sardinien deportirt werden, damit ſie unter der Wirkung ſeines Fiberklimas ein ſchleichendes Ende finden, ſo hat der Römer dafür das entſchuldigende „vile damnum" zur Hand.[3] Die Juden brandmarkt er als „odium generis humani". Kalt und mitleidlos klingt der Bericht über die Hinrichtung der Chriſten, deren angezündete Leiber als Fackeln Nero's Gärten erleuchteten, ja ſie haben ihre Marter verdient.[4] In ſeinen Augen iſt der Werth

---

[1] Vgl. Bender, „Charakter des jüngern Plinius". — Epiſt. VII, 27 erörtert die Frage, ob es Geſpenſter gebe.

[2] „Ann.", I, 76: „Vili sanguine nimis gaudens."

[3] „Ann.", II, 85: „Si ob gravitatem caeli interissent, vile damnum." Vgl. Nipperdey, „Tacitus", Einleitung, S. XIX.

[4] „Ann.", XV, 44: „Adversus sontes et novissima meritos."

Digitized by Google

der Menſchen von ihrem Blute bedingt; ſeinem engherzigen Urtheil erſcheint das Verbrechen der Livia verabſcheuungswürdiger, weil ihr Buhle aus einem Municipium ſtammte.[1] Aber man darf nicht verkennen, daß in ſolchen Aeußerungen eine römiſche Ader ſchlägt.

Tacitus iſt der bedeutendere Geiſt, Plinius ſieht zu ihm empor, eifert ihm nach, freut ſich, daß ſein Name neben dem des Tacitus im Munde der Leute iſt.[2] Plinius, der ſich auf verſchiedenen Gebieten des Wiſſens (Epiſt. IX, 29) verſuchte, iſt auch geſchichtlichen Studien nicht fremd geblieben. Titinius Capito forderte ihn auf, ein hiſtoriſches Werk zu ſchreiben. Der Brief, in dem Plinius „dieſe Aufforderung zur Zeit noch ablehnt, mit dem ſtillſchweigenden Einverſtändniß, daß ein großer literariſcher Erfolg nur auf dieſem Gebiet zu gewinnen ſei, iſt allem Anſchein nach geſchrieben unter dem Eindruck, den der Vortrag der erſten Bücher der «Hiſtorien» auf die gebildete Welt Roms nothwendig machen mußte, und geſchrieben mit dem Gefühl eines Schriftſtellers, der einen bisher neben ihm und weſentlich gleichſtehenden Collegen plötzlich in mächtigem Flug ſich erheben und alle bisherigen Genoſſen ſo weit hinter ſich laſſen ſieht, daß die Rivalität verſtummt oder wenigſtens ſich ſelbſt vertröſtet auf ſpätere Thaten".[3]

---

[1] „Ann.", IV, 3.

[2] Epiſt. IX, 23; vgl. IV, 15, 1 und Mommſen, „Hermes", III, 51. — Von den Briefen des Plinius ſind an Tacitus gerichtet I, 6; 20, IV, 13, VI, 9; 16; 20, VII, 20; 33, VIII, 7, IX, 10; 14. Vgl. über die Beziehungen zwiſchen beiden Urlichs, „De vita Taciti", S. 15, der auf Mommſen fußend zu falſcher Datirung einzelner Briefe gelangt. Richtig aber iſt, daß Epiſt. IV, 2 um das Jahr 103 geſchrieben iſt. Denn Plinius, der nach Niederlegung der praefectura aerari im Jahre 101 nach Comum gereiſt war, begrüßt ihn nach ſeiner Rückkehr auf deſſen Tuscanum. Epiſt. VI, 9 (106?) ſetzt des letztern Abweſenheit voraus. In der Zwiſchenzeit ſcheint er kein hervorragendes Amt geführt zu haben.

[3] Vgl. Boiſſier, „L'opposition sous les Césars" (2. Aufl., S. 297), der dieſe Beobachtung Mommſen's ebenfalls für zutreffend hält. Sie

Digitized by Google

Mit der Abſicht, die Geſchichte der nächſten Vergangenheit und der Gegenwart darzuſtellen, hatte ſich Tacitus ſchon bei der Abfaſſung des „Agricola“ getragen, und die Biographie ſeines Schwiegervaters ſowie die „Germania“ rühren aus den Sammlungen her, die er für dieſen Zweck angelegt hatte. Aber in der Folge ward der urſprüngliche Plan theils erweitert, theils beſchränkt, inſofern er mit dem 1. Januar des Jahres 69 begann und bis Domitian's Tode herabging. Es iſt die Frage, wann die Bücher der „Hiſtorien“ erſchienen ſind. Daß ſie nicht auf einmal ins Publikum kamen[1], iſt ebenſo ſicher, wie die ſucceſſive Veröffentlichung der „Epigramme“ des Martial und der Hauptbriefſammlung des Plinius. Das erſte und zweite Buch, die unter ſich eng verbunden ſind und einen bedeutſamen Schluß haben, in dem der Verfaſſer zu den Geſchichtſchreibern der Flaviſchen Dynaſtie Stellung nimmt, haben wol den Anfang gemacht.

Für die genaue Datirung geben die Briefe des Plinius den einzigen Anhaltspunkt.[2] Die drei erſten Bücher eröffneten die

---

findet ſich „Hermes“, III, 108, in dem Aufſatz über die Lebensgeſchichte des jüngern Plinius, der über die Grenzen unſers Vaterlandes hinaus anregend und fruchtbar geweſen iſt.

[1] Mommſen, „Hermes“, III, 106. Nieſſen, „Rheiniſches Muſeum“, XXVI, 535.

[2] Th. Mommſen hat im „Hermes“, III, 36—53, nachzuweiſen geſucht, daß die Bücher der Briefſammlung des Plinius in den Jahren 97—108 einzeln erſchienen ſind. Daß mit dieſer Annahme eine Reihe von Einzelheiten unvereinbar iſt, ward von mir im „Rheiniſchen Muſeum“, XXXVI, 38—49, erörtert. Epiſt. I, 20 führt in ſpätere Zeit als 97, Epiſt. II, 13 iſt frühheſtens 104 geſchrieben, Epiſt. V, 21 und VIII, 23 nicht vor Ende 108 verfaßt. Es ergab ſich weiter, daß die Aufeinanderfolge der Briefe in allen Büchern nicht chronologiſch iſt, ferner daß die Bücher in Gruppen herausgegeben wurden. Die drei erſten Bücher enthalten Briefe aus den Jahren 97—104. Buch IV ſtammt, einige ältern Datums ausgenommen, aus den Jahren 103—106. Buch V iſt nicht vor 109 herausgegeben. Die mit chronologiſchen Merkmalen verſehenen Stücke dieſes und der folgenden Bücher vertheilen ſich auf die Jahre 106—109. Einige ſind älter. Wenn alſo

Digitized by Google

Reihe um das Jahr 104. Die letzte Gruppe gelangte vor dem Jahre 111, in welchem der Verfaſſer die bithyniſche Legation übernahm, ins Publikum. Die ſpätern Bücher enthalten auch Briefe aus früherer Zeit. Man kann alſo nicht ohne weiteres eine in denſelben vorkommende Anſpielung auf die Zeit beziehen, in der die Publication erfolgte.

Da aber Tacitus in den erſten vier Büchern nur als berühmter Redner erſcheint, ſo wird man gut thun mit Mommſen zu ſchließen, daß die frühern Bücher ſeiner Hiſtorien nicht vor dem Jahre 104 bekannt geworden ſind. In ſeiner Aeußerung, daß er die Schilderung des Principats des Nerva und Trajan, einen reichern und gefahrloſern Stoff, dem Greiſenalter aufgeſpart habe, kann man eine Anſpielung auf die Erfolge des erſten Dakerkrieges ſehen, der im Jahre 103 beendigt wurde. Im ſechsten, nicht vor 109 veröffentlichten Buche (Epiſt. XVI und XX) theilt Plinius ſeinem Freunde Einzelheiten über den Untergang ſeines Oheims beim Ausbruch des Veſuvs mit, in einem andern Schreiben empfiehlt er ihm eine freimüthige Aeußerung, die er im Jahre 93 gethan hatte, in ſein unſterbliches Geſchichtswerk aufzunehmen. Da dieſe Briefe leider keinen chronologiſchen Anhaltspunkt haben, ſo folgt daraus nur ſo viel, daß Tacitus nach 104 und vor 109 bis zu der letzten Zeit Domitian's gelangt war. Etwas weiter führt uns der ſechzehnte Brief des neunten Buches, in dem der Verfaſſer eine der Schilderung der dakiſchen Kriege entlehnte Wendung citirt.[1]

Epiſt. VI, 16; 20, VII, 20; 33, VIII, 7 ihn mit den „Hiſtorien" beſchäftigt zeigen, ſo folgt daraus, da jene Briefe an ſich undatirbar ſind, mit Beſtimmtheit nur, daß ſie zwiſchen 100 und 109 verfaßt worden.

[1] Urlichs, a. a. O., S. 16. — „Summam te voluptatem percepisse ex isto copiosissimo genere venandi non miror, cum historicorum more scribas numerum iniri non potuisse." Wenigſtens iſt die von Urlichs hervorgehobene Uebereinſtimmung mit Oroſius, VII, 10: „Quanta fuerint Diurpanei, Dacorum regis, cum Fusco duce proelia quantaeque Romanorum clades longo

Digitized by Google

Plinius hat die letzten Bücher der „Hiſtorien" geleſen; auf jeden Fall war alſo das ganze Werk um das Jahr 109, wahrſcheinlich ſchon früher vollendet. Denn das fertige Werk, deſſen erhaltener Theil bekanntlich in den Verhandlungen zwiſchen Petillius Cerialis und Civilis im Jahre 70 abbricht, kann nur zwölf Bücher umfaßt haben. Die letzten Bücher wurden alſo in den Jahren, in denen die Augen der Römer von neuem auf die kriegeriſchen Vorgänge an der Donau gerichtet waren, bekannt gemacht. Da kann man ſich vorſtellen, welchen Eindruck die Schilderung der Miserfolge, die Domitian an der Donau gehabt hatte, hervorrufen mußte, nachdem die dakiſche Nation, die ſich in den frühern Kriegen behauptet hatte, durch Trajan vernichtet und ihr Gebiet in ein Coloniſtenland verwandelt war. Man kann ſich auch denken, wie die Darſtellung der Kriege Domitian's unter dem Eindrucke der Erfolge Trajan's geſtanden haben mag.

Als Tacitus die Einleitung zu den „Hiſtorien" ſchrieb, hatte er die Darſtellung ſeiner eigenen Zeit ins Auge gefaßt; was ihn bewogen hat, dieſen Plan fallen zu laſſen und ſich der Geſchichte des Juliſch-Claudiſchen Hauſes zuzuwenden, läßt ſich nur vermuthen. War es Ueberdruß an der Gegenwart, die nicht alle Hoffnungen der erſten Jahre des neuen Regiments erfüllt ſah? Sagte ſeiner peſſimiſtiſchen Stimmung ein Nachtgemälde aus dem erſten Jahrhundert beſſer zu?

Die Bücher „Ab excessu divi Augusti" ſetzen jedenfalls die Vollendung der „Hiſtorien" voraus (XI, 71).[1] Aber die Abfaſſung

textu evolverem, nisi Cornelius Tacitus, qui tunc historiam diligentissime contexuit, de reticendo interfectorum numero et Sallustium Crispum et alios auctores quam plurimos sanxisse et se ipsum idem potissimum elegisse", recht auffallend.

[1] Den Umfang der ganzen Kaiſergeſchichte hat der Kirchenvater Hieronymus zu Buch III, 14 auf 30 Bücher angegeben („Cornelius T. qui post Augustum usque ad mortem Domitiani vitas Caesarum XXX voluminibus exaravit"). Anknüpfend an eine Vermuthung Ritter's hat O. Hirſchfeld („Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien", 1877,

Digitized by Google

wird meines Erachtens vor das Jahr 115 anzuſetzen ſein. Man verwerthet zum Beweiſe einer ſpätern Veröffentlichung II, 61, wo die Bemerkung, daß das Römiſche Reich ſich damals bis ans Rothe Meer erſtreckte, auf Trajan's Eroberungen jenſeit des Euphrat hinweiſen ſoll, auf die Hadrian im Jahre 117 verzichtet habe. Man hat aber dabei überſehen, daß ſchon im Jahre 108 der Strich Arabiens von Damascus bis zum Rothen Meere durch A. Cornelius Palma dem Reiche als Provinz einverleibt worden war, ein Erfolg, der dem tüchtigen Legaten nicht nur ein zweites Conſulat und die Triumphalſtatue eintrug, ſondern auch auf Münzen erwähnt wird.[1] Weshalb ſollte man auch annehmen, daß der alternde Tacitus erſt eine Reihe von Jahren nach dem Abſchluß der „Hiſtorien" an die Abfaſſung eines neuen Werkes ging? Man muß vielmehr II, 61 auf die eben erfolgte Erweiterung des Römiſchen Reiches beziehen und die Publication des erſten Theiles der „Annalen" um das Jahr 110 anſetzen. Wann aber das Werk vollendet wurde und ob ſein Verfaſſer die Regierung des Hadrian noch erlebt hat, iſt ebenſo dunkel wie ſeine letzte Lebenszeit überhaupt. Glücklicherweiſe iſt die Forſchung in der Lage, mit einiger Sicherheit die wichtige Frage zu löſen, welchen politiſchen Standpunkt Tacitus' Geſchichtswerke vertreten.

„In den Hiſtorikern, namentlich in ihren politiſchen Anſchauungen, reflectirt der Geiſt der Epoche, in der ſie ſchreiben."[2] In den letzten Jahren Domitian's war der Senat bedeutungslos, nur geringfügige Angelegenheiten gelangten zur Verhandlung

S. 811) für die „Annalen" 18, für die „Hiſtorien" 12 Bücher in Anſpruch genommen, weil der reiche Stoff, den die Jahre 66—69 boten, unmöglich in dem verlorenen Theile des 16. Buches Platz hatte. Die Vertheilung wird nicht nur durch einen Vergleich mit Dio unterſtützt, ſondern es iſt auch die Gliederung der „Annalen" in Hexaden 1—6 (Tiberius), 7—12 (Caligula, Claudius), 13—18 (Nero) durchaus beabſichtigt. Uebrigens zeigt die Aeußerung des Hieronymus auch, daß Tacitus die Regierung des Auguſtus nicht dargeſtellt hat.

[1] Vgl. Schiller, „Römiſche Kaiſergeſchichte", I, 554, Anm.

[2] Ranke, „Weltgeſchichte", III, 1., 267.

Digitized by Google

und über dieſe konnte er nicht einmal frei und unbehindert entſcheiden. Wenn es die Vermehrung der Gladiatoren galt oder die Errichtung einer Innung der Werkmeiſter, ſo wurde er befragt.[1] In dem Maße, wie die Bedeutung des Reichsrathes geſchwächt wurde, wurden Rittern und Freigelaſſenen die wichtigſten Poſten der Staatsverwaltung übertragen. Welche Veränderung war dann nach dem Tode des Regenten eingetreten, der ſeine Herrſchaft nicht mit dem Senat theilen mochte, ſondern dem Größten wie dem Kleinſten den Stempel perſönlicher Willkür aufgedrückt hatte! Es war die entgegengeſetzte Tendenz zur Herrſchaft gelangt. Ueber die Stimmung der vornehmen Kreiſe der Hauptſtadt in den erſten Jahren Trajan's gibt uns eins der wichtigſten literariſchen Denkmäler dieſer Epoche, der „Panegyricus“ des Plinius, Aufſchluß: „Die Tugenden kommen jetzt wie ehemals unter der Freiheit zur Geltung.“ „Du wählſt dir Freunde aus den Beſten, und mit Fug und Recht ſind einem guten Fürſten die liebſten, die ein böſer haßte.“ „Du weißt, daß der Dominat das gerade Gegentheil des Principats iſt“ (Kap. 45). Der Lobredner hört mit Staunen, daß das Geſetz über dem Herrſcher ſtehe, ſtaunend ſieht er, daß der Princeps ſtehend dem Conſul zu ſitzen erlaubt (Kap. 64).

Und in der That muß auch eine unbefangene Forſchung geſtehen, daß alle Schritte Trajan's von Rückſicht auf die Anſprüche „jener Abkömmlinge von Helden, jener letzten Söhne der Freiheit“ (Kap. 69) geleitet ſind. Schon in Germanien hatte er die ſenatoriſchen Generale durch ſeine Herablaſſung gewonnen.[2] Nach ſeinem Einzuge in Rom, bei dem er zu Fuß einherſchritt,

---

[1] Plinius, „Panegyricus“, 54.

[2] „Paneg.“, 19: „Tu tamen maior omnibus quidem eras, sed sine *ullius* deminutione maior — itaque perinde summis atque infimis carus sic imperatorem commilitonemque miscueras, ut studium omnium laboremque — intenderes etc.“ — „Paneg.“ 23: „Gratum erat cunctis, quod senatum osculo exciperes, ut missus osculo fueras.“ (Vgl. Kap. 65, 71, 76.)

Digitized by Google

verkehrte er mit den Mitgliedern des Senats wie ein einfacher Senator, empfing und entließ ſie mit gnädigem Kuſſe und trug bei der Beſetzung der höchſten Stellen ihren Wünſchen Rechnung. Ja er hatte wie Titus und Nerva dem Senat gegenüber auf die Ausübung ſeiner kaiſerlichen Criminalgerichtsbarkeit verzichtet. Und das Unerhörte wurde jetzt geſtattet, der verpönte Cultus der Helden der untergehenden Republik galt jetzt als eine harmloſe Liebhaberei, und ſelbſt ſeine Münzen knüpfen an die republikaniſchen Erinnerungen an.[1] Da er Majeſtätsproceſſe nicht geſtattete, ſo war dem Unweſen der Delatoren ein Ende gemacht. Durch dieſelbe Rückſichtnahme wurden die übrigen Klaſſen der Bevölkerung an den neuen Regenten gefeſſelt, deſſen Spenden und Thierhetzen Domitian's Leiſtungen auf dem Gebiete der Volksbeluſtigungen noch übertrafen. Durch weitere Ausbildung der von Nerva begründeten Alimentationen unbemittelter Kinder befeſtigte er die Sympathien Italiens. Es entſprach wol der allgemeinen Stimmung, wenn ihm der Senat den Beinamen Optimus ertheilte, den er allerdings in ſeiner Titulatur erſt ſeit dem Jahre 114 führte.[2]

Wir haben in dem erſten Artikel geſehen, daß Tacitus eine Säule der neuen Regierung war, die ſich von den Tendenzen der unbeſchränkten Herrſchaft, wie ſie beſonders Domitian gehegt hatte, losſagte. Wie hat nun Tacitus in den „Hiſtorien“ ſich zur Vergangenheit geſtellt, die er ſchon im „Agricola“ in dem Tone des Abſcheus geſchildert hatte?

„Des Geſchichtſchreibers Parteilichkeit“, heißt es in der Einleitung, „erregt leicht Widerwillen. Verleumdung und Scheelſucht finden williges Gehör. Trifft ja doch die Schmeichelei der ſchnöde Vorwurf der Servilität; der Bosheit (malignitati) haftet der falſche Schein der Freiheit an. — Wer ſich unverfälſchter Treue rühmt, darf niemand mit Liebe oder aus Haß

---

[1] Dio, LVIII, 5, 2. Eutrop., VIII, 4. — Ueber die Auffriſchung der Erinnerung an die Republik, vgl. Schiller, „Römiſche Kaiſergeſchichte“, I, 564; Mommſen, „Römiſches Münzweſen“, S. 758.

[2] Vgl. „Paneg.“, Kap. 2, 88. Dierauer, a. a. O., S. 42.

Digitized by Google

ſchildern.“ Eine ſolche Unparteilichkeit ſcheint in einer Zeit, wo zu denken, was man will, und zu ſagen, was man denkt, erlaubt iſt, leicht zu ſein. Das Glück der Gegenwart blendet ſeinen Blick, ſo oft er rückwärts ſchaut. Er täuſcht ſich. Es war unter Nerva und Trajan nicht leicht die Geſchichte der nächſten Vergangenheit unparteiiſch zu erzählen, und Boiſſier[1] iſt den Beweis der Anſicht, daß der große Rhetor ſein Wort eingelöſt hat, ſchuldig geblieben.

Die Einleitung gibt eine gedrängte Ueberſicht über den Inhalt ſeiner Geſchichte: Fürſtenmord und Niederlagen, entweihte Ceremonien und Aufſehen erregende Ehebrüche, ein mit Verbannten erfülltes Meer und mit Blut getränkte Felſeneilande, ſind ſein Thema. „Gräßlicher noch ward zu Rom gewüthet: abgelehnte und verwaltete Ehrenſtellen galten als Verbrechen, und wegen Vorzüge drohte unvermeidlicher Untergang, und ebenſo verhaßt waren der Delatoren Preiſe, wie ihr Frevel, da einige Prieſterthümer und Conſulate, wie Beuteſtücke, andere Procuraturen und geheimen Einfluß bei Hofe gewannen, indem ſie durch Erregung von Haß und Schrecken alles in Bewegung brachten, ja über den Haufen warfen. Sklaven wurden gegen ihre Gebieter beſtochen, Freigelaſſene gegen ihre Patrone, und die keine Feinde hatten, durch Freunde überwältigt.“

Das ſind die Umriſſe des Bildes, in dem Domitian's Herrſchaft dem Tacitus erſchien. Kein Wort von den äußern Erfolgen ſeiner Regierung, von der Erweiterung des Reiches über den Rhein und der Anlegung der Grenzwehr, keine Andeutung von der Trefflichkeit ſeiner Reichsverwaltung. Ja er hat die Kühnheit zu behaupten, daß Britannien nach ſeiner Bezwingung ſofort aufgegeben ſei.[2]

Es ſind dieſelben Anſchauungen, wie ſie in dem „Panegy-

[1] Boiſſier, „L'opposition sous les Césars“, S. 287 fg.: „Quant à la passion politique, qu'on accuse d'avoir troublé son jugement, on peut, je crois, affirmer qu'elle est absente de ses ouvrages.“

[2] „Britannia perdomita et statim omissa“, „rhetoriſche Uebertreibung“, Heräus in ſeiner Ausgabe der „Hiſtorien“.

ricus“ des Plinius zum Ausdruck kommen. Die Dankrede, welche dieſer als Conſul im September des Jahres 100 hielt, war planmäßig angelegt und in einer ihrem Zwecke angemeſſenen Form durchgeführt. Nach der eingehenden Unterſuchung von J. Dierauer[1] hat der Redner dieſe „gratiarum actio“ während des erſten dakiſchen Krieges in einem kleinen Werke erweitert herausgegeben. Die jüngern Zuſätze, die ohne beſondere Mühe von den urſprünglichen Theilen der Lobrede losgelöſt werden können, ſind durchweg Invectiven gegen Domitian's Perſönlichkeit und Regierungsweiſe, alle ſo geſucht, daß der Zuſammenhang der Gedankenreihen dadurch unterbrochen wird, zum Theil ſo ungerecht, daß durch bloße Vergleichung mit Sueton ihre Haltloſigkeit dargethan werden kann. Gerade dieſe Partien weiſen die überraſchendſten Uebereinſtimmungen mit ſeines Freundes Urtheil über Domitian auf.

„Die vorigen Fürſten fanden mehr Vergnügen an den Laſtern als den Vorzügen der Bürger“ (Kap. 45). „Freunde üben wiederum Treue, Kinder Ehrfurcht, Sklaven Gehorſam.“ Er gießt die Schale ſeines Zornes über das Haupt des Fürſten, der die Sklaven gegen ihre Gebieter verhetzt, er ſchildert die Klippen an denen unſchuldige Verbannte ſchmachteten, die Inſeln, welche Scharen von Senatoren bevölkerten (Kap. 34). Er jubelt, daß Trajan den Delatoren das Handwerk gelegt habe (Kap. 55), daß der Einfluß der Freigelaſſenen, die einſt „über Präturen, Prieſterthümer, Conſulate verfügt“ hatten, endlich gebrochen ſei (Kap. 88).

Auch des Plinius politiſche Ideale hat Trajan verwirklicht. Er ſtellt im „Panegyricus“ den Principat dar, deſſen Inhaber nicht ohne Verantwortung das Reich zum allgemeinen Beſten verwaltet, im Gegenſatz gegen den Dominat des Fürſten, der den Staat, wie der Hausherr ſein Gehöft behandelt.[2]

---

[1] In den „Beiträgen zu einer kritiſchen Geſchichte Trajan's“, S. 190 fg. Von der Ueberarbeitung handelt Plinius, Epiſt. III, 18. — Auf ſprachliche Uebereinſtimmungen zwiſchen dem „Agricola“ des Tacitus und dem „Panegyricus“ des Plinius hat Urlichs, „De vita Taciti“, S. 22 aufmerkſam gemacht.

[2] Vgl. Ranke, „Weltgeſchichte“, III, 276; vgl. „Paneg.“ (Kap. 2).

Tacitus hat ſich in der Rede, die er dem Kaiſer Galba nach vollzogener Adoption in den Mund legt, über ſeine Stellung zum Principat des nähern geäußert. Die Gelegenheit, die er dazu wahrnahm, iſt beachtenswerth. Denn es lag zu nahe, die Politik Galba's, der im Beginn der Erhebung gegen Nero die Republik ausgerufen hatte und gezwungen das Imperium anzunehmen im Einvernehmen mit dem Senat regierte, mit der Nerva's zu vergleichen, der die Staatsordnung wieder aufrichtete, welche Otho zerſtört hatte.

Galba beruft ſich in dieſer Rede auf den Vorgang des Auguſtus. Aber nicht wie dieſer im Kreiſe ſeiner Verwandten, ſondern im Staate ſuche er ſeinen Nachfolger. Wenn des Reiches ungeheuerer Körper ohne Lenker ſtehen und im Gleichgewicht bleiben könnte, ſo wäre er es werth, daß die Republik mit ihm ins Leben trete. Jetzt könne ſein Alter dem römiſchen Volke nicht mehr als einen guten Nachfolger und Piſos Jugend nicht mehr als einen guten Fürſten verleihen. „Unter Tiberius, Gajus und Claudius waren wir gleichſam eines einzigen Geſchlechtes Erbtheil: ein Entgeld für den Verluſt der Freiheit wird ſein, daß wir begannen gewählt zu werden und nach dem Ausſterben des Juliſch-Claudiſchen Hauſes wird Adoption jedesmal den Beſten zu finden wiſſen. Denn von Fürſten Daſein und Leben zu haben, iſt zufällig und auf dieſen Punkt die Würdigung beſchränkt. Bei der Adoption dagegen iſt das Urtheil frei, und willſt du wählen, ſo achte auf des Volkes Stimme.“ Dann folgt ein Hinweis auf Nero, das erſte Beiſpiel eines verurtheilten Fürſten, auf die Unſicherheit der Lage des Staates. „Mein Zweck iſt erreicht“, fährt er fort, „wenn ich in Deiner Perſon eine gute Wahl getroffen habe. Die nützlichſte und kürzeſte Auswahl zwiſchen Guten und Böſen iſt die Ueberlegung, was du unter einem andern Fürſten ſelber wollen oder nicht wollen würdeſt. Denn hier gibt es nicht wie bei Stämmen, die Königen gehorchen, ein beſtimmtes Herrſcherhaus und ſonſt Sklaven, ſondern du ſollſt über Menſchen herrſchen, welche weder völlige Knechtſchaft noch völlige Freiheit zu erdulden im Stande ſind.“

Wie Tacitus in dem erſten Satze der „Hiſtorien“ ſeine

Digitized by Google

Ueberzeugung ausſpricht, daß die Alleinherrſchaft im Intereſſe des öffentlichen Friedens nothwendig war[1], ſo wünſcht er hier eine Autorität, die das Reich im Gleichgewicht halten könne und gleichzeitig den Bedürfniſſen der Römer nach Freiheit Rechnung trage; eine Garantie aber für die Ausübung der höchſten Gewalt in dieſem Sinne, ein Schutzmittel gegen die Entartung des Principats zur Dominatio — ein Proceß, der unter der Flaviſchen Dynaſtie eingetreten war — ſieht Tacitus in der Adoption. Die Gedanken, die er Galba ausſprechen läßt, kehren zum Theil in wörtlicher Uebereinſtimmung in dem „Panegyricus" wieder, wie Dierauer, S. 23 fg., zuerſt treffend hervorgehoben hat; nur darf man aus dieſer Uebereinſtimmung nicht eine Benutzung der Geſichtspunkte, die Plinius aufſtellt, durch Tacitus herleiten. Beide geben die Vorſtellungen wieder, welchen ſchon damals die an der Regierung betheiligten Kreiſe der Hauptſtadt huldigten, und man darf ſchon hieraus ſchließen, daß beide Aeußerungen der öffentlichen Meinung, alſo das Erſcheinen des „Panegyricus" und der erſten Gruppe der „Hiſtorien", zeitlich nicht weit auseinanderfallen. Dazu ſtimmt auch, daß die Reflexionen, welche Plinius über die Bedeutung der Adoption einflicht, in der vor dem Kaiſer im Senat gehaltenen Rede fehlten. Denn auf jeden Fall wäre die Form der Auseinanderſetzung, die nicht von dem vollzogenen Acte handelt, ſondern ſagt, was ein Fürſt in ähnlicher Lage thun ſolle, im Senat vorgetragen, anſtößig geweſen. Auch Plinius wünſcht, daß der Erbe der höchſten Gewalt nicht in der eigenen Familie geſucht, ſondern aus der Geſammtheit der Bürger ausgewählt werde. Denn es ſei billig, daß wer allen gebieten ſoll, aus

---

[1] Die Römer ſind ihm überhaupt die Hüter des Völkerfriedens. Vgl. in der großartigen Rede des Cerialis, IV, 74: „Nam pulsis, quod di prohibeant, Romanis, quid aliud quam bella omnium inter se gentium existent? Octingentorum annorum fortuna disciplinaque compages haec coaluit, quae convelli sine exitio convellentium non potest."

Digitized by Google

allen gewählt werde. In dem Gebete am Schluß der Schrift wird Jupiter Capitolinus angefleht, wenn dereinſt ein Nachfolger nöthig werde, die Entſcheidung des Kaiſers zum Heile des Reiches auf den rechten Mann zu lenken. Hier wie dort wird alſo der Gedanke der gleichen Berechtigung aller nachdrücklich betont. Aber Tacitus ſieht in dem Princeps doch keineswegs einen bloßen Vorſteher des Gemeinweſens, welchem die Senatoren gleich ſeien; nein, er nimmt für ihn volle Herrſcherrechte in Anſpruch. Lehrreich ſind in dieſer Hinſicht die Kapitel, die von der bekannten Geſandtſchaftsdebatte in einer Senatsſitzung des Jahres 70 handeln („Hiſtorien“, IV, 99 fg.). Wir hören, daß Helvidius Priscus, der Wortführer einer extremen Partei, ſich den Lehrern der Weisheit angeſchloſſen hatte, die nur das Ehrbare für gut, nur das Schimpfliche für ſchlecht, Macht, Adel und alle materiellen Güter für gleichgültig halten. Die Perſönlichkeit des Stoikers iſt Tacitus offenbar ſympathiſch. „Vom Charakter ſeines Schwiegervaters Thraſea hatte er vor allem die Liebe zur Freiheit in ſich aufgenommen: in allen Verhältniſſen des Lebens ſich gleich, Verächter des Reichthums, ſtarr feſthaltend am Rechten, ſtandhaft gegen Schreckniſſe“ (Kap. 5). Aber das Lob der Mäßigung wird ihm verſagt: „Er ſchien vielen maßlos nach Ruhm zu ſtreben, wie denn ſelbſt der Weiſe ſich der Ehrliebe nur zuletzt entäußern kann.“ Mit dieſer Schwäche war weder der Oberpontifex L. Piſo, der keines knechtiſchen Beſchluſſes Urheber, ſo oft die Noth drängte, weiſe, maßvoll auftrat („Ann.“, VI, 10), noch Cn. Agricola behaftet, der nicht einmal den Ruhm, um den ſich oft auch gute Männer bemühen, durch Prunken mit ſeiner Tüchtigkeit oder künſtlich ſuchte.[1]

Unter Galba hatte er Thraſea’s Angeber, den beredten Eprius

---

[1] Vgl. den voraufgehenden Artikel im fünften Bande dieſes Werks und beſonders „Agricola“, Kap. 9: „Ne famam quidem, cui saepe etiam boni indulgent, ostentanda virtute aut per artem quaesivit.“ — „Ann.“, VI, 10: „(Piso) nullius servilis sententiae sponte auctor et quotiens necessitas ingrueret, sapienter moderans.“

Marcellus, zur Rechenſchaft zu ziehen geſucht; dieſer Angriff hatte den Senat entzweit, „denn mit Marcellus ſtand und fiel ein Heer von Schuldigen“. Da Galba ſich zu einem Einſchreiten gegen den einflußreichen Conſular nicht entſchließen konnte, ſo ließ Priscus auf das Zureden vieler Senatoren ſeine Klage fallen, was ihm von einigen das Lob der Mäßigung, von andern den Vorwurf der Charakterloſigkeit eintrug.

Tacitus verabſcheut die Delatoren; darum weiß er nicht, ob die beabſichtigte Rache an Marcellus erhabener oder gerechter war. Aber wenn er die Ruhmliebe des Priscus im allgemeinen tadelt, ſo hat die damals von ihm bewieſene Mäßigung gewiß ebenſo ſehr ſeinen Beifall, wie er für das Auftreten des Thraſea unter Nero das tadelnde Wort gefunden, er habe das Verderben auf ſein Haupt herabgezogen, ohne für die übrigen den Grund zur Freiheit zu legen. Sein Bericht über die denkwürdigen Senatsverhandlungen iſt ſicher unter dem Eindruck der Erinnerung an ein Ereigniß geſchrieben, das ſein eigenes Leben berührt hatte, an den Proceß des Publicius Certus, der bekanntlich den jüngern Helvidius im Jahre 93 geſtürzt hatte. Der Brief des Plinius ward ſchon verwerthet, aus dem man erfährt, daß er als Freund des unglücklichen Helvidius und der verwandten Frauen, Arria, Fannia, Anteia im Namen der Arria, die eben aus der Verbannung zurückgekehrt war, ſeine Klage gegen Publicius Certus vorbrachte. Wenn nun Tacitus in der Einleitung zu den „Hiſtorien“ zum Beweiſe für die Wahrheit ſeiner Behauptung, daß die Flaviſche Epoche nicht ganz arm an Tugenden war, darauf hinweiſt, daß Mütter ihre flüchtigen Kinder ins Exil begleiteten, Frauen ihren Ehemännern folgten, ſo hat er in erſter Linie an die Verwandten des Helvidius gedacht. Der Sturmlauf des Plinius auf Certus bot manchen Berührungspunkt mit dem Angriff auf Eprius Marcellus dar. Waren nicht auch im Jahre 97 die Senatoren getheilter Meinung, hielten nicht einflußreiche Männer den Plinius zurück, war nicht auch Nerva gewaltſamem Einſchreiten abgeneigt? Wir ſahen, daß auch Tacitus ſich zurückhielt, daß der hochangeſehene Corellius Rufus zu den Bedenklichen gehörte. In den „Hiſto-

rien“ hat Tacitus, ſo groß ſein Haß gegen die Delatoren war[1], auf keinen Fall dieſen Standpunkt verleugnet.

Den perſönlichen Eigenſchaften des Helvidius durfte er Anerkennung zollen, aber die politiſchen Grundſätze eines Mannes, der republikaniſche Geſinnungen hegte, konnte der Conſular, der eben eine Lobſchrift des „Agricola“ veröffentlicht hatte, unmöglich theilen. Seine Anſchauungen läßt er ihn bei Gelegenheit der Debatte des Senats über die an Veſpaſian abzuordnende Geſandtſchaft entwickeln. Sollten die Geſandten durchs Los oder von den Magiſtraten namentlich gewählt werden? Helvidius, der Loſung wünſchte, wies beſonders auf die Freundſchaft hin, die Veſpaſian mit Nero's Gegnern Thraſea und Soranus verbunden hatte, eine Begrüßung durch Männer dieſer Geſinnung werde ihm willkommen ſein. Vor der Tragweite dieſes Antrags ſchreckte die Mehrzahl der Senatoren zurück, ſie wünſchten nicht als Vertreter einer oppoſitionellen Richtung zu erſcheinen, und die bedeutungsvoll hervortretende, von ſtaatsmänniſchem Geiſte getragene Rede des Marcellus brachte dies zum Ausdruck: Frühere Zuſtände (die Republik) dürfe er bewundern, er halte es aber mit dem Gegenwärtigen; gute Regenten dürfe er ſich von Herzen wünſchen, man müſſe ſie aber, wie ſie auch ſeien, getroſt hinnehmen. Helvidius möge in ſeinem Leben dem Brutus und Cato gleichkommen, er ſelbſt ſei ſich bewußt, daß er zu dem Senat gehöre, der zugleich mit ihm dem Principat unterworfen geweſen. Gleich wie den ſchlimmſten Imperatoren eine maßloſe Herrſchaft, ſo gefalle den guten eine beſchränkte Freiheit.[2]

---

[1] Der Vorgang, den Plinius erzählt, kann noch in das Jahr 96 fallen. Auf keinen Fall war Trajan in dieſer Zeit ſchon adoptirt. — Plinius hat die Rede, die er damals hielt, ſpäter niedergeſchrieben und vieles hinzugefügt.

[2] „Hiſtorien“, IV, 8: „Se meminisse temporum, quibus natus sit, quam civitatis formam patres avique instituerint; ulteriora mirari, praesentia sequi. bonos imperatores voto expetere, qualescunque tolerare. non magis sua oratione Thraseam quam iudicio senatus adflictum — denique constantia, fortitudine Catonibus

Digitized by Google

Der Anſicht des Marcellus ſtimmte die Mittelpartei zu. Und ſo wunderbar es klingen mag, ſie entſpricht des Tacitus Standpunkt[1] und wurde ohne Frage auch von Agricola getheilt, der „kundig der Zeiten unter Nero, in denen Thatenloſigkeit für Weisheit galt, in Schweigen ſeine Aemter geführt" hatte (Kap. 6). Wir erinnern uns, daß Agricola ſich in Domitian's Natur zu ſchicken wußte und es vermied, durch Hartnäckigkeit und leere Prahlerei mit der Freiheit Ruf und Schickſal herauszufordern, daß er trotzdem ſehnlichſt wünſchte einen guten Fürſten wie Trajan zu erblicken. Bekennt nicht auch Tacitus, daß durch ſeine und der übrigen Senatoren Hände der jüngere Helvidius ins Gefängniß geführt wurde?[2]

Ja Tacitus iſt ſo ſehr durchdrungen von dem Gedanken der Macht des Principats, daß er Cerialis den Treverern und Lingonen zurufen läßt, der preiswürdigen Fürſten Nutzen ſei ihnen mit allen gemein, aber gleich wie elementare Ereigniſſe müſſe man Ueppigkeit und Habgier der Herrſcher über ſich ergehen laſſen. Dieſe Bekenntniſſe dürften dem Urtheile Ranke's nicht entſprechen, der meinte, daß Tacitus ſein Ideal in dem Würdenträger geſehen, welcher ſich der Macht, die ihn jeden Augenblick vernichten kann, mannhaft widerſetzt.

---

et Brutis aequaretur Helvidius: se unum esse ex illo senatu qui simul servierit."

[1] Ich theile hier im Gegenſatz zu Nipperdey Boiſſier's Anſicht, a. a. O., S. 297: „Il avait pris sans doute pour lui se conseil qu'il met dans la bouche d'un des personnages de son histoire: Il faut souhaiter les bons princes et se résigner à souffrir les mauvais." Boiſſier weiſt auch darauf hin, daß denſelben Gedanken Cerialis in ſeiner Rede an die Gallier, IV, 74, ausſpricht: „Et laudatorum principum usus ex aequo, quamvis procul agentibus. saevi proximis ingruunt. Quomodo sterilitatem aut nimios imbres et cetera naturae mala, ita luxum vel avaritiam dominantium tolerate. Vitia erunt, donec homines; sed neque haec continua et meliorum interventu pensantur."

[2] Vgl. Boiſſier, a. a. O., S. 300: „Il s'accuse lui-même." — Ranke „Weltgeſchichte", III, 2., 317.

Digitized by Google

Tacitus iſt weit entfernt, die Prärogative des Senats über ihr geſetzliches Maß erweitern zu wollen. Wenn Helvidius Priscus die Entſcheidung wichtiger finanzieller Fragen, die der deſignirte Conſul dem Kaiſer vorbehielt, für den Senat in Anſpruch nahm, wenn er ſogar den Antrag ſtellte, das Capitol auf öffentliche Koſten herzuſtellen und auch Veſpaſian dazu heranzuziehen, ſo hat dieſe Demonſtration zu Gunſten der Republik nicht des Geſchichtſchreibers Beifall. „Dies Votum übergingen die Gemäßigten mit Schweigen und nachher ward es vergeſſen. Einzelne freilich blieben des Vorfalls eingedenk.“

Wenn alſo von bedeutenden Männern verlangt wird, daß ſie Entſagung übend ſich der Gewalt des Fürſten unterordnen, ſo könnte es ſcheinen, als ob mit dieſer Forderung einige Stellen im Widerſpruch ſtehen, welche, wie in den „Ann.“, XVI, 16, die „patientia servilis“ des Senats beklagen, deren Mitglieder nach der Piſoniſchen Verſchwörung gleichgültig ihrem Untergang entgegenſahen. Indeſſen ſind ſolche Aeußerungen der bloße Reflex eines Gedankens, der öfter in ſeinen Schriften wiederkehrt, daß der Beſitz der Herrſchaft den Regenten verblendet und zu Miſſethaten hinreißt. Er ſagt es geradeheraus, daß Tiberius nach ſo großer Erfahrung durch die Gewalt der Herrſchaft erſchüttert und verändert wurde (VI, 48). Indem die Niederträchtigkeit der Maſſe und die Servilität der leitenden Kreiſe um perſönlicher Vortheile willen den Machthabern ſchmeicheln, werden ihre Leidenſchaften dadurch noch geſteigert. Dieſe Niedrigkeit der Geſinnung erregt ſeinen Zorn in demſelben Maße, wie die würdevolle Haltung des Agricola, der ſelbſt die wilde Natur eines Domitian beſänftigte, ſeine Bewunderung hat. Hierin liegt auch das Motiv für ſeinen Haß gegen die Delatoren, die zwar bequeme Werkzeuge der Tyrannei ſind, aber der Verachtung und dem Haſſe derjenigen, die ſich ihrer bedienen, anheimfallen.[1] Er

[1] „Ann.“, III, 65; I, 74; IV, 71. Vgl. die zutreffenden Bemerkungen von Nipperdey, Einleitung, S. XXXIV: durch die ganze Darſtellung des Tacitus gehe das Beſtreben, von dieſen Verirrungen abzumahnen, indem er ihre verderbliche Folgen für diejenigen ſelbſt hervor-

Digitized by Google

ſchont auch nicht die entarteten Glieder des Senats. Denn jeder ſoll an ſeinem Theile ſich der großen Stellung, die der Reichsrath im Staate einnimmt, würdig zeigen. Er iſt das Fundament des Reiches. „Glaubet nicht", ruft Otho den Truppen zu, „daß dieſe herrliche Stadt aus Paläſten, Häuſern, Zuſammenfügungen von Steinen beſtehe. Dieſe Dinge, todt und ſeelenlos, wie ſie ſind, können gleichmäßig untergehen und aufgebaut werden. Des Staates ewige Dauer, der Weltfriede, die Wohlfahrt der Geſammtheit gründen ſich auf des Senates Unverſehrtheit. Dieſen zur glücklichen Stunde eingeſetzt von dem Gründer und Vater unſerer Stadt, fortgeführt und unſterblich bis herab auf den Principat, wollen wir, wie er von den Vätern überkommen iſt, der Nachwelt überliefern. Denn wie aus Euren Reihen die Senatoren, ſo gehen aus dieſen die Fürſten hervor" (I, 84). Der Senat hat ein Recht auf die Rückſicht der Regenten, er verknüpft die Gegenwart mit der fernſten Vergangenheit. Die Fürſten ſind ſterblich, der Senat iſt unwandelbar, ein Bürge der Ewigkeit des Reiches. Der Ritterſtand iſt jenem nicht ebenbürtig: er hält es ſogar für einen Theil der öffentlichen Trauer, daß ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes den Enkel eines römiſchen Ritters heirathet. Aber das iſt ihm wohl bewußt, daß der einzelne, er ſei Senator, Ritter und Freigelaſſener, nur glänzen kann, wie Memmius Regulus unter Nero ſich hervorthat „in quantum praeumbrante imperatoris fastigio datur".

---

hebt, welche ſich ihnen hingeben; er zeige, wie die Sünden gegen den Staat der Fürſten eigenes Verderben ſind, wie ſie ſich ein Leben voll Gewiſſensbiſſen und ein gewaltſames Ende ſchaffen. (Vgl. „Ann.", VI, 6; „Hiſtorien", II, 1.) Boiſſier, S. 296, ſieht in den Ausfällen auf die Unwürdigkeit des Senats den Beweis, daß Tacitus kein Parteimann war: „Il y a donc parfois chez Tacite des tendances contraires et qui se combattent: tantôt il cede aux opinions de ceux qui l'entourent et tantôt il leur résiste; mais ces alternatives mêmes font voir qu'il n'avait pas pris d'avance la résolution de tout approuver chez eux et que ce n'était pas comme on le prétend l'homme d'un parti. En réalité il ne leur cède que par surprise et il leur résiste par raison."

Digitized by Google

Tacitus iſt aber nicht nur Anhänger des Principats, er hält die Republik für eine Einrichtung, die ſich überlebt habe, deren Herſtellung alſo nicht wünſchenswerth ſei. Unbefangen ſtellt er die Monarchie als nothwendige Frucht der Entwickelung des römiſchen Staatsweſens hin. Die alte Republik bis zu den Decemvirn beruhte auf Tugend und Eintracht der Bürger. Mit der Erweiterung der Macht der Stadt griffen Laſter und Zwietracht um ſich, welche die Freiheit untergruben und eine Alleinherrſchaft nöthig machten. „Die verjährte, den Sterblichen eingewurzelte Sucht nach Gewalt entglomm und kam zum Ausbruch mit der Größe des Reiches. Jetzt, wo Spielraum vorhanden war, nach Macht zu ſtreben, begannen die Streitigkeiten zwiſchen dem Senat und den Popularen.“ Es zeugt von der ihm eigenen großen Auffaſſung der Vergangenheit, daß er mit den Gracchen die Kämpfe um die Monarchie beginnen läßt, daß er den Hader auf dem Forum als ein Vorſpiel der Bürgerkriege bezeichnet. „Dann verkehrten Gajus Marius, aus dem niedrigſten Pöbel, und Lucius Sulla, der Adeligen Grauſamſter, die durch Waffen beſiegte Freiheit in Oberherrſchaft. Und über nichts iſt nachher als über den Principat gekämpft worden.“[1] Otho und Vitellius werden mit Cäſar und Pompeius, mit Octavian und Antonius verglichen. Nach den zwölf Tafeln „die das Ende des gleichen Rechtes waren“, ſind, abgeſehen von Strafbeſtimmungen, keine guten Geſetze mehr gegeben worden, ſie entſprangen aus unlautern Motiven und wurden mit ungerechten

[1] „Hiſtorien“, II, 38: „Nam rebus modicis aequalitas facile habebatur. Sed ubi subacto orbe et aemulis urbibus regibusve excisis securas opes concupiscere vacuum fuit, prima inter patres plebemque certamina exarsere. Modo turbulenti tribuni, modo consules pravalidi, et in urbe ac foro temptamenta civilium bellorum etc.“ — „Hiſtorien“, I, 1: „Postquam bellatum apud Actium atque omnem potestatem ad unum deferri pacis interfuit etc.“ Vgl. den Anfang der Annalen, wo beſonders betont wird, daß die Alleinherrſchaft den Provinzen zugute kam. Vgl. Boiſſier, a. a. O., S. 288 fg., der auch auf die Stelle im Dialog 41, wo er ſich der Segnungen der Ruhe freut, hinweiſt.

Digitized by Google

Mitteln durchgeführt; das gilt zumal von der Zeit der Bürgerkriege, wo jedes Schändliche ungeſtraft war, vieles Edle zum Verderben gereichte; nicht Sulla, nicht Pompejus, ſondern Octavian gab ſeit ſeinem ſechsten Conſulat Geſetze, deren ſich die Römer im Frieden und unter dem Fürſten bedienen ſollten. Seit der Zeit gab es feſtere Bande, angeordnete Hüter („Ann.", III, 27). Daß die Monarchie die aus Laſtern und Zwietracht entſtandene Staatsform ſei, wird nicht geſagt, ſondern jene Uebel, welche eine nothwendige Folge des Strebens nach Macht waren, konnten nur von einem Alleinherrſcher geheilt werden, der Macht und Freiheit zu vereinigen verſtand, der mit ſtarker Hand den Frieden ſchützte.

Ja man könnte nicht einmal behaupten, daß Tacitus den Untergang der Republik betrauerte, obſchon er die republikaniſchen Geſchichtſchreiber beneidet, welche aus reichhaltigem Stoffe von gewaltigen Kriegen, von Uneinigkeiten der Conſuln und Tribunen, von Acker- und Getreidegeſetzen, von dem Kampfe der Optimaten und Popularen berichteten („Ann.", IV, 32). Denn allen demokratiſchen Beſtrebungen iſt er abhold, da das Volk Neues zugleich begehrt und fürchtet („Ann.", XV, 46); das Volk iſt nicht fähig aus eigener Einſicht das Richtige zu finden; für weiſe galt einſt wer des Haufens Natur kannte und zu lenken wußte. Zwar kommt die Herrſchaft des Volkes der Freiheit nahe, aber die Entſittlichung der Bürger machte ihre Behauptung unmöglich („Ann.", II, 37). Auch die Herrſchaft der Nobilität, die an tyranniſche Willkür grenzt, hat ebenſo wenig ſeinen Beifall wie eine gemiſchte Verfaſſung, die leichter gelobt als geſchaffen wird und auf keinen Fall von Dauer iſt.[1] Es bleibt als ſein Ideal nur der Principat, wie ihn Auguſtus gegründet, Galba, Veſpaſian und Nerva wiederhergeſtellt hatten, „die Dyarchie" von Princeps und Senat.

In unſerer Darlegung haben wir öfter auf die „Hiſtorien"

[1] „Ann.", VI, 42: „Populi imperium iuxta libertatem, paucorum dominatio regiae libidini propior est"; vgl. „Ann.", IV, 33.

Digitized by Google

als die „Annalen“ Bezug genommen, aber wo beide heranzuziehen möglich war, ergab ſich, daß die in höherm Alter geſchriebene Geſchichte der Juliſch-Claudiſchen Kaiſer dieſelbe Auffaſſung des Principats widerſpiegelt. Es iſt aber mit Recht aufgefallen, daß dieſe des Nerva und Trajan nicht mehr gedenkt.[1] Stellt man damit zuſammen, daß er bei der Abfaſſung dieſes Werkes nicht mehr an das Verſprechen gedacht hat, den reichen Stoff, den ſeine eigene Zeit bot, zu verarbeiten, ſondern eine Darſtellung der Regierung des Auguſtus ins Auge faßte, ſo liegt der Schluß nahe, daß ihn in ſpätern Jahren die Gegenwart nicht in dem Maße befriedigte wie in den erſten Jahren nach Domitian's Ermordung. Die überſpannte Begeiſterung für das neue Regiment, welche die naturgemäße Reaction nach der gedrückten Lage unter dem vorhergehenden Dominat war, hatte einer nüchternen Auffaſſung der Verhältniſſe und Perſönlichkeiten Platz gemacht. Tacitus mußte zur Einſicht kommen, daß eine energiſche und zielbewußte Natur wie Trajan nicht gewillt war, den Senat auf Koſten ſeiner Herrſchermacht ſchalten zu laſſen, daß der Principat im Grunde doch auf eine Alleinherrſchaft hinauskomme. Ein flacher Geiſt, wie Plinius war, wußte ſich im Vollbeſitze des kaiſerlichen Vertrauens leichter zu tröſten. „Zwar unterſteht alles der Willkür eines einzigen, der für das allgemeine Wohl alle Sorgen, alle Mühen auf ſeine Schultern genommen hat, nur daß in heilſamer Miſchung ſozuſagen einige Bäche aus jener allgütigen Quelle zu uns (d. h. den Senatoren) gelangen.“[2]

Und klingt nicht auch das Wort, das dem Curtius Montanus („Hist.“, IV, 42) in den Mund gelegt wird: „der herrlichſte Tag nach einem ſchlechten Fürſten iſt der erſte“, wie ein Bekenntniß eigener Erfahrung?

---

[1] Hoffmeiſter, „Die Weltanſchauung des Tacitus“, S. 50.

[2] „Ann.“, IV, 33: „Sic converso statu neque alia re Romana quam si unus imperitet“, aus der oben verwertheten Stelle. Vgl. auch Plinius, Epiſt. III, 20, 12: „Sunt quidem cuncta sub unius arbitrio, qui pro utilitate communi solus omnium curas laboremque suscepit, quidam tamen salubri temperamento ad nos quoque velut rivi ex illo benignissimo fonte decurrunt.“

Digitized by Google

Unter den namhaften Schriftſtellern des erſten Jahrhunderts hat Seneca mit Tacitus die größte Verwandtſchaft. Beide huldigen in der Hauptſache denſelben Grundſätzen.[1]

Auch Seneca ſtellt die Despotie barbariſcher Völker in Gegenſatz zur freien Verfaſſung des römiſchen Principats, ihm ſcheint die Monarchie unter einem gerechten König die beſte Regierungsgewalt; er handelt nach der Maxime, daß der Weiſe niemals den Zorn der Mächtigen reizen, ſondern ihm ausweichen ſoll, wie auf dem Meere dem Sturme.[2]

Wollen wir zu einem beſſern Verſtändniß der politiſchen Ideale des Tacitus gelangen, ſo thun wir gut, uns mit der Entſtehung, Entwickelung und Tendenz der Oppoſition im 1. Jahrhundert bekannt zu machen.

Durch eine Reihe ſiegreicher folgenſchwerer Kämpfe, in denen ſeine furchtbarſten Gegner gefallen waren, war Cäſar Octavian in den Allein- und Vollbeſitz monarchiſcher Gewalt gelangt. In ſeinem ſechsten Conſulat entſagte er der außerordentlichen Magiſtratur, dem Triumvirat, und als Princeps brachte er im Einverſtändniß mit dem reorganiſirten Senat „der Heere, der Beamten, der Geſetze Gewalt“ an ſich. Seine Siege hatten der Welt Sicherheit und Wohlfahrt zurückgegeben, dem Friedensfürſten Auguſtus dampften die Altäre; „das Heer wurde durch Geſchenke, das Volk durch Spenden, alle durch die Süßigkeit der Ruhe gewonnen“. Dem Senat wurde ein weſentlicher Antheil an den Hoheitsrechten und der Reichsverwaltung eingeräumt. Dieſe Dyarchie, die Seneca's Wort „se induit reipublicae Caesar“ treffend charakteriſirt, war für den Augenblick vielleicht die

---

[1] Vgl. Boiſſier, a. a. O., S. 91, meine Recenſion dieſes Buches, „Berliner phil. Wochenſchrift“ (1886, I) und das ſchöne Kapitel bei Ranke, „Weltgeſchichte“, III, 1., 130. — „Ann.“, I, 9: „Non regno neque dictatura sed principum nomine constitutam rempublicam, vgl. „Hist.“, V, 8: „Urbium eversiones, fratrum, coniugum, parentum neces, alia solita regibus ausi.“

[2] Epiſt. XIV, 7: „Sapiens nunquam potentium iras provocabit, immo declinabit, non aliter quam in navigando procellam.“

Digitized by Google

einzige Auskunft, aber da ein einziger alle reale Gewalt ohne feſte Umgrenzung beſaß, ein Unglück. Auguſtus hatte den ernſten Willen, die dem Senat gebliebenen Rechte zu reſpectiren. Mit ſtaatsmänniſchem Takte wußte er die Reſte der großen Familien zu verſöhnen, in ſein Intereſſe zu ziehen oder ſogar durch Verwandtſchaft an ſein Haus zu feſſeln. Und doch gab ſich, als der alternde Kaiſer, den häusliches Unglück verbittert hatte, die Zügel der Regierung ſtraffer anzog, in wiederholten Verſchwörungen die Unzufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden kund. Die alten Majeſtätsgeſetze wurden zum Schutze der Perſon des Regenten hervorgeſucht und gehandhabt. Stärker trat jene Stimmung unter Tiberius, deſſen Regierung nach Verlegung des Lagers der Garde in die Hauptſtadt und nach ſeiner Ueberſiedelung nach Capreä zur Militärdespotie ausartete, in Rom zu Tage. Tiberius ſagte einmal, daß die harten und unverdienten Anfeindungen, deren Zielſcheibe er um des Staates willen ſei, bei Gaſtmählern und in Clubs geplant würden. Die Kühnern ſchleuderten auch wol Epigramme und Pamphlete gegen den rauhen Zuchtmeiſter, „der den verdorbenen und verderbenden, kranken und entzündeten Geiſt durch nicht leichtere Mittel zu bezähmen ſucht, als die Begierden ſind, von denen er lodert“ („Ann.“, III, 54). Die Majeſtätsproceſſe gewannen eine beunruhigende Ausdehnung. Aus den Reihen der Unzufriedenen ging Cremutius Cordus hervor, der noch bei Auguſtus' Lebzeiten eine Geſchichte der Bürgerkriege und des Principats geſchrieben und ſpäter vorgeleſen hatte. Unter Tiberius ward er angeklagt, daß er in ſeinen Jahrbüchern den M. Brutus gelobt und C. Caſſius den letzten Römer genannt, daß er Volk und Senat in den Vordergrund geſtellt und Cäſar nicht verherrlicht habe.[1] Der Senat verfügte auf des Kaiſers Antrag die Vernichtung der Jahrbücher. Des Tiberius Nachfolger waren weniger despotiſch. Der widerſpruchsvolle Gajus gab ſogar die Lektüre der Schriften des Cordus wieder frei. Unter Gajus und Claudius hat ſich auch die ſtoiſche Schule, an deren Namen ſich die Vor-

[1] „Tac. ann.“, IV, 34. „Cass. Dio“, LVII, 24.

Digitized by Google

ſtellung von einer dem Principat feindlichen Strömung im 1. Jahrhundert knüpft, feſter zuſammengeſchloſſen. Die Perſon des Cato Uticenſis war der Mittelpunkt, um den ſich ihre Anhänger zuſammenſcharten. Dieſer Oppoſition hat Boiſſier den republikaniſchen Charakter abgeſprochen[1]: ſie ſei in ihrem Princip eher moraliſch als politiſch geweſen, ihre Anhänger hätten keine Aenderung der Verfaſſung gewünſcht, nur ein anderes Oberhaupt geſucht. Man muß aber unſers Erachtens eine doppelte Strömung unterſcheiden. Als Vertreter einer gemäßigten Richtung hat uns Seneca zu gelten. Er iſt überzeugter Freund des Principats: „Der Princeps iſt das Band, welches den Staat zuſammenhält, der Athem der Beherrſchten, die Seele des Gemeinweſens. Solange der Regent lebt, treibt alle nur ein Geiſt. Sein Fall zerreißt dies Band der Treue. Sein Fall würde den Frieden Roms untergraben. Sobald das römiſche Volk des Zaumes ledig iſt, ſo wird die Einigkeit und Verbindung des größten Reiches in tauſend Stücke ſpringen; mit dem Gehorſam wird die Herrſchaft ein Ende nehmen. Der Kaiſer iſt längſt mit dem Gemeinweſen ſo vereinigt, daß ſie notwendig beide zuſammen leben, beide zuſammen untergehen. Denn wie jenes ohne Macht, alſo kann dies ohne Haupt nicht beſtehen.“[2] Nicht der Abſolutismus, wie ihn Despoten des Oſtens ausüben, ſondern eine gerechte Monarchie hat Seneca hier im Sinne. Denn den äußern Glanz der Stellung und die unumſchränkte Macht theilt der Despot mit dem Könige, aber nur aus wichtigen Urſachen und durch die Verhältniſſe gezwungen wird dieſer einſchreiten. Man hat mit Ranke[3] anzunehmen, daß Seneca

---

[1] A. a. O., S. 104.

[2] „De clem. ad. Neronen“, Kap. 4; vgl. Ranke, III, 1., 154 fg., der die bezeichnendſten Stellen aus der Schrift „De ira“, in der der Princeps als Vorſteher der Geſetze bezeichnet wird, und der „Consolatio ad Marciam“ verwerthet.

[3] „Weltgeſchichte“, III, 2., 136; vgl. die ſchönen Worte, I, 126 fg.: „Die literariſchen Strömungen der Zeit“. Daraus ſind die hier citirten Stellen entnommen.

Digitized by Google

den Verſuch gemacht habe, den ſchrankenloſen Despotismus mit den republikaniſchen Geſinnungen auszugleichen und ihm den Charakter einer Monarchie zu geben. Auch Seneca's Ideal iſt Cato. „Er preiſt Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Ruin aufrecht ſteht. Wenngleich alles der Herrſchaft eines Einzigen unterworfen iſt und alle Pforten bewacht ſind, ſo fand er doch eine ſolche, die einen Ausgang offen läßt: mit Einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn eröffnen.“ Die Worte, die ſeinem Andenken gewidmet werden, gehören zu dem Schönſten, was Seneca geſchrieben hat. Aber in den Schriften, die in unmittelbarer Beziehung zum Hofe ſtehen, in dem mit Beziehung auf Claudius verfaßten „Troſtſchreiben an Polybius“ und „Von der Gnade an Nero“ fehlt der Name Cato. Wenn auch für Seneca an Cato's Namen ſich keineswegs die Hoffnung auf Herſtellung der Republik knüpfte, ſo konnte für die Regierung die Begeiſterung für den großen Republikaner nicht harmlos ſein, da auch die extreme Richtung in der ſtoiſchen Schule auf ſeinen Namen ſchwur. Lucan, der eine Zeit lang Nero nahe geſtanden und nach dem Anfange ſeiner „Pharsalia“ zu urtheilen, wie Seneca, Anhänger des Principats, ging von Nero verletzt zu den Bekennern der republikaniſchen Partei über. Schon im zweiten Buche wird Cato geprieſen „der einzige Hort der Tugend, dem allein Brutus folgen will“.[1] Im ſiebenten beklagt er den Verluſt der Freiheit: „Unheilvoller als der Alliafluß und Cannä iſt Rom der Tag von Pharſalus geworden: ſeitdem iſt die Freiheit über den Tigris und den Rhein entwichen. Glücklich die unter einem Zwingherrn ſtehenden Reiche des Oſtens, Araber und Meder, traurig iſt vor ihnen das Los des Römers, der ſeine Knechtſchaft für eine Schmach anſieht.“ Im neunten ruft er Rom zu: „Siehe Cato, den wahrhaftigen Vater des Vaterlandes, der würdig iſt deiner Altäre, bei ihm magſt du ohne Bedenken ſchwören, ihn wirſt du

---

[1] „Pharsalia“, II, 241, 247. Boiſſier mit Unrecht, S. 280: „on peut affirmer que malgré la partialité du poète pour Pompée il n'y a rien dans les trois premiers livres de la Pharsale qui ne soit d'un sujet soumis.“

Digitized by Google

einſt vergöttern.“[1] Und Lucan ſtand nicht etwa allein mit ſeinen Anſichten. Unter den Theilnehmern an der Piſoniſchen Verſchwörung, im hohen Adel hatte er ſeine Geſinnungsgenoſſen. Vertrat nicht auch Paetus Thraſea, „der die Tugend ſelbſt war“, eine dem herrſchenden Syſtem feindliche Richtung, wenn er am Beginne des Jahres der feierlichen Eidesleiſtung auswich und niemals für das Wohl des Princeps Gelübde und Opfer darbrachte, wenn er drei Jahre lang von den Berathungen des Senats fern blieb? „Wie ehemals von Julius Cäſar und M. Cato, ſo redeten die Unzufriedenen in Rom von Nero und Thraſea; Provinzen und Heer waren eifrig zu erfahren, was Thraſea gethan hatte, weil man ihm den kühnſten Schritt zutraute.[2] Um die Alleinherrſchaft zu ſtützen, ſchützt man Freiheit vor: und wenn jene beſeitigt wäre, ſo würde man der Freiheit ſelbſt zu Leibe gehen. Was nützt es den Caſſius beiſeitezuſchaffen, wenn die Rivalen des Brutus wachſen und gedeihen.“ So lauteten die Stimmen der Freunde der Regierung, und die Mehrheit der Senatoren verurtheilte ihn als „Empörer“ zum Tode. Aber die maßlos tolle Wirthſchaft Nero's mußte im Reiche Ueberdruß an der einſt freudig begrüßten Monarchie und die Sehnſucht nach der alten Freiheit hervorrufen. Nur zwei Jahre ſpäter ſchrieben Julius Vindex in Gallien, Verginius Rufus in Germanien, Sulpicius Galba in Spanien, Clodius Macer in Afrika die Herſtellung der Republik auf ihre Fahne. „Vindex ertrug es nicht den Tod ſeines Getreuen zu überleben, er ſtieß ſich wie einſt Cato das Schwert in die Bruſt und ſtarb mit den Worten, daß er den Göttern grolle, die es ihm nicht vergönnt hätten, Rom zu befreien.“ Wie das Selbſtgefühl der hauptſtädtiſchen Beſatzung und die Feigheit der Mehrzahl der Senatoren zu einer Neubegründung des Principats führten, hat Mommſen in einem Fragment ſeiner Kaiſergeſchichte gezeigt.[3]

---

[1] Lucan, „Pharsalia“, VII, 398—436; IX, 578.

[2] „Ann.“, XVI, 22 fg. Vgl. beſonders die Rede des Marcellus, XVI, 28.

[3] Vgl. Th. Mommſen, „Der letzte Kampf der röm. Republik“,

Digitized by Google

Selbſt gegen Veſpaſian's maßvolle Regierung ſtanden die Philoſophen in Oppoſition, ſie mußten die Stadt verlaſſen, der heftigſte ihrer Führer, Helvidius Priscus, wurde hingerichtet. Dieſem Widerſtande, auf den Veſpaſian ſtieß, wird von Ranke[1] mit Recht eine republikaniſche Tendenz zugeſchrieben. Daß dem Kaiſer das Obſiegen dieſer Partei nicht unmöglich vorkam, ſcheine die Aeußerung anzudeuten, entweder werde ihm ſein Sohn nachfolgen oder gar niemand; das heiße doch, wenn er nicht eine Gewalt gründe, in der ſeine Kinder ihm nachfolgen könnten, ſo werde die Republik wiederhergeſtellt werden. Durch Veſpaſian's Strenge war dieſe gefährliche Oppoſition für den Augenblick zurückgedrängt, bis ſie unter Domitian in wiederholten Verſchwörungen von neuem an der Oberfläche des politiſchen Lebens erſchien. Durch Verhaftungen, Verweiſungen und Executionen, die ihre Anhänger trafen, iſt Domitian, der ſich auch hier in den Spuren ſeines Vaters und Bruders bewegte, derſelben Meiſter geworden. Wir haben früher dargethan, daß nach ſeinem Sturze Nerva und Trajan die Wünſche der gemäßigten Gegner der frühern Regierung verwirklicht haben, und die Partei, die grundſätzliche Gegnerin der Monarchie war, brach in ſich zuſammen. Noch Domitian hatte dem Curiatius Maternus, der den Cato in einer Togata verherrlicht hatte, den Proceß gemacht. Plinius (Epiſt. I, 17) erzählt, daß Titinius Capito Bildniſſe des Brutus, Caſſius und Cato in ſeinem Hauſe aufſtellte. Und im „Panegyricus“ durfte er darauf hinweiſen, daß man Statuen des Brutus aus demſelben Stoffe wie die des Cäſar erblicken könne (Kap. 55). Wie Plinius gibt auch Tacitus ſeinen Sympathien für jene Männer wiederholten Ausdruck. Die Entſchloſſenheit des Curiatius Maternus, der durch die Vorleſung ſeines „Cato“ die Mächtigen beleidigte, aber weit entfernt den Eindruck ſeines Trauerſpiels abzuſchwächen, ſeinen Freunden erklärte, wenn Cato etwas vergeſſen habe, ſolle es in der nächſten

---

im „Hermes“, 1878, beſonders S. 90, 95, 98 (hier die wörtlich angeführte Stelle).

[1] „Weltgeſchichte“, III, 1., 253.

Digitized by Google

Vorleſung Thyeſtes ſagen[1], wird im „Dialogus" (Kap. 2) nicht ohne Wärme betont. Bei den Exequien der Junia erſchienen zwanzig Ahnenbilder, aber „Caſſius und Brutus glänzten durch ihre Abweſenheit" („Ann.", III, 76). Wie Seneca in dem Troſtſchreiben an Marcia den Cremutius Cordus preiſt, deſſen Schriften man leſen werde, ſolange es jemand gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünſchenswerth halte, ſo rechtfertigt Tacitus in der Rede, welche dem Cordus in den Mund gelegt wird, die Verehrung, welche den republikaniſchen Führern erwieſen wurde, und wendet ſich, mit unverkennbarer Beziehung auf Domitian, gegen den Stumpfſinn der Tyrannen, welche durch Gewaltthat ihr Andenken für die Zukunft vertilgen zu können wähnen („Ann.", IV, 35). Des Tacitus politiſche Anſchauungen treffen alſo mit denen des Seneca zuſammen. Als Geſchichtſchreiber ſteht Tacitus in der Mitte zwiſchen Cremutius Cordus, der durch ſeine Verherrlichung des Brutus den Zorn des Tiberius herausforderte, und dem ältern Plinius, der als Parteigänger des Flaviſchen Hauſes die Begebenheiten des Jahres 69 beſchrieb.

Die religiöſen Anſchauungen des Tacitus, die leider nicht zur vollen Klarheit durchgebildet ſind, laſſen ebenfalls eine deutliche Berührung mit der ſtoiſchen Schule erkennen. In den „Hiſtorien"[2] ſpricht er ſeine Ueberzeugung aus, daß in den grauſigen Ereigniſſen der Bürgerkriege zu Tage trat, den Göttern liege nicht die Sicherheit, ſondern nur die Ahndung des Menſchen am Herzen. Rom würde glücklich genannt werden können, ſagt Lucan, wenn die Götter ebenſo großen Gefallen an der menſch-

[1] Die Hauptſtelle über Tacitus' religiöſe Anſichten (VI, 22) ſchließt ſich an den Bericht über die Prophezeiung des Tiberius und ſeines Lehrers Thraſyllus an; IV, 20 handelt über das Verhältniß von Fatum und freier Selbſtbeſtimmung.

[2] „Hist.", I, 3: „Non esse curae dis securitatem nostram, esse ultionem." Lucan, „Pharsalia", IV, 807: „Felix Roma quidem civesque habitura beatos, si libertatis superis tam cura placeret, quam vindicta placet." Ueber den Gottesbegriff des Tacitus vgl. Nipperdey, a. a. O., S. 15. Vgl. Ranke, a. a. O., II, 2., 140.

Digitized by Google

lichen Freiheit wie an ihrer Strafe hätten. Wie die Stoiker faßt er die Gottheit als ein rein geiſtiges Princip. Aber jenes Problem, ob das in der natürlichen Verknüpfung von Urſache und Wirkung beſtehende Fatum, wie es die Stoiker auffaſſen, oder der Zufall das menſchliche Leben regiere, wagt er nicht geradezu zu löſen, aber neigt doch ſelbſt zu der Anſicht, daß bei der Geburt eines jeden ſeine Zukunft vorher beſtimmt werde. Auch dieſe Stelle zeigt wieder enge Berührung mit Lucan, der II, 7 die Frage erörtert, ob der Bildner der Welt ihr Geſetze vorgeſchrieben, und der Anſicht iſt, bei der Geburt werde dem Menſchen eingegeben, was er zu wiſſen brauche.

Tacitus hielt nicht nur die Aſtrologie für eine zuverläſſige Kunſt, ſoweit ſie nicht von Lügenpropheten, die Wiſſenſchaft heuchelten, getrieben wurde[1], ſondern legte auch im Gegenſatz gegen die Stoiker den Prodigien Werth bei. Dies ſetzt doch voraus, daß die Götter ſich um die irdiſchen Dinge kümmern; und doch vollziehen ſie die unabänderliche Weltordnung mit unerſchütterlicher Ruhe, mit Gleichmuth gegen gute und böſe Handlungen.[2] Tacitus anerkennt die Götterwelt, welche ja auch die Stoa als Vermittelung des Gottesbegriffs für das menſchliche Bewußtſein beſtehen läßt. Lucan ſieht die Gottheit allein in der Tugend; Tacitus ſtellt ſie neben die Gottheit und erblickt in ihr das höchſte Gut und die eigentliche Beſtimmung des Menſchen. Durch ſeine ganze Darſtellung geht das Streben

[1] „Ann.“, IV, 27, 58; „Hist.“, I, 22; II, 78. Vgl. Nipperdey, S. XVI. Ranke, a. a. O., S. 315. Die Thätigkeit der Götter wird erwähnt XIV, 5; XV, 36; XVI, 13; „Hist.“, III, 33; IV, 78.

[2] „Ann.“, XVI, 32. — Mit der oben vorgetragenen Anſicht, die im weſentlichen mit derjenigen Nipperdey's übereinſtimmt, iſt eine Reihe von Stellen unvereinbar, wenn z. B. dem Fatum eine menſchliche Einwirkung vorausgegangen ſein ſoll (XVI, 5) oder wenn IV, 1, XII, 43, XVI, 16; „Hist.“, II, 38, IV, 81 von Zorn, Güte, Gunſt und Misgunſt der Götter die Rede iſt. „Es ſind dies populäre Ausdrücke, deren ſich trotz der widerſprechenden Anſchauungen, auf welchen ſie beruhen, auch der Philoſoph vom Fach nicht entſchlägt, wenn es ihm nicht auf Darlegung ſeiner philoſophiſchen Anſicht ankommt.“ (N.)

Digitized by Google

hindurch, das Gute und Edle, das ſich im Thun und Laſſen der Menſchen offenbart, zu verkünden und als Vorbild hinzuſtellen, andererſeits von Verirrungen in Wort und That abzumahnen. Tacitus ſucht in den Begebenheiten ſein ſittliches Ideal; das Gefundene zu verherrlichen, ſein Gegentheil zu brandmarken iſt die vornehmſte Aufgabe der Geſchichtſchreibung.[1]

Schon die Unſicherheit gegenüber den Cardinalfragen der Philoſophie bekundet, daß er, wie Agricola, ſich nicht tiefer mit dieſer Disciplin befaßt hat, als es einem Römer und Senator angemeſſen war. Schwierigern Problemen geht er gern aus dem Wege. Die Frage, welche Geſetze dem Wechſel der Erſcheinungen zu Grunde liegen, hat er nur einmal geſtreift und ſie, wenn auch zögernd, dahin entſchieden, daß in allen Dingen ein gewiſſer Kreislauf statthat.

III.

Die Werke der römiſchen Hiſtoriographie haben, abgeſehen von einem eigenartigen Princip der Quellenbenutzung, drei auffallende Seiten. Die Schriftſteller legen ihren politiſchen Standpunkt mit willkürlicher Abänderung der in ihren Quellen vertretenen Anſichten als Maßſtab an die darzuſtellenden Ereigniſſe und Perſönlichkeiten. Ihre Darſtellung ſelbſt wird von einer im lateiniſchen Volkscharakter tief wurzelnden Vorliebe für das Rhetoriſche beeinflußt, welche eine bewußte oder unbewußte Entſtellung der Thatſachen zur Folge hat. Sodann bewegt ſie ſich, ſoweit ſie die Geſchichte eines Volkes oder größere Abſchnitte derſelben behandelt, durchweg in einem annaliſtiſchen Rahmen,

[1] „Ann.“, III, 65: „Praecipuum munus annalium reor ne virtutes sileantur.“

ohne innerhalb deſſelben immer eine kunſtvolle Anordnung durchzuführen.[1]

Wie in Griechenland der Urſprung der älteſten Chroniken an die Ordnung der heiligen Zeiten und des Kalenders durch die Prieſter anknüpft, ſo iſt die römiſche Geſchichtſchreibung bekanntlich von der Aufzeichnung merkwürdiger, das Gemeinweſen betreffender Ereigniſſe ausgegangen, welche die Pontifices in die Liſte der Jahresbeamten eintrugen. Dieſen Urſprung hat ſie auch in ſpätern Jahrhunderten nicht verleugnet. Denn es bleibt die Stadt Rom Ausgangs- und Mittelpunkt der Darſtellung, es bleibt die äußere der innern Geſchichte untergeordnet, es bleibt auch in der angeführten Beſchränkung die annaliſtiſche Anordnung der Begebenheiten. Eine ſchon frühzeitig ſich geltend machende Richtung, deren Vertreter Porcius Cato und Sempronius Aſellio eine rein pragmatiſche Verknüpfung der Begebenheiten verlangten[2], konnte ſich nicht behaupten. Tacitus ſchließt ſich in der Behandlung der Jahresereigniſſe an die Annaliſten an, die ohne Scheu Zuſammengehöriges ihrem Princip zu Liebe zerreißen. Die innern und auswärtigen Ereigniſſe bilden zwei Gruppen, die gewöhnlich mit der Partikel at zueinander in Gegenſatz geſtellt werden. Wo der Zuſammenhang der Dinge ein blos zeitlicher iſt, wird die Verbindung derſelben durch faſt formelhaft gewordene Ausdrücke vermittelt: „isdem consulibus“, „per idem tempus“, „fine anni“, „eodem anno“[3]. Iſt von

---

[1] Vgl. H. Niſſen, „Unterſuchungen zur 3. und 4. Dekade des Livius“, S. 77. Die ſpätere Zeit verſtand unter annales die Darſtellung der Vergangenheit, unter historiae des Selbſterlebten. Die Nachweiſe bei Niſſen, S. 87. Vgl. noch Cicero, „de oratore“, II, 51 fg.

[2] Vgl. Niſſen, a. a. O., S. 87 fg., daſelbſt die Zeugniſſe. Schaefer-Niſſen, „Römiſche Quellenkunde“, S. 40.

[3] „Ann.“, IV, 71: „Ni mihi destinatum foret suum quaeque in annum referre, avebat animus antire statimque memorare exitus, quos Latinius atque Opsius ceterique flagitii eius repertores habuere.“ Vgl. Nipperdey's zutreffende Bemerkungen, Einleitung, „Tacitus“, S. XXXV, und Spengel, „Ueber das I. Buch der

Digitized by Google

Prodigien zu erzählen, wozu auch der Tod berühmter Männer gehört, ſo folgen dieſe am Schluſſe des Jahresberichtes, in dem keineswegs alle Ereigniſſe, ſondern nur die dem Verfaſſer wichtig erſcheinenden, Aufnahme finden, wie z. B. unter dem Jahre 18 („Ann.“, II, 53 fg.) nichts als des Germanicus Reiſe nach Armenien und ſein Verhalten daſelbſt zu leſen iſt. Der Nachtheil, der mit einer derartigen Anordnung des Stoffes verbunden iſt, macht ſich auch bei Tacitus fühlbar. Innerhalb der einzelnen Jahre ſtehen die Begebenheiten wie Perlen an der Schnur locker nebeneinander, und auch die Jahre würden ſich eines an das andere reihen, loſe wie der Schnitter Garbe auf Garbe häuft, wenn der Schriftſteller es nicht verſtanden hätte, durch kunſtvolle Gliederung der Ereigniſſe den Leſer in Spannung zu erhalten. Die Anfänge der Bücher fallen nur ſelten mit den Jahresanfängen zuſammen, ſondern ihr Schluß wird auf große Kataſtrophen verlegt, damit der Leſer geſammelt und auf die weitere Entwickelung vorbereitet, an die Fortſetzung der Lektüre gehe. Das erſte Buch der „Hiſtorien“, die nicht mit Nero’s Tode, ſondern mit dem 1. Januar des Jahres 69 anheben, reicht bis auf Otho’s Abgang zum Kriege gegen Vitellius, das zweite mit einer Charakteriſtik des Titus beginnend bis auf den Auszug der Vitellianer gegen die Parteigänger Veſpaſian’s. Das dritte erzählt die erfolgreichen Maßregeln der Flavier und die Begründung ihrer Herrſchaft in Italien bis zum Tode des Vitellius. Der Schluß des vierten Buches ſtellt die ohnmächtigen Beſtrebungen Domitian’s dar, eine ſelbſtändige Stellung zu gewinnen in Gegenſatz gegen die Erfolge des Titus, von denen der Anfang des fünften Buches handelt. Von den „Annalen“ ſind je ſechs Bücher auf die Regierung des Tiberius, des Caligula und Claudius, des Nero verwandt. Auch wo der Schluß eines Buches kein folgenreiches Ereigniß berichtet, weiß Tacitus ihm doch einen vollen Ausklang zu geben: Die Veränderung der Conſulwahlen wird im letzten Satze des 1. Buches als eine Maßregel bezeichnet,

---

Annalen“, der S. 6, Anm. 2 die Belegſtellen der Formeln verzeichnet, welche zur Verknüpfung der Ereigniſſe verwendet werden.

Digitized by Google

die ſich mit dem Scheine der Freiheit deckte, aber deſto ſicherer zur Knechtſchaft führte. Das 2. Buch ſchließt mit einer Charakteriſtik des Arminius die farbenprächtigen Berichte über die germaniſchen Feldzüge ab, das 3. mit einem Hinweis auf Brutus und Caſſius; das 2. beginnt mit den Verwickelungen bei den Parthern, welche den Abgang des Germanicus nach dem Oſten herbeiführten, das 3. mit Agrippina's Rückkehr, das 4. mit einer Schilderung der Perſönlichkeit des Sejan, das 5. mit Livia's Tode; während das Ende des 4. noch daran erinnern konnte, daß der Senat einen von Cäſar's und Sejanus' Bildniſſen umgebenen Altar der Freundſchaft beſchloß, wurde in dem 5., nur theilweiſe erhaltenen Buche die Kataſtrophe des Gardepräfecten erzählt. Der Schluß des 11. Buches, deſſen Anfang verloren, erzählt die Hinrichtung der Meſſalina und die Beſtrafung ihrer Mitſchuldigen: „gute Handlungen, aus denen eine böſe Saat aufgehen ſollte". Dieſer Ausruf führt hinüber zum 12. Buche, wie das ſchmerzvolle Wort am Schluſſe des 1. Buches auf des Tiberius Despotismus vorbereitet. Der Streit der Freigelaſſenen, wer dem Kaiſer eine neue Gattin wählen ſolle, und ſein jähes Ende ſind die Pole, zwiſchen denen ſich die Erzählung im 12. Buche bewegt. Dann bilden Nero's glückliche Anfänge einen neuen Abſchnitt, den Schluß aber macht ein wirkungsvolles Prodigium: Zweige und Stamm des Ruminaliſchen Baumes, welcher die Kindheit des Romulus und Remus beſchattet hatte, begannen damals abzuſterben, was für ein Wunder galt, bis ihm neue Sproſſen grünten. Im 14. Buche werden Nero's Gewaltthaten von der Ermordung ſeiner Mutter bis zum Ende Octavia's, der letzten Claudierin, in einer Reihe ſchauerlicher Bilder vorgeführt, über deren Eindruck man die Einſchnitte, welche die Nennung der Conſuln macht, faſt vergißt. Die letzten Sätze kündigen den Gegenſtand des 15. Buches an: Seneca's und Piſo's Kataſtrophe, infolge „der großen, aber erfolgloſen Verſchwörung", deren Aufdeckung Nero's Uebermuth aufs höchſte ſteigerte. Ein Prodigium, das auf die Erhebung des Julius Vindex hindeutete, und der Antrag der Cerialis, dem Gotte Nero auf Staatskoſten einen

Digitized by Google

Tempel zu errichten, bilden hier den bedeutungsvollen Abſchluß. Er hatte in der That die Verehrung ſolcher Menſchen verdient, „durch deren Erinnerung er auf den Wunſch ſeines Todes gelenkt wurde". Denn die Thorheiten und Bubenſtücke, die das 16. Buch vermuthlich bis auf Corbulo's Untergang berichtete, machten den Elenden für die Rache der Götter reif, von der die beiden verlorenen letzten Bücher handelten. So gewinnt ſeine Darſtellung trotz ihrer annaliſtiſchen Einkleidung einen bewegten, dramatiſchen Charakter. Die Bücher ſind wie die Acte eines Trauerſpiels, in denen der Leſer vorbereitet, der Knoten geſchürzt, die Kataſtrophe als unabwendbar gezeichnet wird.

Niebuhr hat in ſeinen philologiſch-hiſtoriſchen Schriften bemerkt, daß in den frühern Büchern der „Annalen" die Ereigniſſe ſtrenger nach der Jahresfolge geordnet ſind als in den ſpätern. Allerdings beginnen das 2., 4., 5., 6. Buch mit einem neuen Conſulpaare, allerdings unterbricht er wiederholt den Zuſammenhang, um an ſeinem Orte auf den Fortgang der Ereigniſſe zurückzukommen. Aber auch in dieſen Partien werden die Begebenheiten mehrerer Jahre vereinigt und manchmal ein früheres oder vorausgegangenes Factum beiläufig erwähnt.[1] Wenn aber dieſe Stellen in den ſpätern Theilen zahlreicher ſind, ſo erklärt ſich dies einfach daher, daß für die Regierung des Claudius und Nero die ſummariſch behandelte Kriegsgeſchichte ausgiebiger war.

Wenn wir nun auch die Kunſt bewundern, mit der Tacitus anſchauliche Bilder zu entwerfen weiß, ſo darf man ſich nicht der Täuſchung hingeben, als ob Flüchtigkeit und Nachläſſigkeit im einzelnen ihm gar nicht oder nur in ſeltenen Fällen[2] nach-

---

[1] I, 64, II, 88, VI, 38 bis XI, 8, 12, 40, 44, 51, 56, XIII, 9, 53, XIV, 23. XV, 48.

[2] Vgl. meine Diſſertation: „Analecta historica et epigraphica Latina" (Bonn 1878), S. 5 fg., S. 8. „Ann.", XIV, 29: „Caesennio Paeto et Petronio Turpiliano cos. gravis clades in Britannia accepta est". — Kap. 41: „eodem anno Romae insignia scelera admissa sunt."

Digitized by Google

gewieſen werden können. Die Schilderung der nationalen Erhebung in Britannien unter der Königin Boudicca, welche für Nero den Beſitz der Inſel ernſtlich in Frage ſtellte, wird mit dem Satze begonnen, daß unter den Conſuln Caeſennius Paetus und Petronius Turpilianus im Jahre 61 ein ſchwerer Unfall in Britannien erlitten ward. Abfall und Erfolge der Aufſtändiſchen, der endliche Sieg des Suetonius Paulinus, die allmähliche Beruhigung der Provinz, die Verleumdung des Legaten in Rom, die Sendung eines kaiſerlichen Freigelaſſenen nach Britannien, die ſchließliche Ablöſung des Paulinus werden als Ereigniſſe eines Jahres dargeſtellt. Die Erzählung iſt glücklicherweiſe ſo eingehend, daß ſich der ſchlagende Beweis führen läßt, daß, falls der Anfang des Aufſtandes wirklich in das Jahr 61 fällt, der Abgang des Paulinus erſt im Frühling des Jahres 62 erfolgt ſein kann. Nun ſchließt aber des Tacitus Bericht mit den Worten: „Suetonius tanquam durante bello tradere exercitum Petronio Turpiliano, qui iam consulatu abierat, iubetur", wo einer der Conſuln des Jahres 61 gemeint iſt, der alſo ſein Amt, das Nero gewöhnlich auf ſechs Monate verlieh, vor der Zeit niedergelegt haben muß. Thatſächlich erſcheint in einer römiſchen Weihinſchrift des Silvanus ſchon am 1. März neben L. Caeſennius Paetus in P. Calviſius Ruſo offenbar der Erſatzmann des für Britannien beſtimmten Petronius. In dem Zuſammenhang des Taciteiſchen Berichtes iſt der Hinweis auf die vorzeitige Niederlegung des Conſulats widerſinnig, da ſie nach dieſem auf den Frühling des Jahres 62 bezogen werden müßte. Es bleibt alſo nur die Annahme übrig, daß er im Frühling 61 nach Britannien abging, der Aufſtand alſo ſpäteſtens im Jahre 60 ausgebrochen war; demnach iſt der Berichterſtatter durch die Zuſammenfaſſung der Ereigniſſe in den Rahmen des Jahres, in dem die Empörung gänzlich niedergeworfen wurde und ein neuer Legat das Commando übernahm[1], in einen argen Fehler verwickelt worden.

[1] Meine von der Tradition abweichende Aufſtellung hat mein Freund Konrad Panzer in der Feſtſchrift für A. Schaefer, S. 171,

Eine Unrichtigkeit verwandter Art findet ſich im zweiten Buche. ıch der Entdeckung der Verſchwörung des Scribonius Libo im hre 16 ſah ſich der Senat veranlaßt, außerordentliche Maß- eln zu ergreifen: „Facta et de mathematicis magisque lia pellendis senatus consulta.“ Er fährt fort: „Proximo ıatus die multa in luxum civitatis dicta sunt a. Q. Ha- rio consulari.“ Jene Beſchlüſſe ſollen alſo in der vorher- jenden Sitzung zu Stande gekommen ſein. Nun läßt ſich der weis erbringen, daß ein vorläufiges noch im Jahre 16 er- ſſenes Geſetz die Ausübung der Aſtrologie in der Stadt unter- gte, erſt im Jahre 17 die ſchärfere Strafe der Verweiſung s Italien beſchloſſen wurde. Während Dio beide Beſchlüſſe htig auseinander hält, ſpricht Tacitus im allgemeinen von enatusconſulten, als ob ſie in einer einzigen Sitzung des ıhres 16 gefaßt wären. Erklären ſich dieſe und ähnliche Ver- rtheiten aus dem Streben nach zuſammenfaſſender, abrunden- r Darſtellung zeitlich auseinander liegender Thatſachen, ſo mmen andere Fehler dieſer Art auf Rechnung ſeiner Neigung r rhetoriſche Ausſchmückung.

Jeder kennt wol die packenden Bilder, die im 15. Buche n Nero's Willkürherrſchaft entworfen werden: vom Brande oms, von der Verfolgung der Chriſten, von der Plünderung r Tempel, von der Schatzung der Unterthanen. Es war ein nerhörter Frevel, daß in Aſien und Achaja Götterbilder durch e ruchloſe Hand der Freigelaſſenen Acratus und des Secundus

ekämpft. Indem er aber zugibt, daß wenn Britanniens Abfall ins ahr 61 geſetzt wird, erſt im Frühling 62 der Wechſel des Commandos folgt ſein kann, läßt er die Widerſprüche bei Tacitus ungelöſt. Un- edingte Zuſtimmung hat meine Chronologie bei Weidemann, „Phil. undſchau“, III, Nr. 48, S. 1533, bedingte bei H. Schiller, „Röm. aiſergeſchichte“, I, 353 gefunden. — Ueber die richtige Datirung der enatsbeſchlüſſe „de magis pellendis“ („Tac. ann.“, II, 32) han- elt der erſte Artikel meiner Diſſertation. Dieſe wird gefunden durch en Vergleich des ausdrücklich dem Jahre 17 zugewieſenen senatus onsultum Pomponianum (collatio legum Mosaicarum et Chris- ianarum, XV, 7) mit Dio, LVII, 15.

Carinas mit Gewalt fortgeführt wurden.[1] Muß es nach dieſer höchſt lebendigen Schilderung ſcheinen, daß die Sendung des Acratus erſt im Jahre 64 erfolgte, ſo iſt man überraſcht, als Motiv für die Hinrichtung des Barea Soranus die Angabe zu finden, daß dieſer als Proconſul von Aſien im Jahre 61/62 zum Schutze der Provinzialen den Brandſchatzungen des Acratus entgegentrat. Tacitus hat alſo kein Bedenken getragen ein zwei Jahre früher geſchehenes Ereigniß zur Vervollſtändigung ſeines Bildes von Nero's Misregierung an der ihm paſſenden Stelle zu verwenden.

Und gehen wir weiter zurück: Nach „Ann.", XII, 27 iſt die jüngere Agrippina im oppidum Ubiorum geboren, weshalb dieſe Stadt ſpäter zur Colonie erhoben wurde; nach I, 44 entſendet Germanicus ihre Mutter unmittelbar vor jener Niederkunft aus eben dieſer Stadt ins Land der Treverer.

Man darf ſich über ein ſolches von jeder kritiſchen Forſchung abweichendes Verfahren nicht wundern. Denn nicht auf ſorgfältige Ermittelung der Einzelheiten, ſondern auf eine anſchauliche, farbenreiche Darſtellung hatte Tacitus es abgeſehen.

Neigung zu pathetiſchem und großartigem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen beherrſcht überhaupt die geſammte lateiniſche Literatur und erklärt ihre Vorliebe für das Rhetoriſche. Polybios hatte als nüchterner Beobachter ohne prunkvolles Beiwerk geſchrieben, Livius kann es ſich nicht verſagen,

---

[1] „Ann.", XV, 45: „simulacra numinum abripiebantur *missis* in eam provinciam Acrato et Secundo Carinate." Waddington hat den Widerſpruch zuerſt bemerkt, hält ihn aber für geringfügig. Die Schwierigkeit iſt, wie auch Urlichs, „De vita Taciti", S. 11, annimmt, doch erheblicher, auch wenn Acratus ſich mehrere Jahre in Aſien aufhielt. Für unſern Zweck kommt es darauf an zu betonen, daß die *Sendung* des Acratus in das Jahr 64 geſetzt wird. Ueber das Jahr der Statthalterſchaft des Soranus vgl. „Fastes Asiatiques", Nr. 89. — Ueber den oben angedeuteten Widerſpruch zwiſchen „Ann.", I, 44 und XII, 29 vgl. J. Freitzheim, „Ein Widerſpruch bei Tacitus" („Rheiniſches Muſeum", XXXII, 340 fg.). Der Geburtstag der Agrippina iſt der 6. November 14 n. Chr.

Digitized by Google

die ſtreng ſachlichen Berichte ſeiner Vorlagen zu färben, einfache und beſtimmte Sätze mit inhaltloſen Phraſen aufzuputzen. Livius und Salluſtius ſind Vorbilder für die ſpätern Generationen, als deren namhafteſte Vertreter Curtius Rufus unter Claudius, Julius Florus unter Hadrian, Cornelius Tacitus unter Trajan, zu gelten haben.

Curtius Rufus, der Schilderer der Thaten Alexander's, war Rhetor. Tacitus iſt durch die Schule der Rhetoren hindurchgegangen, die Männer, mit welchen er uns in ſeinem „Dialogus" bekannt macht, waren ſeine Führer. Frühzeitig redneriſcher Thätigkeit zugewandt, wurde er in den erſten Jahren Trajan's als Muſter eines Redners bewundert. Aus dem Kreiſe lerneifriger Jünglinge, die ſich „aus Bewunderung ſeines Geiſtes" um ihn geſammelt hatten, erbittet ſich Plinius einen in ſeiner Heimat anzuſtellenden Lehrer der Beredſamkeit. Der zwanzigſte Brief des erſten Buches erörtert mit ihm die Theorie dieſer Kunſt. Nach ihren Grundſätzen hat er ſeine Geſchichtswerke bearbeitet. Es kann nicht in unſerer Abſicht liegen, auf die Eigenthümlichkeiten des rhetoriſchen Stils näher einzugehen.[1] Es iſt ja bekannt, daß er im „Agricola" und in der „Germania" ſchwulſtig, in den „Hiſtorien" kräftig und blühend, in den „Annalen" der Sprache des gewöhnlichen Lebens entrückt ſich überall in kühnen Sätzen bewegt. „Er rückt alles", ſagt K. Nipperdey, „in eine geſteigerte, gleichſam ekſtatiſche Auffaſſung, in eine ſchärfere und reinere Beleuchtung." Nächſt der Erhabenheit des Ausdrucks findet der um die Erklärung des Tacitus hochverdiente Gelehrte eine nur die Hauptmomente hervorhebende

---

[1] Vgl. die lehrreichen Ausführungen über die Geſchichtſchreibung bei Cicero, „de oratore", II, 59. Vgl. Quintilian, IV, 2, 88; Plinius, Epiſt. V, 8: „Habet quidem oratio et historia multa communia, sed plura diversa in his ipsis quae communia videntur: narrat illa, narrat haec sed aliter: huic pleraque humilia et sordida et ex medio petita, illi omnia recondita, splendida excelsa conveniunt: hanc saepius ossa, musculi, neroi, illam tori quidam et quasi iubae decent."

Digitized by Google

Kürze, die Auflöſung bewegter Theile in Contraſte und Diſſonanzen, das ſtete Durchbrechen ſeiner Subjectivität für den Stil des Tacitus charakteriſtiſch. Dieſer Hinweis iſt für unſern Zweck ausreichend.

Eingehender müſſen wir uns Rechenſchaft geben, inwieweit das Streben nach redneriſcher Ausſchmückung der Darſtellung den Autor zur Entſtellung der Wahrheit oder gar zu Erdichtungen geführt hat. Wenn wir dabei zu dem Ergebniß gelangen, daß er zu den Chroniſten zählt, von denen Thucydides ſagt, „daß ſie in einer mehr für das Ohr anziehenden als wahrheitsgetreuen Manier geſchrieben, unerweisbare und größtentheils durch die Länge der Zeit zu fabelhaften Unglaublichkeiten geſteigerte Dinge zum Vorſchein gebracht haben“, ſo wird dies Urtheil durch eine Betrachtung der Forſchungsarbeit des Tacitus noch weiter begründet werden können.

Wir knüpfen an eine treffende Bemerkung Ritter's an[1], daß die antiken Hiſtoriker ohne ſtillzuſtehen, dem bewegten Gange der Begebenheiten folgen. „Wenn ſich die Nothwendigkeit aufdrängt, beſtehende Verhältniſſe zu beſchreiben und zu zeigen, wie aus der Erwägung derſelben die Motive künftiger Handlungen entſpringen, ſo thun ſie es, indem ſie Reden, wirkliche oder erdichtete einlegen, da ja eine Rede eine momentane Begebenheit gleich andern iſt.“ Was Thucydides von den Reden ſeiner Helden ſagt, daß ſie gemacht ſind, wie die einzelnen nach ſeiner Meinung über den jedesmal vorliegenden Gegenſtand am ſachgemäßeſten geſprochen haben würden, das gilt von den Reden der Hiſtoriker überhaupt. Polybios, der wiederholt über die Sucht Reden einzulegen ſpottet, hat auf ſeine Nachfolger keinen Eindruck gemacht, wenn auch nicht alle ſo weit gehen wie Dionyſios von Halikarnaß, der ſie mit Gedanken, die Thucydides und Demoſthenes entlehnt ſind, aufputzt. Pompejus Trogus, der Livius und Salluſt tadelt[2], daß ſie durch Aufnahme directer

[1] Vgl. M. Ritter, „Studien über die Entwickelung der Geſchichtswiſſenſchaft“ („Hiſtoriſche Zeitſchrift“, LIV, 37).

[2] Juſtin, XXXVIII, 3, 11.

Digitized by Google

:eden „die Grenzen der Geſchichte überſchritten haben“, iſt faſt ne Ausnahme. Auch Tacitus würde dieſer Tadel treffen, denn enn er auch die indirecte Rede bevorzugt, ſo ſind doch die cößzern Anſprachen in directer Form gehalten. Unter dieſen uß man zwiſchen ſolchen, die frei erfunden ſind, und ſolchen, ie wirklich geſprochen ſein können, unterſcheiden. Was Cerialis nd Civilis vor dem letzten Waffengange am Rhein, was Ar- iinius und Flavius, Germanicus und Arminius an der Weſer,)as die Königin Boudicca und Suetonius Paulinus an der Themſe, Calgacus und Agricola im ſchottiſchen Hochlande ihren Truppen zurufen, Rede und Gegenrede enthalten der Situation ingemeſſene Gedanken, die ſich um einen gemeinſamen Mittel-)unkt bewegen, um den Gegenſatz zwiſchen dem Streben der Römer nach Machterweiterung, das unerſättlich auch nicht an)en von der Natur geſetzten Grenzen ſtillſteht, und der Frei-)eit, welche bedrohte Stämme zu vertheidigen, unterworfene zurück- ʒugewinnen ſuchen. Wenn der Caledonier Calgacus den Ge- meinplatz, daß die letzten, die beſiegt werden, auch die äußerſte Knechtſchaft zu fürchten haben, beweiſt, ſo gipfelt die Gegenrede des Agricola, die Erfolge der frühern Feldzüge zuſammenfaſſend, in dem Gedanken, daß die letzten Gegner, die bis in den äußerſten Winkel der Erde geflohen, auch die ſchlechteſten und feigſten ſind. „Tödtet innerhalb euerer Grenzen alle Römer“, ruft der Wortführer der Tenkterer („Hiſt.“, II, 24) den Agrippi- nenſern zu, „nicht leicht miſchen ſich Freiheit und Macht; ein aufrichtiges, ungetheiltes, der Knechtſchaft vergeſſendes Volk werdet ihr entweder in Gleichheit leben oder andern gebieten.“ Großartig erſcheint in der Anſprache des Civilis (IV, 17) der Proteſt gegen die den Germanen drohende Unterwerfung und die Mahnung zu mannhaftem Widerſtande, „Freiheit habe die Natur auch ſprachloſen Thieren verliehen, Tapferkeit ſei ein den Menſchen eigenes Gut und der Muthige ſtehe unter dem Schutze der Götter“. Aber Tacitus iſt ſich auch des Segens, der mit der Machtſtellung der Römer verknüpft iſt, wohlbewußt: von ſtolzem Selbſtgefühl zeugt die Rede, die dem Petilius Cerialis (IV, 73 fg.) in den Mund gelegt wird, weder vermöge man der

Digitized by Google

Völker Ruhe ohne Waffen, noch Waffen ohne Sold, noch Sold ohne Auflagen zu erlangen. Der prächtige Name der Freiheit ſei ein Vorwand für Unterwerfung. Mit dem Zuſammenbruch der römiſchen Macht, welche das Glück und die Kriegszucht von 800 Jahren.befeſtigt hätten, werde ein Krieg aller Völker untereinander entſtehen. Auch was Cremutius Cordus zur Vertheidigung ſeiner angefochtenen Auffaſſung der nächſten Vergangenheit ſagt, gibt, wie auch Ranke annimmt, den politiſchen und literariſchen Standpunkt des Tacitus wieder.

Einer andern Reihe von Reden liegen annaliſtiſche Aufzeichnungen zu Grunde, aber die Ausführung iſt frei, er gibt fremde Gedanken mit ſeinen Worten wieder.[1] Dies gilt beſonders von den Meinungsäußerungen im Senat, die mehr oder weniger den Gegenſatz zwiſchen den Anſprüchen dieſer Körperſchaft und der Uebermacht des Regenten zum Ausdruck bringen, wie die beſprochenen Reden des Helvidius Priscus und Eprius Marcellus, des Curtius Montanus[2] gegen den Delator Aquillius Regulus, die ſchriftlichen oder mündlichen Aeußerungen des Tiberius im Senat. Wie er bei der Bearbeitung verfahren, lehrt ein Vergleich des Votums, das Claudius über das ius

[1] „Ann.", XV, 63: „Et novissimo quoque momento suppeditante eloquentia advocatis scriptoribus pleraque tradidit, quae in vulgus edita eius verbis *invertere* supersedeo."

[2] Die Rede des Curtius Montanus, „Hiſt.", IV, 42, des Cremutius Cordus, „Ann.", IV, 34. Vgl. beſonders die Reden des Tiberius, „Ann.", III, 6, III, 12, IV, 37 und die Schreiben III, 53, IV, 40, welche die Grundſätze ſeiner Regierung ſcharf und klar ausſprechen. Jeder Satz verräth den geborenen Herrſcher und ihr Inhalt iſt unvereinbar mit dem Gedankenbilde, welches von dem Principat des Tiberius entworfen wird. Des Tiberius unveränderte Worte gibt er als Anfang eines Briefes VI, 6: „Weiß ich, verſammelte Väter, was ich euch ſchreiben ſoll, wie ich euch ſchreiben ſoll, oder was ich zu dieſer Zeit keineswegs ſchreiben ſoll: ſo mögen die Götter mich noch elender machen, als ich mich täglich fühle." — Die Rede des Claudius, XI, 24. Die Reſte der wirklichen Rede, die ſich bekanntlich in Lyon auf einer Bronzetafel finden, Nipperdey, „Tac. Annalen", II, 313.

Digitized by Google

honorum der Gallier abgibt, mit den noch erhaltenen bedeutenden Reſten der wirklichen Rede. Die urſprüngliche Form iſt nicht mehr erkennbar, ſondern vom Autor mit der Form ſeines Werkes in Uebereinſtimmung gebracht, dieſe durchgreifende Verkürzung hat nur das Weſentliche beibehalten.

Die größern Reden ſind aufs ſchärfſte disponirt und bis ins einzelne nach den Vorſchriften der Rhetorik gearbeitet. So iſt die Anſprache des Calgacus nichts weiter als eine Chrie.[1] So ähnlich dieſe freien Erfindungen des Schriftſtellers wegen der Uebereinſtimmung der Grundgedanken und ihrer Technik untereinander auch ſein mögen, ſo hat ſeine Kunſt es doch verſtanden, jeder eine beſondere locale Färbung zu verleihen.

---

[1] „Agricola", 30—35. L. Spengel, „Ueber das I. Buch der Annalen", S. 5 fg. Eintheilung der Rede: A. causae belli et necessitas. 1) Von ſeiten der Britanner, welche immer frei geweſen und nicht weiter fliehen können. 2) Von ſeiten der Römer, die unerſättlich Land und Meer durchziehen, den Menſchen das Theuerſte und Heiligſte nehmen. Der propositio folgt die ratio in den Worten: nam et universi — tutissima; das übrige iſt die rationis confirmatio. Die Conclusio des erſten Theiles geben die Worte: primo statim congressu ostendamus, quos sibi Caledonia viros seposuerit. B. Leichtigkeit die Römer zu beſiegen: 1) Sie waren ſtark durch unſere Uneinigkeit und Fehler. 2) Ihre Heere, aus unterworfenen Völkern ausgehoben, werden beim erſten Unfall ſich auflöſen (mit Gedanken aus den Philippiſchen Reden des Demoſthenes). 3) omnia victoriae incitamenta pro nobis sunt — coniuges — parentes — patria. 4) Sind ſie in dieſem Kampfe geſchlagen, ſo fällt alles andere von ſelbſt. Die conclusio: hic dux, hic exercitus ... proinde ituri in aciem et maiores vestros et posteros cogitate. Einfacher disponiert iſt Agricola's Rede. 1) Inventa Britannia et subacta est. 2) Fortissimi cuiusque voces audiebam: quando dabitur hostis, quando acies? — Jetzt iſt die Gelegenheit gekommen zu ſiegen oder ruhmvoll an der Grenze des Erdkreiſes zu erliegen. 3) Der Sieg iſt leicht: hi ceterorum Britannorum fugacissimi. Schluß: transigite cum expeditionibus; imponite quinquaginta annis magnum diem. — Arminius erinnert II, 9 an: fas patriae, libertatem avitam, penetralis Germaniae deos, matrem precum sociam, II, 15: es ſei nur übrig tenere libertatem aut mori ante servitium. Boudicca, XIV, 35: viverent viri et servirent. —

Digitized by Google

Aber nicht nur die eingewobenen Reden, ſondern die ganze Darſtellung, beſonders die Schilderung der Perſönlichkeiten iſt von ſubjectiver Willkür getränkt, und bei anſcheinend unparteiiſcher Berichterſtattung kann ein ungetrübtes Auge doch erkennen, wohin der Schriftſteller den Leſer lenken will. Er iſt ebenſo weit entfernt wie Thucydides, Gedanken und Handlungen der leitenden Perſonen aus der Fülle ihres individuellen Daſeins und den ſie umgebenden Verhältniſſen herzuleiten. Aber er ſcheut auch nicht zurück, hervorragende Charaktere durch das Gerede der Leute zu beſchreiben. So theilt er im Anſchluß an die berichtete Leichenfeier des Auguſtus verſchiedenartige Betrachtungen über den Lebenslauf des Hingeſchiedenen mit, günſtige und ungünſtige Urtheile, welche bei dieſer Gelegenheit fielen, wie ſie dem politiſchen Standpunkt des einzelnen entſprachen. Indem er ausgeht von den Zufälligkeiten ſeines Lebens, welche der Maſſe ins Auge fielen, daß der Tag ſeines Todes der Tag der Uebernahme der Herrſchaft geweſen, daß er ſo viel Conſulate bekleidet habe wie Valerius Corvus und C. Marius zuſammengenommen, u. a. m., verweilt er bei den Urtheilen der Einſichtigen, die ſein Leben entweder lobten oder angriffen. „Die Angriffe ſind ziemlich zahlreich, nicht unbegründet. Ihnen gegenüber die voraufgeſchickten Lobeserhebungen viel geringer; ſieht man ſie genauer an, ſo ſind es meiſt nur Entſchuldigungen und Beſchönigungen von Misſtänden ſeiner Regierung, und die paar Vorzüge derſelben ſind wenigſtens nicht die Folgen guter Charaktereigenſchaften des Kaiſers.“[1] Dazu ſind die ungereimteſten Gerüchte und die abſichtlichſten Entſtellungen in die Erzählung verflochten. So kann es nicht ausbleiben, daß der Leſer einen ungünſtigen Eindruck von der Regierung und Perſon des Auguſtus empfängt. Unter den Angriffen, welche die Urtheilsfähigen gegen den Begründer des Principats richteten, erſcheint ein Vorwurf, der deswegen

[1] Hierauf hat zuerſt Sievers, „Tacitus und Tiberius“ (Hamburg 1850), S. 2, hingewieſen. Nach ihm hat es Volkmann, „Rhetorik der Griechen und Römer“, S. 114, weiter ausgeführt.

Digitized by Google

von beſonderer Bedeutung iſt, weil er die Schilderung des Tiberius beherrſcht. Dieſen habe er nicht aus Liebe für ihn oder um des Staatswohles willen zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, ſondern weil er ſeine Grauſamkeit und Anmaßung kennend, für ſich ſelbſt durch die Schlechtigkeit ſeines Nachfolgers Ruhm geſucht habe. Auch Sueton erwähnt dieſe Meinung, aber weiſt ſie nachdrücklich zurück, Tacitus möchte ſie mit der Erinnerung an einen frühern Vorgang motiviren, daß Auguſtus, als er vor Jahren um die Ertheilung der tribuniciſchen Gewalt bat, ſeinen Adoptivſohn zwar durch eine ehrende Rede empfohlen aber zugleich von ſeiner äußern Erſcheinung geſprochen habe, dem Scheine nach um es zu entſchuldigen, in der That ihm daraus einen Vorwurf zu machen. So iſt der Leſer von vornherein gegen Tiberius eingenommen. Wie er es im Fortgange der Erzählung weniger durch Entſtellungen als durch ſtarkes Auftragen greller Farben, durch willkürliche Gruppirung und Auslegung an ſich richtiger Thatſachen und andere Kunſtgriffe der Rhetorik erreicht, das in ſeiner Idee lebende Bild des heuchleriſchen Despoten dem Leſer wahrſcheinlich zu machen, hat bis heute methodiſch und entſprechend den Forderungen der Kritik allein Sievers gezeigt, von deſſen Unterſuchungen jede Erforſchung der Regierung des Tiberius auszugehen hat. Gegenüber der Anſicht von Boiſſier muß ich mich entſchieden zu Ranke's Auffaſſung[1] bekennen: „es iſt ein Gedankenbild des Hiſtoriographen; volle Realität kommt ihm nicht zu". Es ſoll bei dieſer Gelegenheit noch an einem ſchlagenden Beiſpiele, an der Empörung der Legionen in Pannonien und am Rhein und den germaniſchen Feldzügen, gezeigt werden, wie Tacitus, unbekümmert um die Entſtellung der Thatſachen ſozuſagen durch gemäldeartige Darſtellungen den Leſer zu feſſeln ſucht.

Die Nachricht vom Tode des Auguſtus brachte die bei

[1] Ranke, „Weltgeſchichte", III, 2., 300. Boiſſier, a. a. O., S. 174, hält die von Tacitus gegebene Erklärung dieſes „mechanten Charakters" für die einzig richtige.

Digitized by Google

den pannoniſchen Legionen längſt vorhandene Unzufriedenheit mit ihrem Loſe zum Ausbruch. Tiberius ſandte ohne Verzug ſeinen Sohn Druſus mit angeſehenen Männern und einer ſtarken Abtheilung der Garde, an Ort und Stelle nach den Umſtänden zu verfahren. Er überbrachte auch ein Schreiben, das in würdevollem Tone abgefaßt, die Legionen der beſondern Fürſorge des Kaiſers, ihres ehemaligen Genoſſen in Kampf und Sieg, verſicherte, er habe ſeinen Sohn ermächtigt, alles Mögliche ſofort zu gewähren, Gnade oder Strenge walten zu laſſen müſſe dem Senat vorbehalten bleiben. Druſus verlas den Brief: „Er ſtand da, mit der Hand Stillſchweigen heiſchend, während die Soldaten, ſo oft ſie die Augen auf ihre Menge warfen, mit gräßlichen Tönen lärmten, dann wieder beim Anblick des Cäſar zitterten." Die Zornesausbrüche und Drohungen der Legionen machten auf die Geſandtſchaft keinen Eindruck. Ohne ihre Feſtigkeit und ihr entſchloſſenes Durchgreifen hätte die Mondfinſterniß, die am 26. September eintrat, die Wirkung nicht gehabt, die ihr zugeſchrieben wird. Tacitus entwirft davon eine bewegte Schilderung. Die Soldaten toben, halten den Druſus belagert, bedrohen das Leben ſeiner Umgebung. Die Empörung hatte einen gefährlichen Charakter angenommen, als bei heiterm Himmel der Mond ſich verfinſterte und dieſe Erſcheinung, welche die Soldaten für ein unheilverkündendes Vorzeichen hielten, einen völligen Umſchwung der Lage herbeiführte. Das Gemälde des Aufſtandes hat in der Mondfinſterniß ſeinen Mittelpunkt, um dies elementare Ereigniß ſind die Begebenheiten gruppirt. Wie bei Livius die Legionen des Aemilius Paulus ſuchen ſie durch den Klang des Erzes, durch das Schmettern der Hörner und Trompeten das hinſchwindende Geſtirn hervorzulocken. Je nachdem es glänzender oder dunkler ward, jubelte oder jammerte die Menge, und als es durch Wolken dem Blicke entzogen wurde, war ſie von der Ungnade der Götter, die den Aufſtand verabſcheuten, überzeugt; untereinander uneins, kehren ſie allmählich zum Gehorſam zurück und tragen die Fahnen, deren ſie ſich bemächtigt hatten, wieder an ihre Plätze. Aber Tacitus geräth mit ſeiner eigenen Darſtellung in Widerſpruch. Zwar geht

Digitized by Google

eine Geſandtſchaft an Tiberius ab, aber durch grauſame Hinrichtung der gefährlichſten Rädelsführer, die zum Theil von den Centurionen und Prätorianern niedergemacht, zum Theil zur Strafe ausgeliefert werden, durch den frühzeitigen Winter, deſſen Wirbelwinde gar die Fahnen fortriſſen, durch Vertheilung der einzelnen Legionen, die den Ort ihres Frevels zu verlaſſen wünſchen, auf getrennte Quartiere wurde die Ruhe völlig hergeſtellt. Das Motiv, das dabei den Ausſchlag gab, kommt in ſeiner entſcheidenden Bedeutung bei Tacitus nicht zur Geltung: die Legionen ſchreckten im letzten Augenblick vor der Conſequenz ihrer Unbotmäßigkeit zurück, vor dem Abfalle von der regierenden Familie, an deren Stelle ſich die Anſtifter des Aufruhrs ſetzen wollten. Statt deſſen wird der Eindruck der Naturerſcheinungen in den Vordergrund geſtellt, „nicht ohne Grund verfinſterten ſich vor dem Angeſichte der Ruchloſen die Geſtirne, tobten Wind und Wetter. Es gebe kein anderes Heilmittel des Ungemachs als durch Verlaſſen der entweihten Stätte die Sünde zu ſühnen“.[1] Druſus hat ohne der Hoheit des Imperiums etwas zu vergeben ſeine Aufgabe gelöſt, es hatten die Legionen vergebens geſucht, dem Nachfolger des Auguſtus Bedingungen vorzuſchreiben.

Weniger glücklich war gleichzeitig Germanicus in der Beruhigung der niederrheiniſchen Legionen. Dieſe hatten während ſeiner Abweſenheit ähnliche Forderungen wie ihre Kameraden in

---

[1] „Taciti ann.“, I, 16—29. — Dio, LVII, 4, ſagt einfach: „τῆς δὲ σελήνης ἐκλιπούσης ἐνθυμηθέντες ἀπημβλύνθησαν, ὥς τε κακὸν μὲν μηδὲν ἔτ' αὐτοὺς ποιῆσαι, πρέσβεις τε αὖθις πρὸς τὸν Τιβέριον ἀποστεῖλαι.“ Wenn man für die von Tacitus berichteten Einzelheiten das geringſte Zeitmaß annimmt, ſo muß man ſich wundern, daß Druſus mit den Prätorianern ſchon vor dem 25. September im Lager ankam. Man bedenke nämlich, daß erſt während des Juſtitiums nach des Auguſtus Tode (19. September) der Aufſtand beginnt, daß einige Tage vergehen, ehe der junge Blaeſus nach Rom abgeht, daß erſt auf deſſen Meldung hin die Vorbereitungen für die Reiſe des Druſus getroffen werden. Wichtige Aufſchlüſſe gibt ein genaues Eingehen auf die Chronologie der gleichzeitigen Ereigniſſe in Deutſchland.

Digitized by Google

Pannonien geltend gemacht und ihre Offiziere theils erſchlagen, theils verjagt. Dem Germanicus bieten ſie die Herrſchaft an. Er weiſt ihr Anerbieten zurück; aber aus Furcht, es möchte ſich die Gärung auf die Soldaten am Oberrhein übertragen und der Bürgerkrieg unvermeidlich ſein, gewährte er, was Druſus in Pannonien verſagt hatte: Entlaſſung den Veteranen, die zwanzig Jahre bei der Fahne waren, Verabſchiedung deren, die ſechzehn Jahre gedient hatten. Letztere ſollten aber im Lager bleiben und nur gegen den Feind verwandt, allen die Vermächtniſſe des Auguſtus verdoppelt und ausgezahlt werden. Die Meuterer ſind zufrieden geſtellt; da erſcheint bei der ara Ubiorum, d. h. in Köln, wo die erſte und zwanzigſte Legion überwinterten, eine Geſandtſchaft des Senats, um dem Germanicus das Imperium proconsulare zu überbringen: man fürchtet, ſie möchten das eben Ertrotzte entreißen, und von neuem bricht der Tumult los. Der Cäſar wird gezwungen, die Fahne herauszugeben. Das Leben der Geſandten und der Familie des Germanicus kommt in Gefahr. Den ſchwangern Leib der Gemahlin und ihren gemeinſchaftlichen Sohn unter einem Thränenſtrom umfaſſend, bewegt er dieſe zur Abreiſe ins Gebiet der Treverer. Den Umſchwung, den beim pannoniſchen Heere die Elemente und ihre Benutzung bewirkt haben ſollen, wird am Rhein durch die ſchmachvolle Entfernung der Agrippina und die Strafrede des Germanicus herbeigeführt. „Da bewegte ſich denn die beklagenswerthe Weiberſchar, des Feldherrn flüchtige Gemahlin, an dem Buſen den kleinen Sohn, umgeben von jammernden Frauen. Ein Bild, wie es nur in einer beſiegten Stadt vorkommt. Das Weherufen lockt die Soldaten aus ihren Zelten: Was iſt das für ein Jammerton, welch traurige Erſcheinung, erlauchte Frauen, — keinen Centurio, keinen Soldaten zur Bedeckung — eilen zu den Treverern ins Elend! Agrippina, die Tochter des Agrippa, die Enkelin des Auguſtus, die Mutter des Zöglings der Legionen.“ Scham und Mitleid ergreift die Meuterer, die noch in der vorhergehenden Nacht ſich an der Perſon des Cäſar vergriffen hatten; willig leihen ſie jetzt ſeiner Rede ihr Ohr. Wunderbar iſt die Wirkung der eindrucksvollen Worte: wie im

Mythus die Menge zu den Füßen der Herrſcherin ſtürzt und die rohen Seelen in der Menſchlichkeit erſtem Gefühl zerfließen, demüthigen ſich die harten Krieger in reumüthigem Bewußtſein ihrer Schuld und flehen ihn, die Schuldigen zu beſtrafen, den Verführten zu verzeihen und das ganze Heer gegen den Feind zu führen. Die Anſtifter werden gebunden zum Legaten der erſten Legion geführt, von einer Bühne herab den Soldaten gezeigt, hinabgeſtürzt und getödtet. „Und die Maſſe freute ſich über die Hinrichtung, gleich als wenn ſie ſich freiſpräche.“ Charakteriſtiſch iſt für dieſe Erzählung, daß Germanicus auch in der verzweifeltſten Lage Herr der Situation bleibt. Nun iſt aber der Taciteiſche Bericht nicht allein mit einer Thatſache der Geſchichte unvereinbar, ſondern leidet auch an innern Widerſprüchen.[1] Wegen des Winters und der bevorſtehenden Niederkunft geſtattet der Imperator die Rückkehr der Agrippina nicht, die er lediglich aus Furcht vor der Wuth der Meuterer entfernt haben ſoll, auch dann nicht, als dieſe ſich beruhigt hatten. Und doch ſteht es feſt, daß ſie am 6. November in Köln niedergekommen iſt. Die kurzen Mittheilungen des Dio, daß die Empörer Agrippina und ihren Sohn, die heimlich entfernt worden waren, in ihre Gewalt brachten und die erſtere nur auf Bitten des Germanicus herausgaben, den Gajus aber als Geiſel feſthielten, haben in ihrer Einfachheit allen Anſpruch auf Glaub-

[1] Auf die Unwahrſcheinlichkeit des Taciteiſchen Berichts hat zuerſt Spengel (ſchon 1855), a. a. O., beſonders S. 13 aufmerkſam gemacht. Dann hat J. Froitzheim in ſeiner Diſſertation „De fontibus Taciti in libro I annalium“, S. 9 u. S. 18, beide Berichte verglichen, aber die Autorität des Tacitus nicht preiszugeben gewagt. Im „Rheiniſchen Muſeum“, XXXII (1877), 344 fg., hat er nun doch dieſe unliebſame Conſequenz ziehen müſſen. Froitzheim's ſcharfſinnige und methodiſche Ausführung hatte auch A. Schaefer's Zuſtimmung. Zweck der Fälſchung, S. 348: „Es galt drei Mitglieder des regierenden Hauſes des Germanicus, Vater, Mutter und Sohn, in den Augen des römiſchen Publikums aus einer für ſie höchſt beſchämenden Lage zu befreien.“ Dieſe Frage wird in einem folgenden die Forſchung des Tacitus betreffenden Artikel zur Erörterung gelangen.

Digitized by Google

würdigkeit. Leider erklärt die Nachricht, daß der Aufruhr ſich legte, als nichts erreicht wurde, nicht den Umſchlag der Stimmung. Aber was das Entſcheidende war, läßt ſich unſchwer errathen und wird von einem Zeitgenoſſen angedeutet[1]: die unbedingte Ablehnung des Imperiums durch Germanicus und die überaus loyale Haltung der Offiziere.

Wunderbar und faſt übernatürlich iſt die Beruhigung der beiden nach Vetera geſandten Legionen, die aus nicht deutlich erkennbaren Gründen ſich von neuem empörten. Germanicus ſchickt ſich zum Kriege gegen ſie an und droht ſie zu decimiren, wenn ſie nicht ſelbſt vor ſeinem Erſcheinen die Urheber des Aufſtandes beſtrafen. Das Unglaubliche geſchieht, durch gewandte Beeinfluſſung gelingt es Cäcina einen Theil der Soldaten zu gewinnen und dieſer mordet auf ein Zeichen hin die gefährlichſten Meuterer in ihren Zelten. Kein Legat, kein Tribun zügelte die Leidenſchaft der Maſſe, die ſich am Morde ſättigte (Kap. 49). Spengel hat unſere volle Zuſtimmung, daß ſchöner und herrlicher die Beilegung des Aufſtandes nicht erfunden werden konnte, als ſie hier hiſtoriſch dargeſtellt iſt. Während Druſus die Aufſtändiſchen, deren Wuth durch elementare Erſcheinungen gebrochen iſt, durch Härte zur Pflicht zurückführt, thun am Rhein die Perſönlichkeit des jungen Cäſar und ſeine Beredſamkeit wahre Wunder. „Die Soldaten ſelbſt üben Rache, denn der Liebling des Heeres wie des Volkes, der ſeinen Namen von den germaniſchen Legionen trug, darf ſich nicht mit dem Blute ſelbſt aufſtändiſcher Soldaten beflecken, ſein Andenken ſoll davon rein bleiben, nur drohen, nicht tödten darf er; dem Druſus, dem Sohne des tyranniſchen Tiberius, ziemte es, Todesſtrafe über die Soldaten zu verhängen und nichts zu bewilligen.

[1] Vellejus, II, 125, 1 (für die Geſchichte des Auguſtus und Tiberius eine vorzügliche Quelle): „defuit qui contra rempublicam duceret, non qui sequerentur.“ Er betont auch, daß Druſus „prisca antiquaque severitate“, Germanicus durch Nachſicht des Aufſtandes Herr wurden. Ueber den Werth des Vellejus als Quelle vgl. Ranke, „Analecten. Weltgeſchichte“, III, 2., 265.

Digitized by Google

Mitgefühl äußert Germanicus gegen ſeine ungehorſamen Soldaten auch nach ihrem Tode.“ Unter Thränen ordnet er nämlich ihre Beſtattung an. Wie die Donaulegionen, um Sühnung zu erlangen den Schauplatz ihres Frevels zu verlaſſen wünſchen, ſo treiben die Rachegeiſter der gefallenen Kameraden das niederrheiniſche Heer die Schmach der Vergangenheit im Kampfe mit den Feinden zu tilgen. Nach Tacitus wird Germanicus von den Soldaten noch im Jahre 14 zu einem Feldzuge gezwungen. „Die Wüthenden verlangten gegen den Feind zu gehen, zur Sühnung der Raſerei; nicht anders vermöchten ſie der Waffenbrüder Manen zu beſänftigen, als wenn ihre Bruſt ehrenvolle Wunden empfinge. Und Cäſar folgt dem Feuer des Soldaten.“ Nach Dio, der auch hier ſchmucklos das Richtigere bietet, that er es aus Furcht vor einem neuen Ausbruch der Wuth der Soldaten. Die Darſtellung der Feldzüge in Norddeutſchland lieſt ſich wie ein Roman, der die Tendenz hat, den Germanicus zu verherrlichen, und hängt aufs engſte mit der Meuterei zuſammen. Germanicus ruft der zwanzigſten Legion im Kampfe zu, es ſei die Zeit, das Andenken an den Aufruhr auszulöſchen, in Ehre die Schuld zu verwandeln: Erſt die Beſtattung der Gebeine des Varianiſchen Heeres, die Tiberius ſpäter tadelte, gab ihm Gelegenheit, „die letzte Schuld abzutragen, indem das ganze Heer hier verſammelt und von Mitleid ergriffen war“.

Es fehlt noch immer eine zuſammenhängende kritiſche Bearbeitung des Gedankenbildes, das Tacitus von jenen Feldzügen entwirft, welche der letzte Verſuch waren, das Imperium bis zur Elbe auszudehnen, eine Arbeit, die um ſo ſchwieriger iſt, als der Autor ohne Vorſtellung von dem Schauplatze der Begebenheiten ſeiner Neigung, durch farbenreiche eindrucksvolle Schilderung Furcht und Mitleid zu erregen, hier mehr als in andern Partien nachgegeben hat. Die Römer und ihr Heerführer leiſten Uebermenſchliches im Kampfe gegen die Feinde, gegen die Gefahren der Sümpfe, gegen Wind und Wellen. Es wird der Geiſt des Quintilius Varus heraufbeſchworen, und ſein bluttriefend Bild ſieht Cäcina aus einem Sumpfe emportauchen und Verderben drohen. Ueberhaupt bewegt ſich die Schilderung in großartigen

Digitized by Google

Contraſten und anſchaulichen Bildern. Arminius und Flavius halten ein Zwiegeſpräch an den Fluten der Weſer. Germanicus verläßt nächtlicherweile das Augural; um die Schulter eine Wildſchur, lauſcht er an den Zelten und hört die einen ſeinen Adel, andere ſeine Schönheit, wieder andere ſeine geiſtigen Vorzüge loben. Dann erſcheint ihm im Traume ſeine Großmutter Auguſta und reicht ihm für das mit Blut beſprengte Feierkleid ein anderes ſchöneres Feſtgewand dar. Acht Adler, die Genien der Legionen, Repräſentanten ihrer Zahl und Stärke, ſehen wir in die Wälder gegen die Germanen fliegen; von den Bäumen, in deren Zweigen die Feinde Schutz ſuchten, werden dieſe zur Kurzweil herabgeſchoſſen oder ihre Stämme gefällt. Zehn Milien weit iſt die Walſtatt mit Leichen und Waffen bedeckt, darunter für die Bändigung der Römer beſtimmt geweſene Ketten. Und doch geht Arminius, deſſen Heer der Leſer vernichtet glaubt, durch die Errichtung des Tropäums erbittert, von neuem zum Angriff über und kämpft in einem nicht minder blutigen Treffen. Spengel erinnert daran, daß die Beſchreibung von Schlachten und Kämpfen bei den Alten durchweg keine Controle vertrage, daß Polybios, der Hannibal's Marſchroute beim Alpenübergang perſönlich zu erkunden verſuchte, ein unerreichtes Muſter geblieben. „Gleich den Dichtern erlauben ſich die römiſchen Geſchichtſchreiber viele Freiheiten ... und ſo mag man dieſe Schlachtenberichte nicht unpaſſend mit den Reden, welche ihre Geſchichte füllen, auf ziemlich gleiche Linie ſtellen.“[1]

Darf nicht ſchließlich auch ſein Streben, hervorragende Männer in Wort und That zur Geltung zu bringen, auf ſeine

[1] A. a. O., S. 31. Wie unklar die Anſchauung des Tacitus von den Oertlichkeiten, die im „Agricola“ und der „Germania“ beſchrieben werden, iſt, wurde ſchon hervorgehoben. Es ſei hier auf eine der beſten Unterſuchungen auf dem Gebiet der Tacitus-Forſchung hingewieſen, auf Egli's Arbeit über die Feldzüge in Armenien von 41—63 n. Chr. (in Büdinger's Unterſuchungen). Darin wird für die Ereigniſſe im Orient der Beweis romanhafter Behandlung und beabſichtigter Verherrlichung des Corbulo geführt.

Digitized by Google

rhetoriſche Tendenz zurückgeführt werden? Sind nicht Perſönlichkeiten wie Cäſar Germanicus, Domitius Corbulo, Paetus Thraſea und Julius Agricola über das Maß der Wirklichkeit hinausgerückt, nicht Tiberius, Otho, Vitellius bis zur Unkenntlichkeit verzerrt? Die Rolle des Advocaten, der ſeinen Clienten ins hellſte Licht ſetzt, die Schwächen der Gegenpartei rückſichtslos bloßlegt, hat auch der Hiſtoriker Tacitus durchgeführt.

Digitized by Google

Myſticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert.

Von

Profeſſor **Dr.** Guſtav Frank in Wien.

Digitized by Google

I.

Wie im 18. Jahrhundert die Aufklärung, ſo hatte der Rationalismus des 19. Jahrhunderts ſeine Kehrſeite, bald Obſcurantismus, bald Myſticismus, bald (ſeit 1830) Pietismus benannt. Mesmer's Magnetismus, Gaßner's magnetiſch-theumaturgiſche Heilungen, Swedenborg's Geiſterthum waren noch unvergeſſen; Jakob Böhme, Bernières-Louvigny, Poiret, Peterſen wurden wieder aus dem Staube hervorgezogen. Jung-Stilling, einer der zwei apokalyptiſchen Oelbäume (Apok. 11, 4), reichte noch in das neue Jahrhundert herein, welches eine zweite Frau von Guyon in Frau von Krüdener († 1824), der Weltdame und Romancière von ehedem, erſtehen ſah, die, gefolgt von ihren Freunden, eine büßende Magdalena mit dem himmliſchen Silberblick im Auge die Gefangennahme der Vernunft, das Kreuz als der Seligkeit alleinigen Grund, das Gericht über alles, was Fleiſch iſt, das Kommen des Antichriſts (Napoleon's aus St.-Helena) und das Ende der Dinge unter Kniebeugung, Thränen und Seufzern verkündete, auch als das Sonnenweib die Chriſten aus der Schweiz auf Adlersflügeln in das ſichere Rußland bringen wollte — den einen eine Marktſchreierin, gottgeſandte Prophetin den andern.[1] Reſte des alten Pietismus waren hier und da als Stille im Lande übriggeblieben, unberührt vom Hauche moderner Bildung, ihren Stammbaum auf Abel zurückführend. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte ihr Häuflein ſich ſo gemehrt, daß J. A. Eberhard (1808) ſchreiben konnte: „Ich

---

[1] W. Baur in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie", XVII, 196.

Digitized by Google

höre, daß uns überall ein mit Gewalt einbrechender Myſticismus bedroht.“ Bald gab es keine größere Stadt, in welcher nicht Winkelandachten und nächtliche Conventikel in Sälen, Scheunen, Schafſtällen und unter freiem Himmel gehalten wurden. Ribbeck, der Generalſuperintendent von Schleſien, klagt 1839 über die Partei „der winſelnden, kriechenden, in Sünde und Gnade ſchwelgenden, Land und Waſſer umziehenden Pietiſten“. Zu ihnen gehörten zumeiſt Leute aus dem Volke, doch näherten ſich auch ſolche aus höhern Ständen[1] der frommen Gemeinde, manche aus wirklichem Herzensintereſſe, manche aus einem ſentimentalen Zuge oder aus einer ſonderbaren Eitelkeit. Mitunter iſt auch aus einem Spötter oder altbackenen Hegelianer ein Conventikelbruder geworden. Confeſſionelle Unterſchiede kannte „die Zeit der erſten Liebe“ nicht. Man hörte nichts von kephiſch oder apolliſch, achtete nur auf den Weg zum Himmel, nicht auf die Monturen der Wanderer. Herrnhuter, Myſtiker, Pietiſten, Lutheraner, Reformirte, Katholiken waren einmüthig beieinander und thaten über die Schranken der Confeſſionen hinweg ſich brüderlich Handreichung. Unbekümmert um die herrſchende Neologie hielten ſie einfältig am apoſtoliſchen Chriſtenthum feſt, fanden in der Verſöhnungslehre die Ruhe für ihre Seelen und freuten ſich der himmliſchen Verkettung mit Chriſtus. Ihr geiſtiger Mittelpunkt war Baſel als Vorort der deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft, welche „die Lebensfunken auf einem und demſelben Heerde zuſammenkehrte mit leiſem Beſen“. Das Band der Gemeinſchaft, welches um die Erweckten der verſchiedenen Länder ſich ſchlang, hatten zuerſt die baſeler „Sammlungen“ geknüpft, welche ihre Stimme den treumeinenden, aber minder begabten Zeugen der Wahrheit liehen, dann die Schriften der

---

[1] Ein Doctor theologiae zu Halle bemerkte (1818) darüber im Collegium: es ſei ein ſonderbares Zeichen der Zeit, daß ſelbſt große Männer anfingen, mit Verleugnung der Vernunft, dem Myſticismus zu huldigen. Es ſcheine ein eigener Geiſt über ſie zu herrſchen, und er könne nicht gut ſein, daß er am Ende auch von ihm ergriffen würde. Für den Fall aber wolle er ſeine Zuhörer ſammt und ſonders bitten, ſie ollten dann glauben, er ſei verrückt geworden.

Digitized by Google

Evangeliſchen Geſellſchaft in Stuttgart[1], Jung-Stilling's Zeitſchrift „Der graue Mann", die „Evangeliſche Kirchenzeitung" in Berlin und die „Archives du Christianisme" (redigirt von Dr. Stephan) in Paris. „Die Glieder der religiöſen Gemeinſchaft, welche die Welt jetzt Myſtiker nennt, ſtehen zueinander in einem ganz eigenthümlichen Verhältniſſe, daß diejenigen unter ihnen, welche ſich früher nie von Angeſicht kannten, gleich in den erſten Stunden ſo miteinander vertraut ſind, wie ſonſt nach jahrelanger Freundſchaft; daß ſie in ihren Urtheilen oft auf auffallende Weiſe übereinſtimmen, daß auch die perſönlich Unbekannten und durch weite Entfernungen Getrennten häufig die genaueſte Kenntniß von den gegenſeitigen Verhältniſſen (amtlichen und perſönlichen) beſitzen und ſich als Engverbundene betrachten, die ſich gegenſeitig ſogar vertreten." Und da ſie nun einmüthig waren in ihrer Polemik gegen ſogenannte falſche Propheten, die Männer ihrer Partei unterſtützten, lobten, förderten, dagegen dem wiſſenſchaftlichen Gegner auch im praktiſchen Leben entgegentraten, ſo konnte geſchehen, daß „die ſchlauen Frömmler" manchen als eine geſchloſſene Congregation mit Mutterlogen und Zeugen, als Revolutionäre gegen Staat und Kirche, die ein neues Papſtthum aufzurichten ſtrebten, erſchienen. Die ſo Angegriffenen rühmten ihrerſeits: „Nur das allein, was man Pietismus heißt, ſtützt die Throne und die Staaten, macht die Völker reich und zufrieden, verſchließt die Sturmhöhle der Leidenſchaften, gibt den Geſetzen Kraft, demüthigt die Hohen, tröſtet die Armen, errettet die Seelen." Alles Charakteriſtiſche und alles Abſonderliche des alten Pietismus bis auf ſeine eigenthümliche Terminologie herab hat unſere Zeit wiedergeſehen. Zufolge ihrer Qual-, Blut- und Höllentheorie brüteten ſie mit einer aus Schmerz und Wohlbehagen gemiſchten Empfindung über ihrer Sündhaftigkeit.

Ich bin ein armes Würmelein,
So arm iſt keins, als ich.
In Jeſu Wunden tief hinein,
Kriech' und verſchlupf' ich mich.

---

[1] L. Hofacker, „Ein güldenes Jubiläum oder Geſchichte der funfzigjährigen Wirkſamkeit der Evang. Geſellſchaft in Stuttgart" (1880).

Digitized by Google

Nur durch meines Heilands Gnade,
Nur durch ſein Verdienſt allein
Kann ich arme, ſünd'ge Made
Fromm, gerecht und ſelig ſein.

Wenn „die gläubigen Häuflein“ ſangen:

So ihr Jeſu Braut wollt werden,
Werft den Kindern dieſer Erden
Ihren armen Dreck zu Fuß,

ſo waren damit zunächſt die Dinge gemeint, daran die Welt ſich ergötzt: Theater, Tanz, Concert, Kleidermoden.

Muſik, die nicht zu Gottes Ehren
Und nur zur Eitelkeit erklingt,
Dient, edle Stunden zu verzehren,
Die keine Reue wiederbringt.

Einzelnen erſchien das Violinſpiel ſelbſt zum Choral neben der Tabackspfeife als Teufelswerk, und an manchen Orten nahmen ſie Anſtoß an lautem Lachen und harmloſem Scherz. Eine ſchweizer Pietiſtin warf ihren modiſchen Reifrock, als ihr zur Sünde, in den Backofen, ſein Aufpraſſeln mit den Worten begleitend: „Krach nur! es iſt beſſer, du krachſt hier, als ich in der Hölle.“ Weiter aber galten auch Vernunft und Wiſſenſchaft als Hinderniſſe auf dem Wege zur Seligkeit. Wenn ſich nun die Einen mit dem Gebet begnügten, daß der Herr ihrer Seele die wiſſenſchaftliche Arbeit nicht möge zum Schaden gereichen laſſen, ſtellten andere den Satz auf: „Solange du nach menſchlichen Beweisgründen ſuchſt, ſo lange biſt du gewißlich nicht wiedergeboren.“ Ein junger Pietiſt ſagte in der Kinderlehre: „Was braucht ihr Lateiniſch zu lernen, betet, das iſt geſcheiter.“ Anhaltendes Gebet wurde als das ausreichende Mittel zur Auslegung der Heiligen Schrift betrachtet. Die modernen Schutzmaßregeln collidirten mit der pietiſtiſchen Weltanſchauung. Nicht ein Cordon von Soldaten oder Durchräucherung der Kleider, ſondern das Blut des Sohnes Gottes im Glauben ergreifen ſei das beſte Vorbeugungsmittel gegen die Cholera. „Zu allen unſern Schutzmitteln lacht der Todesengel, aber durch wahre Bekehrung bindet man ihm die Hände.“ Manche fingen an,

Digitized by Google

Lebens= und Brandverſicherungen als ſchriftwidrig aufzugeben und das Geld dafür chriſtlichen Zwecken zu widmen, meinend, daß, wenn ich die Prämie dem Herrn zahle, er mich vor Unfall in Gnaden bewahren wird. Auch für die techniſchen Erfindungen der Neuzeit ging ihnen bisweilen das Verſtändniß ab. Was nütze es doch für den Himmel, wenn man mit Hilfe der Eiſenbahnen ſoviel ſchneller durch die Welt rutſche. Dem Gebet des Gerechten, als dem Schlüſſel zu den Schatzkammern Gottes, ſchrieben ſie auch in leiblichen Dingen eine beſondere Kraft zu. Auch heute noch könne der Herr, wie bei der Hagar, leere Flaſchen füllen. Manche hatten Spruchkäſtchen, mit Bibelverſen angefüllt, aus welchen ſie ihre Tagesſprüche zogen, und ziehend in allen kritiſchen Fällen ſich Rath erholten. Wie weiland Gichtel, um ein Verlobter des Herrn ſein zu können, rein vom Weibe blieb, ſo gab es auch jetzt wieder ſolche, welchen, ſowie nach langem Wandel in der Finſterniß die erſten Lichtſtrahlen ſie berührt hatten, das Sinnliche in der Ehe ein Greuel war und die ſich mit Zuſtimmung der Frau des Ehebettes gänzlich enthielten.

Die Gnadenheimſuchung machte ſich vielfach in äußerlichen Geberden Luft. Landleute fingen auf den Feldern an über ihre Sünden zu weinen, miteinander zu beten oder aus den mitgebrachten Geſangbüchern unter freiem Himmel Lieder zu ſingen, begleitet zuweilen vom Gebrüll der Heerden. Im Canton Schaffhauſen kündigte ſich (1818) die Zerknirſchung durch convulſiviſche Zuckungen, Geſichtsverzerrungen, Herumwälzen auf der Erde und verworrene Ausrufungen an. Frauen riefen mit Händeaufheben zu ihrem Erlöſer gen Himmel, Kinder erzählten, wie ſie den Heiland geſehen, fielen geiſtesabweſend auf den Boden, lächelten, verdrehten die Augen und gaben eigenthümliche, doch nicht unheimliche Töne von ſich. Ein junges Mädchen warf ſich nieder auf ihr Angeſicht und ſtieß ihre Stirn zu wiederholten malen ſo heftig an einen Stein, daß ſie blutete, rufend: „Ich muß, ich muß, ich muß meinen Stolz in den Erdboden hineinſchlagen.“ In Pommern, wo der Gutsherr Guſtav von Below auf Reddentin ſein ganzes Hausweſen nach Gichtel'ſchen Grundſätzen

einrichtete, kamen gleichfalls ekſtatiſche Zuſtände vor, die ſich durch Geſichtsverdrehungen, Kopfverrenkungen, durch Läſterung der Kirche als Babel, ihrer Diener als Baalspfaffen, ja durch gräßliche Gottesläſterungen kundgaben. Ein Bauer ſchrie: „Ich bin der Herr Chriſtus“, und ſchlug die knienden Beter in den Nacken, damit ſie tiefer in Demuth ſich beugten.[1] In der finniſchen Gemeinde Ropſcha fingen (1821) die Pfarrkinder des Paſtor Avenarius während ihrer nächtlichen Andachtsübungen allerhand Seltſamkeiten an: einige ſangen eine Melodie ohne Worte, andere verfielen in krampfartige Bewegungen, zitterten, liefen, ſprangen und tanzten im Zimmer herum. Im Canton Neufchâtel wollten ſie (1831) das apoſtoliſche Zeitalter zurückführen, verbrannten, um es den epheſiniſchen Chriſten gleichzuthun, alle Bücher, außer der Bibel, auf einem öffentlichen Platze, und machten den mislungenen Verſuch, auf den Wellen des Neufchâtelerſees zu wandeln. Ein junger Mann aus der Goßner-Gemeinde in Petersburg hatte die Abſicht, um ein rechter Nachfolger des Heilands zu werden, ſich ans Kreuz zu nageln. Im Canton Zürich im Weiler Wildenſpuch kam es 1823 zu der grauenvoll blutigen Scene einer wirklichen Kreuzigung der gefallenen Heiligen Margaretha Peter, die, mit der Krüdener und dem quietiſtiſchen Myſtiker Jakob Ganz, Vicar im Aargau, in Verbindung, durch einen neuen Opfertod die vielen tauſend armen Seelen erlöſen wollte, welche ſie, in Viſionen bald zum Throne Gottes, bald in die Hölle entrückt, in den Klüften der letztern geſehen hatte.[2]

Die eigentliche Heimat des Pietismus war Würtemberg, wo ſeit alter Zeit gläubige Leute aus dem Volke in Erbauungsſtunden, kurz Stunden genannt, außer dem Sonntag zweimal in der Woche zur Betrachtung des göttlichen Wortes und zum Gebet gegen die böſen Anläufe des Teufels zuſammenkamen. Ihre Zahl ward im Jahre 1828 auf 30000 geſchätzt. Sie hofften,

---

[1] Wangemann, „Geiſtliches Regen und Ringen am Oſtſeeſtrande“ (Berlin 1861).

[2] E. Peſtalozzi in Herzog's „Real-Encyklopädie“, XXI, 507.

den Pietismus mit der Apokalyptik verbindend, auf ein tauſendjähriges Reich, beteten gemeinſam um ſein Kommen, ſangen ihm Lieder der Sehnſucht und begrüßten des Blitzes Leuchten mit einem „Komm, Herr Jeſu". Es iſt auch geſchehen, daß einer, von Begeiſterung ergriffen, ſeine Pudelmütze hoch in die Luft mit dem Ausruf ſchleuderte: „Herr Jemine, wär's nur ſchon da!"[1] Wie der bei weitem größte Theil der Pietiſten den untern Ständen angehörte, ſo waren auch ſeine Säulen Männer des Volks, wie der Weißgerber Joſenhans, der Rothgerber Roſer, der Kaufmann J. J. Häring in Stuttgart, der Schneidermeiſter Hunzicker in Tübingen, der Apotheker Heinrich Zeller in Nagold, der in ſeine officinelle Pflanzenkunde die Kreuz- und Oſterblumen auf Jeruſalems Hügeln einbezog.[2] Erſt allmählich wurden dieſe „Pietiſtenväter" überflügelt durch eine Reihe begabter Geiſtlicher, zum Theil von weittragendem Einfluß, ihre Vorbilder Bengel und Oetinger. Vor ihnen her ging wie ein Buße predigender Johannes der ſtuttgarter Stadtpfarrer Chriſtian Adam Dann († 1837) mit dem Feuerblick im tiefliegenden Auge, von Storr belehrt, daß die Glaubenswahrheiten nicht für das trockene, unfruchtbare Wiſſen, ſondern für die Beruhigung und Veredelung des Herzens vorhanden ſind.[3] Dann kam als wirklicher Pietiſt W. G. Ludwig Hofacker († 1828), Pfarrer in Rielingshauſen, durch eine Darſtellung des ſeligen Endes Jung-Stilling's aus ſtudentiſcher Ungebundenheit zu einer tiefgründigen Intonation des neuen göttlichen Lebens bekehrt. Der „Bruder Luſtig" von ehedem befahl ſich jetzt täglich in die durchgrabenen Hände

---

[1] [Chr. G. Barth], „Ueber die Pietiſten mit beſonderer Rückſicht auf die würtembergiſchen" (Tübingen 1819). „Hiſtoriſch-topographiſche Notizen über die Pietiſten in Würtemberg" („Evangeliſche Kirchenzeitung", 1828, Nr. 10). Steudel, „Die Pietiſten in Würtemberg" („Evangeliſche Kirchenzeitung", 1835, Nr. 70). K. F. Nanz, „Der Pietismus in Würtemberg" (Stuttgart 1841). Chr. Palmer, „Die Gemeinſchaften und Sekten Würtembergs. Herausgegeben von Jetter" (Tüb. 1877).

[2] G. Kemmler, „Heinrich Zeller" (Calw 1867).

[3] Palmer in Herzog's „Real-Encyklopädie", 2. Aufl., III, 479.

Jeſu, betete ſtundenlang, daß ihm beinahe das Haar aus dem Kopfe fiel; im Zuſtand überſchwenglicher Entzückung durchſtrömte ihn ein Meer von himmliſcher Lebenskraft und ein heiliger Schauer durchdrang alle ſeine Gebeine. Hand in Hand damit ging eine gewaltige Abneigung gegen die Philoſopheme der Weiſen dieſer Welt; die Tugend erſchien ihm wie ein Papier=rauch, Zſchokke's „Stunden der Andacht" wie lauter Unrath, die übliche Theologie ſo voll Unglaubens, daß man blutige Thränen weinen möchte. Wie er ſelbſt ſich in der Buße nimmer genug thun konnte, ſo hat er auch andern Leuten, die Sünde und den Selbſtbetrug in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgend, mit aller Kraft einen Keil ins Herz hineinſchlagen wollen in gewaltiger Predigt. Früh abberufen, lebt er fort in ſeinem Predigtbuch, dem verbreitetſten aus dieſem Jahrhundert.[1] Gemeſſener hat ſein Bruder F. J. Wilhelm († 1848), Diakonus an der St.=Leonhardskirche in Stuttgart, dem Idealismus der theologiſchen Zeitrichtung, welcher Unglauben geboren hat, einen Schriftrealis=mus entgegengeſtellt, welchem oft in Präpoſitionen und Partikeln die tiefſten Tiefen der chriſtlichen Philoſophie ſich erſchloſſen. Seitdem er vor der Verirrung in menſchliche Weisheit durch eine Verdüſterung ſeines Gemüths, die bis zu Selbſtmord=gedanken ſich ſteigerte, bewahrt geblieben, hat er den Pietismus hoch und für unentbehrlich gehalten im Organismus einer leben=digen Kirche, daneben aber das Bekenntniß alſo betont, daß er es für ſehr mislich hielt, wenn ein gläubiger Theolog auch nur in Nebenpartien ſtreifend am alten Glauben ändert.[2] Sein „Perlen=Daniel", deſſen Liebe ihm köſtlicher war als Frauen=liebe, war Sixt Karl von Kapff († 1879), Pfarrer in Korn=thal, zuletzt Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, eine ganz auf einen milden Pietismus angelegte, paſtoralmäßige Natur. In ſeiner Kindheit war ihm der Heiland wiederholt im Traume erſchienen und hatte ihn mit ſolch himmliſcher Freundlichkeit

---

[1] A. Knapp, „Leben von Ludwig Hofacker" (4. Aufl., Heidelberg 1872). A. Brömel, „Homiletiſche Charakterbilder", II, 138.

[2] L. Hofacker, „Wilhelm Hofacker" (Stuttgart 1872).

Digitized by Google

angeblickt, daß von da an ein unauslöſchlicher Zug zu Jeſu in ſeiner Seele blieb und oft himmliſch wohl ihm war. Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolches Gemüth, abgeſtoßen vom gemeinen Rationalismus, empfänglicher für Schleiermacher, in Begeiſterung überſtrömte für Eſchenmayer (S. 210). Deſſen Lehre und der Mutter Tod behüteten ihn vor den Anfechtungen der Philoſophie. Wollten aber dennoch Zweifel kommen, ſo war er in ſeinem Gebet bald wieder in der alten Kinderwelt. Und er hat beinahe jeden Morgen eine volle Stunde in Andacht verſunken vor ſeinem Gott und Heiland gelegen. Gleichwol hielt er dafür: „Ich verdiene, daß der gerechte Gott mich zertrete als einen elenden Wurm im Staube.“ Voll tiefen Schmerzes über den Verfall der Kirche, welcher ohne beſondere Gerichte des Herrn nicht mehr zu helfen ſei, kam ihm die Sehnſucht, drüben zu ſein in der Heimat.[1] Albert Knapp († 1864 als Stadtpfarrer zu St.-Leonhard in Stuttgart), durch Ludwig Hofacker und ein Büchlein von M. Boos aus langem Sündenſchlaf erweckt, von dem frommen, ſeelenvollen Zug in Eſchenmayer's Vorleſungen gefeſſelt, hielt ſich fortan als ein Menſch, welcher an den Galgen gehört, an Jeſum, der für die Seelen ans Fluchholz gehängt worden iſt. Auf dem Wege fortwandelnd, den Bengel und Steinhofer eingeſchlagen, waren Altlutherthum und Buchſtabenglaube ihm unſympathiſch. „Es iſt eine wahre Calamität, daß ſich die Friedenstauben Chriſti nun ſo vielfach in beſpornte Streithähne verwandeln, und ich glaube kaum, daß der Heiland an ſolchen dogmatiſirenden Schulſchwänzereien eine Freude hat.“ In ſeinem chriſtlichen Taſchenbuch „Chriſtoterpe“ erhoben gläubige Männer auch aus der Ferne ihre Stimme für Chriſtus den Gekreuzigten. Seinen liederreichen Mund entfeſſelten die Geſchicke der Freunde, der Heimat und der Kirche.[2] Der Hauptſitz des würtemberger Pietismus iſt Calw geworden, wohin Chriſtian Gottlob Barth († 1862), Pfarrer in Möttlingen, einer damals dem Kirchen-

[1] K. Kapff, „Lebensbild von S. K. von Kapff“ (2 Thle., Stuttgart 1881).

[2] J. Knapp, „Lebensbild von A. Knapp“ (Stuttgart 1867).

Digitized by Google

ſchlaf ſonderlich ergebenen Gemeinde — „die ſüße Milch des Evangeliums ſind ſie überdrüſſig, und das Starke und Geiſtige trinken ſie hinunter wie die Ruſſen den Branntwein“ — ſeit 1838 ſeinen vielgeſegneten Schreiberdienſt im Reiche Gottes verlegte. Ein rechter Pietiſt verlangt er von einem echten Geiſtlichen nicht ſowol das Kleben am ſymboliſchen Lehrbegriff und am Worte der Heiligen Schrift, als vielmehr die Blut- und Kreuzestaufe der Wiedergeburt. Schrifttheolog im Gegenſatz zu Hegel's Syſtem, als bei all ſeinem chriſtlichen Schein doch nicht auf die Schrift gegründet, von welcher alle wahre Philoſophie ausgehen müſſe, förderte ſeine von jedem Syſtem unabhängige Schrifterklärung manches zu Tage, was mit der Kirchenlehre eben nicht zuſammengehen wollte. So vermochte er weder von eigentlicher Erbſünde noch von einer Zurechnung der Gerechtigkeit Chriſti in der Heiligen Schrift etwas anzutreffen. So lehrte er eine Engelwerdung des Logos vor ſeiner Menſchwerdung: der mit dem Logos verbundene Engel das iſt der Engel Jehovah's im Alten Teſtament, und bei der Menſchwerdung hat Chriſtus nicht ſeine (unveräußerliche) Logosherrlichkeit, ſondern ſeine Engelherrlichkeit abgelegt. So fand er den Ausdruck „drei Perſonen“ ungeſchickt und unbibliſch. „Vater, Sohn und Geiſt ſind zuſammen eine Perſon; der Vater erkennt ſich ſelbſt in ſeinem Sohne durch ſeinen Geiſt.“ Theologiſch beſchäftigten ihn am meiſten die eschatologiſchen Dinge. Die letzte Entwickelung werde kommen, ſobald einmal die Eiſenbahnverbindungen überall ausgeführt ſeien; und auf die Zeichen der Zeit merkend, fand er, daß im Jahre 1848 die Menſchheit bei Matth. 24 in der Mitte des ſiebenten Verſes ſtehe. Seine Liebe zur Miſſion machte ihn geneigt zum Glauben an einen Status medius, die Bekehrungsſtätte der Heiden in einer andern Welt. Er ſelbſt aber dachte ſich im Himmel die Zeit zu verkürzen mit Fragen an Noah (wie er die Arche gebaut, wie er die Thiere hineingebracht) und Moſes (wie er mit den Kindern Iſrael durchs Rothe Meer kam u. ſ. w.).[1] Johannes Denner († 1859), Pfarrer zuletzt

---

[1] K. Werner, „Chr. G. Barth“ (3 Bde., Calw 1865—69).

Digitized by Google

in Malmsheim, hatte als Jüngling weite Collectenreiſen für das Inſtitut des Legationsrathes Falk in Weimar unternommen. Durch Falk's Anregung und weil er auf ſeinen Reiſen am meiſten von ſolchen ſich gefördert ſah, welche als Herrnhuter, Pietiſten und dergleichen galten, geſchah es, daß er ſelbſt dem Pietismus und den Kreiſen, die ihn pflegten, näher trat. Er hat, im Gefühle der Nothwendigkeit von Buße und Wiedergeburt, das Gelübde gänzlicher Hingabe an den Herrn gethan, und ſich beugend vor dem ewigen Gnadenthron, war ihm die ganze Welt um einen Pfennig feil.[1] Eine rechte ſchwäbiſche Pietiſtenfamilie iſt neben der Hofacker'ſchen die der Hoffmann. Gottlieb Wilhelm, der Vater, Amtsbürgermeiſter von Leonberg († 1846), hielt es mit den Stundenleuten und gründete 1819 das Pietiſtenneſt Kornthal, wo außer den alten Pietiſten auch Michelianer, Pregizerianer und Herrnhuter ſich einfanden.[2] Da ihm nicht vergönnt war, den Sabbat der Erde noch zu erleben, ſo wünſchte er ſeinen Kindern und Enkeln wenigſtens die Inwohnung des Heiligen Geiſtes, durch welchen wir in ununterbrochener Correſpondenz mit dem heiligen dreieinigen Gott bleiben. Sein jüngerer Sohn Chriſtoph († 1885) gründete 1845 mit den Gebrüdern Ph. und J. Paulus die „Süddeutſche Warte", um welche ſich der aufgewecktere Theil der Pietiſten und kirchlich Geſinnten ſammelte, ward (ſeit 1848) Prediger „einer neuen Geſtalt des Chriſtenthums durch Gehorſam gegen die Weiſſagungen", und als ſolcher Begründer der Tempelcolonien in Paläſtina, deren Spaltung er doch ſelbſt (1876) wieder herbeiführte durch ſeine auffälligen Abweichungen von der Kirchenlehre.[3] Der ältere Sohn L. F. Wilhelm († 1873), mistrauiſch gegen Geiſterſeherei und

---

[1] H. Merz, „Das Leben des würtembergiſchen Pfarrers J. Denner" (Hamburg 1860).

[2] H. Schmidt in Herzog's „Real-Encyklopädie", 2. Aufl., VIII, 236.

[3] Von ſeiner Selbſtbiographie unter dem Titel „Mein Weg nach Jeruſalem", erſchien der erſte Theil unter dem Specialtitel „Erinnerungen aus meiner Jugend" (Stuttgart 1881), der zweite Theil als „Erinnerungen des Mannesalters" (Jeruſalem [Stuttgart] 1884).

Digitized by Google

fern bleibend den Stunden der Frommen, ſelbſt den Gedanken nährend, dem geiſtlichen Beruf zu entſagen, hat, erſt in der Praxis des geiſtlichen Berufs erweckt, den Heiland gefunden, mit ihm Licht, Friede, Stärke, Troſt und unausſprechlich ſüße Gnadenzuſicherung. Als tübinger Repetent bildete er nunmehr im Verein mit Kapff zu Strauß und ſeinen Freunden einen nachmals auch literariſch zum Ausdruck gebrachten Gegenſatz, der auch auf Baur ſich erſtreckte, von dem er ſpäterhin nicht begreifen konnte, wie ihn die würtemberger Kirche zu ertragen vermochte. Andererſeits hat er als baſeler Miſſionsinſpector die Confeſſionsſucht beim Miſſionsdienſte bekämpft, da der Berg Zion höher ſei als alle Kirchthürme. Mit dieſer pietiſtiſch-bibelgläubigen Weitherzigkeit iſt er, ſeit 1853 Generalſuperintendent der Kurmark und berliner Oberconſiſtorialrath, für eine Union eingetreten, die kein Gemengſel wäre. Weil aber ſein Einfluß auch hineinreichte in das königliche Cabinet und weil er in dieſer Vertrauensſtellung den kirchlichen Dingen die rechte Wendung zu geben ſuchte, iſt er dem Unwillen der Parteien verfallen, indeß ihm ſelbſt die Warnung ſeiner würtemberger Jugendfreunde, aus ſeinem Namen kein f zu verlieren, entfallen ſein mochte.[1]

Die pietiſtiſche Theorie von der Allmacht des Gebetes, als des Hebels, der den Arm Gottes aufhält oder bewegt, kam im Einzelfalle zur Erprobung, insbeſondere wo es Leiden dieſes Lebens, „Berge im Glaubensthal“ zu beſeitigen galt. So heilte Pfarrer Hölder in Nellingen († 1853) eine Thränenſackfiſtel ohne Operation durchs Gebet und bewirkte, ebenfalls durch ſein Gebet, daß das Vieh des Pfarrhauſes ſich des Nachts nicht mehr von ſeiner Kette losriß. Der eigentliche Typus für dieſe wunderthuende Art von Pietismus iſt der originelle Johann Chriſtoph Blumhardt († 1880), der Jugendfreund von W. Hoffmann und D. Strauß, nachmals Pfarrer in Möttlingen. Ein armer Wurm, aber wie von einer Mauer von den Fürbitten der Gläubigen umſchirmt, gedachte er viel Seelen in den Himmel zu

[1] C. Hoffmann, „Leben und Wirken des Dr. L. F. W. Hoffmann“ (2 Thle., Berlin 1878 fg.).

Digitized by Google

helfen. Sein dringendes Gebet war um den eigentlichen Pfingſtgeiſt, die außerordentlichen erſten Geiſtesgaben und damit um die Erneuerung der Wunder der Urkirche. Sein Herz zerſprengte faſt vor Sehnſucht nach dieſer ſchönen Zeit, die er noch zu erleben hoffte, und ihre Vorzeichen ſind ihm aufgegangen. „Der Heiland hat vor der Thür geſtanden und angeklopft und ich habe ihm aufgethan.“ Einſt rief er die Hülfe Jeſu für eine in Krämpfen liegende Kranke an. Da „kamen Nadeln, Nägel, Eiſenſtücke aus allerlei Theilen ihres Leibes, ja ſelbſt lebendige Schlangen und andere Thiere“. Seitdem war er überzeugt, das Evangelium ſei eine Kraft Gottes, auch die Uebel des Leibes wegzunehmen, und er hat, vertrauend auf die Verheißung: „Alles, was ihr in meinem Namen bitten werdet, das will ich euch geben“, von da an das Gebet, zuweilen auch Handauflegung als das Mittel gebraucht gegen Krankheiten und Dämonen. Denn er hatte des Teufels Macht und ſeine Krallen erkannt, wie in der Verhärtung des Pyramidenmörtels, ſo in den Greueln der Franzöſiſchen Revolution. Da er aber Krankenheilung ohne Buße und Evangelium für ungöttlich hielt, ſo geſchah es, daß 1844 eine Bußbewegung ſeine ganze Gemeinde ergriff und die härteſten Männer der Thränen ſich nicht erwehren konnten. Bald ſtrömten der Heilungsbedürftigen, die unter ſeiner betenden Theilnahme zu ſtehen wünſchten, ſo viele herbei, und er ſelbſt ſehnte ſich nach Noth, Jammer, Elend, auch Noth der Schuld, die zu ihm herkämen, um bei ihm liegen zu bleiben, daß er um dieſes ohne ſein Zuthun ihm gewordenen Berufes willen ſein Pfarramt aufgab und Bad Boll bei Göppingen kaufte, die Gebetsheilanſtalt, wie man es nun nannte, obwol Blumhardt dagegen ſich verwahrte, als könne er durchs Gebet heilen. „Der Herr allein iſt’s, der hilft, nach freiem Ermeſſen.“ Viele Bitten blieben auch thatſächlich ihm unerhört und er wunderte ſich darob nicht. Es ſei, als wolle der Heiland manchmal ſagen: „So lang’s bei euch auf Erden mit den Sünden ſo ſteht, wie es ſteht, ſo ſeid nur blind, lahm u. ſ. w., weint nur weiter! wir im Himmel weinen auch.“ Dieſem Manne mit ſeiner naiven und liebenswürdigen Frömmigkeit, vermöge deren er das Richteramt

Digitized by Google

Chriſti über die Lebendigen und die Todten nicht als ein Hin-, ſondern als ein Herrichten dachte, und bei dem man ſich fühlte wie in den Tagen der Bibel, ſtanden ſeine pietiſtiſchen Freunde bedenklich gegenüber, ja flohen ihn. „Allein, allein ſtehe ich, kein Menſch begreift mich und meine Erfahrungen. Mausſtill muß ich überall ſein, bin's auch, und durch Stille muß es durchbrechen." Die Antipietiſten führten ihn als Beiſpiel auf für die Verdummung und Verthierung, die durch den Pietismus genährt werde. Die Symbolgläubigen (de Valenti) aber erklärten ihn für einen Schwarmgeiſt, falſchen Propheten und gemeinen Gaukler. Blumhardt dagegen glaubte, daß ſeine Rechtgläubigkeit, in der er ſich von jeher vor vielen andern finden laſſen, nicht Noth gelitten habe. Aber ein Hinaufſitzen auf die Symbole, bei dem man nicht weiter gehen will, war für ihn um ſo weniger, als dieſelben vom Kommen des Herrn ſchweigen und nicht zum Warten auf ihn führen, während wir doch ſein ſollten als die auf ihren Herrn warten.[1] Blumhardt hatte ſich ausdrücklich verwahrt wie gegen die Abgötterei des Spiritismus, deſſen Offenbarungen nichts fürs Leben, nichts für eine Erquickung der Seele oder Erleuchtung des Geiſtes bieten, mithin ein reines Nichts ſind, ſo gegen magnetiſchen Schlaf und Hellſehen, weil es auf das hochverbotene Todtenfragen und Wahrſagen hinausläuft, und dabei immer die finſtere Macht eine Rolle ſpielt. Gerade auf dieſem Nachtgebiet zu Hauſe war Juſtinus Kerner († 1862), der Magus von Weinsberg, doch ohne ſonderlichen Reſpect vor den Geiſtern, über die er ſeine Peitſche ſchwang. „Das myſtiſche Rauchgewölk ſeines theurgiſchen Enthuſiasmus ward ununterbrochen vom Blitzen eines unerſchöpflichen Humors durchzuckt." Den wiſſenſchaftlichen Ernſt brachte Adam Karl Auguſt Eſchenmayer († 1852), Profeſſor der Philoſophie in Tübingen. Von Haus aus Arzt, durch Schelling für die Naturphiloſophie gewonnen, ſtrebte er ſeit 1803 eine Philoſophie oder „Nichtphiloſophie" an, welche mit Geiſt und Buchſtaben des Evange-

[1] F. Zündel, „Pfarrer J. Chr. Blumhardt" (3. Aufl., Zürich 1883).

Digitized by Google

liums ganz übereinſtimmen ſollte, ſodaß der gekreuzigte und wieder auferſtandene Chriſtus dem Weltweiſen keine Thorheit und den rationaliſtiſchen Theologen kein Aergerniß zu werden nöthig hat. Eines ſolchen religiöſen Lehrers der Philoſophie freute ſich die jugendliche Schar der Pietiſten in Tübingen. „Aus jedem Wort dieſes evangeliſchen Philoſophen leuchtete ein tiefes, inniges Gemüth, und die äußere Erſcheinung mit dem feingeſchnittenen edlen Angeſicht, dem milden Auge, dem wallenden ſchwarzen Haupthaar hatte etwas durchaus Ehrwürdiges und Liebenswürdiges, das ſelbſt im bloßen Ton der Stimme hervordrang und etwas Tiefes, faſt Geheimnißvolles in der Bruſt des Mannes ahnen ließ, aus welcher die Stimme hervordrang.“ Seine Gläubigkeit verlor ſich aber ins Unglaubliche und Unheimliche. Wenn die damaligen Theologen ſich wunderten, wie ein wahrer Chriſt heutzutage noch einen Teufel annehmen könne, ſo wunderte er ſich, wie ein wahrer Chriſt ihn nicht annehmen könne. Mit dem Teufelsglauben verband ſich bei ihm der Glaube an Magie. „Es gibt eine gute chriſtliche Magie, die durch den Segen im Namen des Herrn wohlthätig und heilend wirkt, und eine böſe teufliſche Magie, die durch den Fluch im Namen des Satans verderbend und krankhaft wirkt.“ So entſtehen Zaubertränke und Hexenſalben. Der vom Gifte der Unnatur geſchwängerte Wille kann ſeine Macht den an ſich unſchuldigen Naturſubſtanzen mittheilen. Seine Lieblingsgebiete aber waren Magnetismus und Somnambulismus. Er ſchildert die Seherin von Prevorſt (Friederike Hauffe) als ein Weib ſanft, gut, chriſtlich, das blos den Auftrag hatte, eine Botſchaft aus einer andern Welt an die Menſchen zu beſtellen und, als der Auftrag erfüllt war, von hinnen zu gehen. Als dem natürlichen Verſtande des Dr. Paulus dieſe Seherin nur als die Unterleibskranke von Weinsberg erſchien, da hielt Eſchenmayer dem vernunftklaren, aber evangeliſch-blinden Kirchenrath vor, daß ihm der Sinn fürs Höhere und Heilige ſo ſehr verſagt ſei, daß unter ſeinen Händen Jeſus zu einem moraliſchen Marionettenſpieler herabgewürdigt iſt, der einſt in Judäa die geiſtliche Komödie, genannt Evangelium, aufführte. Eſchenmayer ſelbſt aber galt vielen nur als ein Nebler und

Schwebler, ein frömmelnder Phantaſt mit allzu maſſiven Anſchauungen.

Daß daneben auch die Theoſophie einen neuen Schößling trieb, iſt nicht zu verwundern. Michael Hahn in Altdorf und Sindlingen († 1819), gelernter Metzger und Landwirth, vom 17. bis 20. Jahre von metaphyſiſchen Zweifeln über die Natur Gottes und der Welt gequält, bekam auf einmal während der Feldarbeit eine dreiſtündige, mit der größten Wonne verbundene Erleuchtung. Auf ſein kindliches Bitten wiederholte ſich dieſelbe nach zwei Jahren und dauerte ſieben Wochen. Aus dieſer centraliſchen Schau entſtand ihm ſein theoſophiſches Syſtem. Gott, in ſich ein verborgener Ungrund, iſt in einer beſtändigen Geburtsoffenbarung vermöge ſeiner Centralkräfte. Indem der ewige Wille anfing, das Rad zu drehen, ward der Sohn gezeugt. Der Sohn iſt das extractiſch-quinteſſentialiſche Weſen des aus dem geiſtigen Chaos ſich ſelbſt offenbarenden Gottes und die reale Potenz aller geſchaffenen Dinge. Die Schöpfung gliedert ſich ſpiralförmig in 49 Stufen: 7 Lichtwelten, 7 Engelwelten, 7 Paradieswelten, 7 Feuerwelten, 7 Geiſterwelten, 7 Planetenwelten, 7 hölliſche Abgrundswelten. Die hölliſche Welt iſt eine Offenbarung des Zornes Gottes, welchen der abgefallene Engelfürſt, der Concentrirer der hölliſchen Tinctur, erweckt hat. Die ſichtbare Welt iſt aus der Licht- und finſtern Welt zuſammengeſetzt. Der Menſch, nach Gottes Bild geſchaffen, eine männliche Jungfrau, begabt mit der männlich-feurigen und der weiblich-lichtwäſſerigen Tinctur, war der quinteſſentialiſche Extract aus allen geſchaffenen Dingen und ſollte ſich geiſtig-magiſch fortpflanzen. Beſtimmt war er, ein geſchöpflicher Offenbarungsthron und Tempelhütte Gottes zu ſein, eine Mittelſubſtanz, durch welche Gott Natur und Creatur erhöhen und verklären wollte. Satan hat durch Anreizen der finſtern Höllentinctur Adam zu Falle gebracht, wovon die Zertheilung der Menſchheit in Mann und Weib die Folge war. Der Sündenfall wurde vollendet im Garten Eden. Doch iſt in der Seele des Menſchen noch ein Ueberbleibſel vom Bilde Gottes, nämlich das Gewiſſen, welches die Möglichkeit der Wiedergeburt des Menſchen enthält. Gott

hatte vor der Weltſchöpfung beſchloſſen, den Fall im ganzen fluchbeladenen Schöpfungsreich zu heben und die erſte Schöpfung durch eine zweite zu vollenden, deren Ziel die Geiſtleiblichkeit als eine Grundbedingung vollkommener Seligkeit iſt. Die endliche Wiederbringung aller Dinge und ihre Erhöhung in die Geiſtleiblichkeit geſchieht durch das königliche Prieſterthum Chriſti. Durch ſeine Krafttinctur, als den alles verwandelnden Stein mit ſieben Augen, ſollen alle Dinge in Gottes Natur geiſtleiblich und unſterblich gemacht werden. Er kam als der zweite Adam, Mann und Weib zugleich, eine männliche Jungfrau, ein Bild mit zwei Naturen (weshalb auch Waſſer und Blut aus ſeiner Seitenwunde floß) und wurde durch die Himmelfahrt in der Geiſtleiblichkeit vollendet. Die Gottmenſchheit Jeſu iſt nun die eigentliche Mittelſubſtanz und vollkommene Himmelsleiter. Durch Mittheilung ſeines Geiſtes erfolgt die Wiedergeburt der gefallenen Creatur. Die ſo bereitete Univerſalarznei zu ſeiner Heilung und Heiligung muß der Menſch im Glauben in ſich aufnehmen. Die Wiedergeburt iſt aber nicht blos eine moraliſche, ſondern eine geiſtleibliche, von Gott gewirkt unter Mitwirkung des Menſchen. Denn wie die Menſchen nicht können, wenn Gott nicht will, ſo kann auch Gott nicht, obſchon er allmächtig iſt, wenn der Menſch nicht will. Die Ausgeburt oder der Wiedergeburtsproceß erreicht ſein Ziel in der Auferſtehung mit einem neuen Leibe. Der neue Leib, das Organ zu himmliſchen Genüſſen, iſt eine männlich-jungfräuliche Geiſtleiblichkeit. Wichtige Baumaterialien des neuen Leibes werden zerſtört durch die Sünden der Fleiſchesluſt. Die Auferſtehung iſt eine doppelte. Die erſte, d. i. die Auferſtehung des Einzelnen, hub ſich an mit der Auferſtehung Chriſti und endigt ſich, wenn er zur Lammeshochzeit erſcheint. Die Hochzeit des Lammes findet in der obern Luftregion ſtatt und dauert 1000 Jahre. Ihr entſpricht das tauſendjährige Reich, das iſt eine geiſtliche und leibliche Blütezeit auf Erden. Am Ende deſſelben wird der Satan wieder eine kleine Zeit los werden, damit er ſein Sündenmaß vollmache, und es wird auf Erden ärger werden, als nie zuvor. Dann wird der Herr in elektriſch-feuerlicher Wolke erſcheinen und damit der Jüngſte Tag,

Digitized by Google

an welchem die allgemeine Auferſtehung der Todten, der Erdenbrand und das Jüngſte Gericht ſtattfindet. Die ewige Magie wird das Reine vom Unreinen ſcheiden, indem ſie im Lichtreich und in der Hölle das Gleichartige anzieht. Während des Erdenbrandes, bewirkt durch aſtraliſches und centraliſches Feuer, wird der Herr mit den Heiligen im obern reinen Luftkreis das Gericht halten. Die Verdammten kommen in den Feuerſee, die Seligen werden auf der neuen Erde wohnen. Auch die Thiere und Pflanzen werden in reinen Tincturgeſtalten auf der neuen Erde zu ſchauen ſein. Auf derſelben am Mittagspole liegt der Berg Zion im reinen Fünftelelement, auf dieſem Neu-Jeruſalem mit dem Throne Gottes und des Lammes.[1] Seine Anhänger, die Michelianer, machten viel daraus, daß ihrem Meiſter, als einem Laien, Centralerleuchtung zutheil geworden. Wogegen de Valenti zürnte: „der Straußenmagen einer verteufelten, alſo falſchen Wiſſenſchaft und Heiligkeit kann neben der Bibel und den Symboliſchen Büchern auch noch ganz gut einen Hegel, Schleiermacher oder Mich. Hahn beherbergen". Wenn die Michelianer auf Heiligung drangen, ascetiſch lebten und häufig aus Grundſatz die Ehe vermieden, ſo legten im Gegenſatz zu ihnen die Pregizerianer (auf dem Schwarzwald), wider deſſen Willen den Namen des Stadtpfarrers in Haiterbach, Chriſtian Gottlob Pregizer († 1824), ſich zueignend, allen Ton auf die Rechtfertigung oder Glaubensgerechtigkeit. Dieſe „ſeligen, fröhlichen oder fliegenden Chriſten" verachteten die ſeufzenden Chriſten als Geſetzler und Werkler, ließen ſich die Sünde, als im Glauben abgeſtreift, nicht mehr anfechten und glaubten daher auch der Buße nicht mehr zu bedürfen.

Die ſchwäbiſchen Pietiſten wallten alljährlich zu den Denkmälern ihrer Thatkraft in Baſel und Beuggen. Dort waren Landsleute von ihnen, inſonderheit der Magiſter Karl Fr. Ad. Steinkopf († 1859), der Kameraliſt Chriſt. Friedr. Spittler, ein Neffe des Kirchenhiſtorikers und Geheimraths, 1801

---

[1] W. F. Stroh, „Die Lehre des würtembergiſchen Theoſophen J. M. Hahn" (Stuttgart 1859).

Digitized by Google

nach dem Erwachen aus einer plötzlichen Ohnmacht von der erbarmenden Liebe Gottes ergriffen[1], und Chriſtian Gottlieb **Blumhardt** († 1838), dieſer zugleich im Vertrauen auf den rechten Helfer Begründer der Miſſionsanſtalt (1816)[2], als Secretäre der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft thätig; hier war durch Chriſtian Heinrich **Zeller** († 1860) die Armenſchullehrer-Anſtalt 1820 ins Leben gerufen worden.

In Beuggen iſt ein Garten,
Der Garten iſt des Herrn,
Und manche Seelen warten
Der Pflanzen da ſo gern.

Die Pflanzen, die man da pflegte, waren aber arme, verlaſſene, zum Theil verwilderte Kinder.

Er fand uns verlaſſen, verwildert, verirrt;
Da trug uns der gnädige, freundliche Hirt
Auf eigenen Schultern, und bracht' uns in Ruh',
Und gab uns noch Väter und Mütter dazu.

Die baſeler Miſſionsfeſte führten die lebendigen Chriſten beider Confeſſionen einander in die Arme. Es war beſonders David **Spleiß** († 1854), nach Hurter Antiſtes in Schaffhauſen, dieſer mercurialiſche Menſch, der lebendigſten Begeiſterung voll, in welchem die ſchwäbiſchen Freunde ein königliches Gemüth erkannten. Von Schleiermacher's „Reden“ entzückt, pflanzte er über dem Abgrund eines nihiliſtiſchen Zweifels das Kreuz auf. Seitdem fand er ſich dem Sadducäismus und der Palaeartheologie gegenüber im maſſiven Realismus mit Oetinger und Ph. M. Hahn zuſammen. Er lehrte eine Heilsordnung und reiteratio omnium rerum, wie dieſe. Sein hypoſtatiſcher Glaube erblickte im leiblichen Durchgang Chriſti durch die verſchloſſene Thür die Freiheit der ſchöpferiſchen Gotteskraft, in ſeiner Himmelfahrt den Sieg des Geiſtes über die Schwere der ſinnlichen Leiblichkeit. Gegner warfen ihm eine aus der Naturphiloſophie gefloſſene paſſionirte Vorliebe für eine gnoſtiſche Dämonologie vor,

[1] A. Saraſin, „Chr. Fr. Spittler im Rahmen ſeiner Zeit“ (Bd. 1, Baſel 1876).

[2] H. Gundert in Herzog's „Real-Encyklopädie“, 2. Aufl., II, 501.

Digitized by Google

welches der glutglänzendſte Punkt ſeines ganzen Syſtems zu werden anfange.[1] An Spittler's Seite war ſeit 1818 der durch harte und ſchmerzliche Zuchtmittel von der Obrigkeit der Finſterniß errettete Wilhelm Köllner († 1835), vordem Pfarrer in Neurodt, als Vorſteher der mit der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft in Verbindung ſtehenden Erbauungsgeſellſchaft getreten.[2] Deſſen Sohn Karl († 1853), ein allbekannter Pietiſt, der die vielgeprieſenen „Stunden der Andacht" ein Dictat des Teufels nannte, nie ein Theater beſuchte, zeitweilig in die Hellſeherſache und den Separatismus verflochten war, gründete 1822, nachdem er ſeine ausgedehnte Weinhandlung in Würzburg als mit dem Chriſtenthum unverträglich aufgegeben, ein Judenmiſſionshaus in Baſels Nähe (im Dorfe Sitzenkirch) und beſchloß ſeine Tage als Vorſteher der Armenanſtalten in Kornthal.[3] Von den baſeler Profeſſoren der Theologie gehörte der maßvolle, allen ins Fanatiſche getriebenen Verſuchen (wie die der Frau von Krüdener) zur Belebung des Chriſtenthums abholde Johann Friedrich Miville († 1820) bis an ſein Lebensende der Chriſtenthums- und Bibelgeſellſchaft an.[4] Sein Schüler, der kränkliche und von Anfechtungen heimgeſuchte Theophil Paſſavant († 1864), Gemeinhelfer, dann Pfarrer zu St.-Jakob in Baſel, mit der Miſſionsgeſellſchaft verbunden, hat ſich, als tübinger Student dem Ludwig Hofacker'ſchen Kreiſe angehörig, zu den Füßen des heiligen Erbarmers geworfen. „Ich verſtumme vor deinem Leiden, dein Blut iſt auf meinem Haupt, deine Wunde iſt für mich offen."[5] Im Canton

---

[1] C. Stokar, „D. Spleiß" (Baſel 1858).

[2] „Die Rückkehr zum Glauben oder Selbſtbiographie von Wilh. Köllner" (2. Aufl., Baſel 1829). Die erſte Auflage erſchien anonym unter dem Titel „Selbſtbiographie eines ehemals der Neologie ergebenen Predigers" (Baſel 1809).

[3] „Mittheilungen aus dem Leben des Karl Köllner" (Kornthal 1855).

[4] Eucharius Kündig, „Erinnerungen an J. F. Miville" (Baſel 1851).

[5] A. Saraſin, „Th. Paſſavant" (Baſel 1865).

Digitized by Google

Bern kamen ſeit 1802 über Anregung des aus Schwaben eingewanderten Leinwebers J. Hunzicker monatlich einmal einige Freunde zuſammen, die Noth aller Kinder Gottes und den Jammer der ganzen Erde im Gebet dem Herrn vorzutragen und in dieſer trägen Zeit ſich untereinander aufzumuntern und zu erwecken zum Aufblick auf Jeſum. Schon in den erſten Decennien des Jahrhunderts hatte die Schweiz in der geiſtreichen Krämerfrau Anna Schlatter-Bernet in St.-Gallen eine Erweckte von großem Anſehen und weitgehendem Einfluß. Unverſucht von ſinnlicher Luſt, ſtand ſie mit Jeſu in ſo inniger Freundſchaft, daß ſie ihm ihre Feder darreichte, er möge ſie ſchreiben lehren, was vor ſeinem heiligen Auge Wahrheit und Liebe iſt. Bibelſtellen, auf welche beim Aufſchlagen ihr Auge fällt, ſind für ihre Entſchließungen entſcheidend. In allen Kirchen und Sekten winkten ihr lebendige Zweige des einzigen Weinſtocks. Sie ſtand im vertrauten Verkehr mit erweckten Katholiken, wie Boos, entdeckte auch in Gichtel's Schriften viele Goldkörner. Sich freuend der Zeit, wenn die Erlöſten des Herrn alle gen Zion kommen und Freude und Wonne über ihrem Haupte ſein wird, iſt ſie 1826 heimgegangen.[1] Danach kam in die Schweiz ein ſehr merkwürdiger Mann, deſſen Mund von intereſſanten Erzählungen aus dem Reiche Gottes überfloß, aber von fanatiſcher Ungeberdigkeit, das enfant terrible des modernen Pietismus, der theologiſche Arzt Ernſt Joſeph Guſtav de Valenti, geboren in Lobeda bei Jena als der Sohn des Lectors der italieniſchen Sprache an der Univerſität, „ein kleiner Mann mit hagern Wangen und blinzelnden, ſtechenden Augen, die Liſt und Scharfſinn, Geiſt und Schwärmerei enthalten". Als Freiwilliger im ſchleſiſchen Küraſſierregiment zog er 1813 mit in den Befreiungskrieg, vernahm auf dem Schlachtfelde eine himmliſche Stimme und ward bekehrt.

---

[1] F. M. Zahn, „A. Schlatter's Leben und Nachlaß" (3 Bde., Meurs und Bremen 1835—65). A. Zahn, „Frauenbriefe von A. Schlatter, Wilhelmine von der Heidt und Kleophea Zahn" (3. Aufl., Halle 1875). A. Ritſchl, „Geſchichte des Pietismus", I, 541—564. „Reben am Weinſtock" (Bd. 1, Baſel 1885).

Digitized by Google

Nach anderweitiger Nachricht ſoll er erſt in der ärztlichen Praxis bekehrt worden ſein, als er, von einem Krankenbeſuch heimkehrend, den Nachtwächter ſingen hörte: „Seele, geh' nach Golgatha!“ „Jeſus hat mich mit dem Blitz und Donner ſeines heiligen Geſetzes vom Schlafe der Sünden aufgeweckt und mich mit dem Strome ſeines heiligen und unſchuldigen Blutes begoſſen und gereinigt.“ Nun erkannte er, daß, was man myſtiſch nenne, die bibliſch=evangeliſch=apoſtoliſche und echt kirchlich=lutheriſche Anſicht ſei, und wie ſehr die Chriſtenheit durch Nichtgebrauch oder Misbrauch des göttlichen Wortes in Verfall gerathen. In die Schulen fand er ein wahres Heidenthum zurückgekehrt, und was da etwa noch vom Glauben übrigbleibe, das werde auf den Univerſitäten vollends ausgerottet. In den Hörſälen und auf den Kanzeln höre man äußerſt wenig vom wahren, lebendigen Chriſtenthum. Dazu habe ein ſchändlicher Egoismus die allgemeine Begeiſterung nach den Freiheitskriegen zu einer furchtbaren Eiskälte herabgeſtimmt. Seit 1818 praktiſcher Arzt zu Stadt=Sulza bei Schulpforta, ſang er oft geiſtliche Lieder auf der Straße und erlaubte ſich religiöſe Territionen der Kranken, wodurch manche dem Wahnſinn verfallen oder nahe gebracht worden ſein ſollen. R. Rothe, der ihn damals kennen lernte, nennt ihn eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung im Reiche Gottes, von unbeſchreiblicher Beweglichkeit, Friſchheit, Herzlichkeit, von in ihrer Art einzigen praktiſchen Gaben für den geiſtlichen Umgang mit Menſchen, allen unwiderſtehlich, mit denen er in Berührung kommt. Seine erſten Bekehrten in Sulza waren Profeſſionsverwandte, die Hebamme, der Todtengräber und ein Barbiergeſelle. In zwei Jahren hatte er etwa funfzig Separatiſten um ſich geſammelt, welche, die Lehre von der Erbſünde und der ausſchließlichen Rechtfertigung durch den Glauben betonend, das wahre Volk Gottes und von ihm wunderbar beſchützt zu ſein glaubten. Dieſes brachte ihm eine Citation vor das Oberconſiſtorium in Weimar. Er hat infolge davon ſeiner Schrift „Ueber den Verfall der proteſtantiſchen Kirche“ (1821; 2. Aufl. 1828) ein friedſames Dedicationsſchreiben an den Generalſuperintendenten Röhr vorangeſchickt. Denn „ein Jünger

Digitized by Google

Jeſu ſteckt das Schwert in die Scheide, wenigſtens braucht er es gegen niemand anders, als gegen ſich ſelbſt". Im Jahre 1828 wurden die ſektireriſchen Betvereine, als die Grenzen der einfachen Hausandacht überſchreitend und den Frieden der bürgerlichen Geſellſchaft gefährdend, verboten. Aber erſt als das Conventikelweſen mit zehntägigem Gaſſenkehren zur Strafe bedroht wurde, nahm es in Sulza ein Ende. De Valenti begab ſich, nachdem er ſeine geiſteskranke Frau, Erneſtine von Trebsdorf († 1842), in Gotha zurückgelaſſen, in der Stille zu dem Kleeblatt Gerlach, Guericke, Tholuck nach Halle, wo „der größte und roheſte Haufen unter den Studenten und Bürgern auf Seite der Rationaliſten" war. Damals (1830) ſchrieb er ſeinen „Gotthold Salzmann, den verſtändigen Halloren", welcher ausführt: mit dem Verfall der chriſtlichen, namentlich der proteſtantiſchen Kirche ſei es jetzt ſo arg geworden, daß ſie entweder aufs neue die Irrlehrer von ſich hinausthun oder ſelbſt untergehen müſſe. In manchen Gemeinden ſei der geiſtliche Steuermann theils todkrank, theils berauſcht, theils wahnſinnig, ja er ſteht wol gar mit Seeräubern in Verkehr, um die Mannſchaft für ein Judasgeld dem Feinde in die Hände zu ſpielen. „Ueberall aber, wo dieſes der Fall iſt, müſſen die Schiffsfähnriche, ja ſelbſt die ältern erfahrenen Matroſen auftreten, und im Namen Gottes die Leitung des Schiffes ſelbſt übernehmen. Haben euere Söhne es für gut befunden, die Schlacht bei Leipzig mitzumachen, ſo eröffnet ſich jetzt ein Kampfplatz für ſie, wo es noch wichtigere, d. h. geiſtliche Siege zu erfechten gibt." Nach kurzem Aufenthalt in Berlin und der Abtei Düſſelthal unweit Düſſeldorf beim edeln Grafen Adalbert von der Recke-Volmarſtein (welcher ſeine im Vertrauen auf Francke's Gott gegründete Erziehungsanſtalt für verlaſſene und verwahrloſte Kinder perſönlich leitete), ging er 1831, von Spittler berufen, als ſchriftſtelleriſcher Gehilfe der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft, deren ſonntägliche Andachtsſtunden er in der St.-Martinskirche hielt, nach Baſel. Später ließ er ſich in der „Enge" bei Bern nieder, wo er eine kleine Irrenanſtalt hatte, eine ſogenannte Pilger- oder Evangeliſtenſchule errichtete, beſtimmt, den alten wahren

Digitized by Google

Chriſtenglauben vorzugsweiſe in der Chriſtenheit, wo es nöthig iſt, ins Leben zu rufen, und für ſeine Anhänger den „Grauen Mann“ und ein Blättchen „Licht und Recht“ ſchrieb. Seinen neuen Landsleuten fand er vorzuhalten: „Euer Kuhreigen weckt euch nicht auf von dem Todtenſchlafe des Unglaubens“, und das Hegen hochverrätheriſcher Flüchtlinge auszuſtellen. De Wette, der ihn wegen dieſer Aeußerung vor Gericht zog, jedoch, weil nur gemeint und nicht genannt, erfolglos, hat ihn für unfähig erklärt zu kirchlicher Wirkſamkeit. „Wer ſo, wie er, zweideutige, verleumderiſche Worte drechſelt, der kann nicht Chriſti Diener ſein, und entweiht die Kanzel, die er beſteigt.“ Mehr als durch ſeine „Paſtoralmedicin“ (1831) und ſeine mehrbändige „chriſtliche Glaubenslehre“ (1844) wurde er bekannt und berüchtigt durch ſeine mit Scheltworten erfüllten Streitſchriften, in denen er, der erſte Theolog und Chriſt in Deutſchland und drüber hinaus, über die Bileamiten ſeiner Zeit — und das waren alle, die nicht oder nicht ganz auf ſeiner Seite ſtanden — die Geißel ſchwang. So über den Rationalismus, ihm nichts anderes als die Erbſünde, mit Mantel und Kragen behängt, und unter deſſen Anhängern weder Treue noch Glaube noch wahre Liebe ſei. So über Hegel und Schleiermacher als geiſtliche Hurer und Ehebrecher, unverſchämte Lügner und Narren. So über die Einſeitigkeiten, das unaufhörliche und ſelbſtgefällige Gerede von geiſtlichen Erfahrungen, die apokalyptiſche, prophetiſche und ſomnambuliſtiſche Schwärmerei der Salemspilger, d. i. der Pietiſten, obſchon er ſelbſt thatſächlich dem Chriſtenthum den Pietismus ſubſtituirte, ſo über die baſeler Miſſion und ihren Inſpector W. Hoffmann (S. 207). Da nun nicht leicht einer ungebrannt von dem kriegeriſchen Manne wegkam, ſo erkalteten vieler Herzen gegen ihn. Blumhardt (S. 208) warf ihm vor, daß er es mit der Wahrheit wie mit der Verleumdung leicht nehme, daß er blind ſei gegen die Satansſchlingen, je mehr er die Leute dem Teufel, als des Herrn Chriſtus Hund bei ſeiner Schafheerde, zuwerfe. Andern erſchien er als der Satansengel, der auch die Gläubigen mit Fäuſten ſchlägt. In Geiſtesnacht und Anfechtung, als ſei er von Gott verlaſſen und verworfen, lebte er, ein

Digitized by Google

zweiter Francesco Spiera, viele Jahre in tiefſter Zurückgezogenheit in der Nähe von Baſel, bis er kurz vor ſeinem Ende († 1871) unter der treuen Geiſtespflege eines jüngern Seelſorgers, der ihm ſelbſt von früher her vieles verdankte, noch Troſt und Frieden fand.[1]

Die Erweckung lag ſo ſehr in der geiſtigen Atmoſphäre des neuen Jahrhunderts, daß ſie im ſüdlichen Baiern auch in die katholiſche Kirche hinübergriff. Da dieſes ein Freiwerden der Subjectivität und ſohin eine Durchlöcherung des kirchlichen Schematismus bedeutete, ſo ward der Pietismus in der katholiſchen Kirche als Aftermyſticismus beargwohnt und verfolgt.[2] Als ſein Patriarch tritt uns Martin Boos († 1825) entgegen, der par force ex bonis operibus leben wollte, bis dem Patienten das Kräutlein „Justus ex fide vivit“ eingegeben ward. Seitdem machte er, Luther's Schriftauslegung leſend, Augen wie Wagenräder. Weil er Erde und Himmel mit neuen Kindern Gottes bevölkern wollte, und dabei der neue Moſt den alten Schläuchen fährlich wurde, iſt er in Baiern und Oeſterreich von den Conſiſtorien wie von der Plebs Judaizantium wegen Schwärmerei verfolgt worden, bis er auf einer Pfarre in Sayn bei Neuwied äußere Ruhe fand, ſich auch wieder zum Roſenkranz bequemte, doch ohne die frühere Glaubenskraft und wie von ſieben Teufeln (Gift, Merkur, Galle, Bitterkeit, Troſtloſigkeit, Misnuth, Unglaube) beſeſſen, die erſt durch Goßner's „Schatzkäſtchen“ ausgetrieben wurden. Sein Lehrer Johann Michael Sailer († 1832), Profeſſor in Ingolſtadt, Dillingen und Landshut, hat ihn mit ſanftſchlagender Hand vom Ueberſchreiten der einem katholiſchen Geiſtlichen gezogenen Grenze zurückzuhalten verſucht, und doch ſelbſt, die (chriſtliche) Liebe mehr als den (katholiſchen)

[1] Sein Leben iſt erzählt in der Zeitſchrift „Der treue Eckart“, Jahrg. 1878.

[2] J. Salat, „Verſuche über Supernaturalismus und Myſticismus“ (Sulzbach 1823), S. 395. V. Thalhofer, „Beiträge zur Geſchichte des Aftermyſticismus und insbeſondere des Irvingianismus im Bisthum Augsburg“ (Regensburg 1857).

Digitized by Google

Glauben betonend, die beſtehenden Formen gelockert, aber ohne ſie zu durchbrechen. „Da der Geiſt überall eines Gefäßes bedarf, ſo iſt es für den Zögling des himmliſchen Reiches unerläßlich, daß er ſich auch die Gemeinſchaft mit der Kirche heilig ſein laſſe.“ Da er überdies ſich zuletzt in allem dem Urtheil des Papſtes unterwarf, iſt er Biſchof von Regensburg geworden. Vormals das Haupt der „myſtiſch-antipapiſtiſchen Partei“ und ein wegweiſender Stern für Tauſende, nun ein neuer Erasmus, vermißten die pietiſtiſchen Freunde die frühere Geiſtesſalbung auf ſeinem Angeſicht. Sailer's Freund, der Einfüßer und Stelzenmann Johann Michael Nathanael Feneberg († 1812), zuletzt Pfarrer in Vöhringen bei Ulm, obwol von größerer Achtung vor kirchlicher Form und Hierarchie als Boos, der ihn erweckte, iſt gleichwol genöthigt worden, zehn aftermyſtiſche Sätze abzuſchwören. Aehnlich erging es ſeinem Kaplan Xaver Bayr, Boos' Studienfreunde, und Martin Völk, der in Landshut Sailer's Schüler geweſen. Wenn dieſe Erweckten in der geſetzlichen Kirche aushielten[1] und einem von ihnen ſogar die Biſchofswürde ſich erſchloß, ſo ſind andere durch die Erweckung mit ihrer Kirche zerfallen. So Johannes Goßner (S. 230) und ſein geiſtlicher Sohn Ignaz Lindl († 1834), der begeiſterte, wohlredende Prieſter in Baindlkirch und Gundremingen. Letzterer, mit Sailer, Stilling und den ſchweizeriſchen Pietiſten befreundet, wegen aftermyſtiſchen Treibens in Unterſuchung und Strafe genommen, als verheiratheter Propſt der katholiſchen Kirche Südrußlands 1823 entſetzt, ward evangeliſcher Prediger, dann — als von jeher mit einem Hang apokalyptiſcher Schwärmerei behaftet, und geneigt, dem lieben Gott ins Cabinet zu gucken — Haupt einer Sekte

---

[1] Sie wurden übrigens vom Centrum der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft ſelbſt ermahnt, auf dem verlorenen Poſten auszuharren, wohin der große General Jeſus Chriſtus ſie geſtellt, worüber Pfarrer Langenmaier in Zalling zurückſchreibt: „Alſo ihr nehmt uns nicht auf in euere Hütten, und wir, nämlich Goßner, Bayr, Feneberg, Sailer, Boos und ich, müſſen alſo reiche Pfarrer werden. Nun, ſeht ihr zu, wenn wir verloren gehen; haben wir nicht laut genug angeklopft? und ihr habt uns nicht aufgethan.“

Digitized by Google

(Lindlianer) im Wupperthal, welche dem nahenden Gottesreich durch fleiſchliche Heiligung (Vermeidung der Befleckung mit der Materie, insbeſondere Eheloſigkeit) den Weg bereiten wollte. Johann Georg Lutz († 1882), Pfarrer in Oberroth, durch Sailer und Boos' Schriften erweckt, 1859 excommunicirt, iſt in der Schweiz, Baiern und Würtemberg als Evangeliſt für den Irvingianismus thätig geweſen. — Die Heimſtätte des evangeliſchen Pietismus in Baiern[1] war das „willig muntere" Nürnberg, ſein Haupt der Kaufmann Johann Tobias Kießling († 1823), Mitbegründer der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft, der ſich die Verbreitung erbaulicher Schriften angelegen ſein ließ und die Unterſtützung der Evangeliſchen in Oeſterreich, an welchem er mit ſeinem ganzen Herzen hing, weil es ihn an irdiſchem Gut zwar arm (1812), aber an geiſtlichen Freuden reich gemacht hatte.[2] Ein anderer Nürnberger, der Roſenbäcker J. Matthias Burger, weil er auch die Wiſſenſchaften und Künſte, als ein großes, an die Menſchen hergeliehenes Kapital, zum Dienſte Gottes fruchtbringend angelegt ſehen wollte, verehrte in ſeinem alten Prälaten Oetinger beſonders den Laboranten, und erwartete den Sieg des Lichts nach ſchweren, nahe bevorſtehenden Kämpfen. Ein Gottfried Arnold oder Reitz oder Gerber erſtand dem modernen Pietismus in dem Stilling-Freunde Johann Arnold Kanne († 1824), Profeſſor in Nürnberg und Erlangen, zeitweilig auch im öſterreichiſchen und preußiſchen Kriegsdienſt und in franzöſiſcher Kriegsgefangenſchaft, durch ſeine „Sammlung wahrer und erwecklicher Geſchichten aus dem Reiche Chriſti und für daſſelbe" (1815; 3. Aufl. 1842) und „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Chriſten" (1816 und 1817). Das theologiſche Studium unter Eichhorn hatte ihn im Glauben wankend gemacht. Daher, als er erkannt hatte, daß der Weg

[1] G. Thomaſius, „Das Wiedererwachen des evangeliſchen Lebens in der luth. Kirche Bayerns 1800—40" (Erlangen 1867).

[2] G. H. von Schubert, „Züge aus dem Leben des ſeligen J. T. Kießling" (3. Aufl., Leipzig und Dresden 1859). F. W. Bodemann, „J. T. Kießling" (Nördlingen 1855).

Digitized by Google

der praktiſchen Myſtiker, welche in gänzlicher Leidentlichkeit und Willenloſigkeit zu ſtehen trachten, der einzige wahre Himmelsweg iſt, ſtieg er herab von der Höhe des babyloniſchen Thurmes der Wiſſenſchaft. „Chriſti Nachfolger ſein und der Wiſſenſchaft leben, heißt zween Herren dienen.“ Einſt nach einem nächtlichen Gebet breitete ſich ein wunderbar helles Licht um ihn her aus und er dachte: iſt Er das? Ein anderes mal kam Jeſus mit einem vollen Becher aus der Lebensquelle und ſchüttete ihn über ſein Herz aus. „Ich zitterte und bebte vor unausſprechlicher Freude und mußte laut ſchreien.“ Unſicher, ob er dem Ruf nach Erlangen folgen ſolle, fiel er mit Frau und Kindern auf die Knie und betete um Offenbarung des göttlichen Willens. Dann ließ er durch ein Kind das Los ziehen. Es ſtand darauf: „Der Herr ſchickt dich.“ Den andern Tag ritt er nach Erlangen. Seinen Roman „Sämundis Führungen“ ſchickte er einem Freunde mit den Worten: weil die Welt die ſüße Milch des Evangeliums nicht ertragen könne, ſo mache er Käſe. Jean Paul, ein Protektor Kanne's, warnte gleichwol ſeinen Sohn vor ultrachriſtlichem Trübſinn und theologiſcher Kannegießerei. Als die Warnung fruchtlos blieb und des Jünglings Nervenkräfte aufgerieben waren, da hieß es, daß ihn Kanne durch den finſtern Schwärmergeiſt ſeines Ueberchriſtenthums und ſeines Myſticismus habe tödten helfen. Der aber meinte: „Die Neologen, die ihr vergebliches Werk nun wol die längſte Zeit getrieben haben, mögen mich verhöhnen, ſchmähen und mit Koth bewerfen, ſoviel ſie wollen; je mehr, deſto beſſer.“ Er iſt geſtorben, nachdem ſeine Zeit ihm faſt unverſtändlich geworden war, in glaubensfeſtem, ſehnlichem Verlangen. Durch ihn und Kießling erweckt, durch Barth mit den würtembergiſchen Pietiſten in geiſtigen Verband gekommen, hat Gotthilf Heinrich von Schubert († 1860), Profeſſor in Erlangen und München, eingebürgert im Himmelreich und vertieft in die Nachtſeiten der Natur, ſich der Güte und Weisheit Gottes, die in ſeinen Werken wie in den Gnadenführungen der Menſchen ſich ſpiegelt gleich dem Bilde der Sonne im Thautropfen, erfreut. Das Lebensprogramm des liebenswürdigen, milden, patriarchaliſchen Mannes erklingt aus ſeinen Worten: „Selig, ja

ſelig der Jüngling wie der Greis, welchem der Morgenglanz jener höhern, ewigen Liebe aufging, deſſen Strahlen ihn mitten in der ſichtbaren Schöpfung ſeines Gottes eine Herrlichkeit der künftigen Welt des Friedens, Augen, voll ewigen Erbarmens auf ihn gerichtet, erkennen und eine Stimme vernehmen laſſen, die ihn zum neuen Leben ruft.“ Seinerzeit einer der „Höhenpunkte der unſichtbaren, durch ganz Deutſchland zerſtreuten gläubigen Gemeinde“, ſind doch auch Theologen wie de Wette und Haſe ſeinem Herzen nahe geſtanden. Für die ſchärfere Gläubigkeit ſpätern Datums ging ihm das Verſtändniß ab.[1] Karl von Raumer († 1865), an Schubert angeſchloſſen, zeitweilig bei Peſtalozzi in Iferten, ſeit 1811 Profeſſor und Bergrath in Breslau, ſeit 1819 in Halle, hierauf Inſtitutslehrer in Nürnberg, wo er den Herrn für die Trübſal pries, die ihn dem frühern, ſelbſtzufriedenen Dahinleben entriſſen, hat als Profeſſor der Naturgeſchichte in Erlangen eine Sonntagsſchule errichtet und Bibellectionen mit Handwerksgeſellen gehalten. In ſeiner Jugend war bei ihm das Religiöſe vor der Wiſſenſchaft in den Hintergrund getreten. Er hatte in Dresden mit Andacht die Bildergalerie beſucht, nicht den evangeliſchen Gottesdienſt. In Halle bewirkten Schleiermacher's Predigten die Umkehr. Als 1820 beim Tode eines ſeiner Kinder der Geiſtliche ein Gedicht Witſchel's vorlas, ergriff ihn Ingrimm mitten im tiefſten Schmerz. „Nie hatte ich ſo die Ohnmacht und Leerheit ſolcher Floskeln gefühlt und zugleich, daß einzig in der geoffenbarten Heiligen Schrift Troſt zu finden ſei.“ Seine Frömmigkeit war wie die aller Erweckten des Jahrhunderts anfangs eine einfach chriſtliche geweſen, bis ſie durch Harleß' und Löhe's Einfluß einen ausgeſprochen confeſſionell lutheriſchen Charakter erhielt, mit der entſprechenden Antipathie gegen die Union voller Scheines und innerlichſten Widerſpruchs.[2] Das publiciſtiſche Organ des „Myſticismus“ in Baiern war das (ſeit 1825) von Chriſtian Philipp

[1] „G. H. von Schubert, Selbſtbiographie“ (3 Bde., Erlangen 1854—56).

[2] „K. von Raumer's Leben, von ihm ſelbſt erzählt“ (Stuttgart 1866).

Heinrich Brandt, Pfarrer in Roth bei Nürnberg, nachmals Dekan zu Windsbach, herausgegebene „Homiletiſch-liturgiſch-pädagogiſche Correſpondenzblatt“, welches dem Ungethüm des Unglaubens herzhaft zu Leibe ging, der Vorläufer der „Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche“ (ſeit 1838), welche in ſchärfer gewordener Zeit gegen eine Kirche, die nichts von Proteſtantismus, und gegen einen Proteſtantismus, der nichts von Kirche wiſſen will, die Vertretung des kirchlichen Bekenntniſſes übernahm. Unter Brandt's Redaction (dem Barth, Oſiander, Bähr als Mitarbeiter zur Seite ſtanden) erſchien auch (1829) im Gegenſatz zu Dinter's unevangeliſcher eine „Evangeliſche Schullehrerbibel“, die doch wegen ihres exegetiſchen Realismus dem Vorwurf theoſophiſcher, die Worte unnatürlich nehmender Willkür nicht entgehen konnte. A. Th. A. F. Lehmus († 1837), Dekan und Stadtpfarrer in Ansbach, war begeiſtert einſt für die neue Philoſophie, welche, nachdem ſie die Ideenleerheit der gemeinen Aufklärung kühn und kräftig gezüchtigt, die Geiſter aus dem langen Schlaf geweckt, die auf den Boden gehefteten Blicke wieder zum Himmel gerichtet, die Religion auf das höchſte geprieſen, auch das abhanden gekommene Verſtändniß des Chriſtenthums wieder erſchließen und die verkannten poſitiven Heilslehren als vernünftig und nothwendig erweiſen werde. Durch die Philoſophie über den gewöhnlichen Rationalismus emporgehoben, hat er ſpäter anſtatt der Einigkeit von Philoſophie und Chriſtenthum ihren Gegenſatz betont, indem er ſcharf unterſchied zwiſchen natürlicher Vernunft, welche Richterin des Evangeliums nicht ſein kann, und wiedergeborener, welche dieſes nicht ſein will, ein Theologia regenitorum verlangte („nur ein gläubiger Chriſt kann im eigentlichen Sinne Theolog ſein“), und das Chriſtenthum nicht der Wiſſenſchaft, ſondern die Wiſſenſchaft, wenn ſie ein rechtes Wiſſen werden will, des Chriſtenthums bedürftig erklärte. Am einflußreichſten wurde Joh. Chr. Gottlob L. Krafft († 1845), ſeit 1817 reformirter Pfarrer, ſeit 1818 auch außerordentlicher Profeſſor der Theologie in Erlangen, der apoſtoliſchſte Mann, dem Stahl, der treueſte Knecht im ganzen Hauſe ſeines Gottes, dem Schubert auf ſeinem Lebensweg begegnete. Ohne beſondere

Digitized by Google

geiſtige Begabung verdankte er ſeine (ſeit 1824 deutlich hervortretenden) Erfolge dem Umſtand, daß ſein Leben und ſeine ganze Perſönlichkeit eine lebendige Predigt von der Kraft Gottes in ihm war. Offenbarungsgläubig wollte er nichts ſein als der getreue Dolmetſch des klaren Schriftwortes ohne Myſticismus (wenn auch die ihm zugethanen Studenten als Myſtiker galten) und ohne Confeſſionalismus, deſſen Spitzen ſein Herz noch tief verwunden ſollten.[1]

In Baden hatten die „Anhänger des Lammes" ſich um Stilling, den Fiscalatsdirector Fein und Rath Ruf geſammelt. Dann wurde Aloys Henhöfer († 1862) ihr Haupt. Seit 1818 katholiſcher Pfarrer in Mühlhauſen unweit Kornthal, waren ihm durch einen Schüler Sailer's und eine Schrift von Boos die Augen für den wahren Heilsweg aufgethan worden. Er fing an, ſeinen Pfarrkindern vorzuhalten, daß ſie nicht in Meſſe, Heiligenanrufung, Roſenkranzandacht, Kniebeugung, Kreuzmachen, Bruſtklopfen, Wallfahrten die Gerechtigkeit vor Gott ſuchen, und Chriſtum nicht blos im Tabernakel, ſondern im Herzen wohnen laſſen ſollten. Dadurch, und daß er dem alten Menſchen den Bruſtkaſten einſchlug, trat nun in ſeiner Gemeinde an die Stelle des todten ein lebendiger Gottesdienſt. Von den Vertretern des legitimen Kirchenſyſtems angegriffen, hat er nur Gottes Wort ihm entgegengeſtellt ſehen wollen, nicht die Kirche. Die Berufung auf dieſe ſei das Bollwerk der Dümmſten im Lande. Mit ſeinem Gutsherrn (von Gemmingen) und einem Theil ſeiner Gemeinde 1823 zum Proteſtantismus übergetreten, fuhr er als evangeliſcher Pfarrer in Graben, danach in Spöck und Stafforth, in der Predigt der Rechtfertigung durch den Glauben fort. Die auswärtigen Pietiſten (Anna Schlatter, de Valenti, W. Köllner u. a.) begrüßten ihn als ihren auf Jeſu Blut und Tod verbundenen Bruder, und die inländiſchen zogen Sonntags in ganzen Proceſſionen betend und ſingend zu ſeinen Predigten. Durch perſönlichen Verkehr mit den Stundenhaltern hat er ſeine Gemeinde

[1] Haenchen in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie", XVII, 16. K. Goebel in Herzog's „Real-Encyklopädie", 2. Aufl., VIII, 247.

Digitized by Google

vor Verirrung und Sektirerei bewahrt. Dieſes Pietiſtenhaupt, das auch gegen den neuen Landeskatechismus (1830), als in directem Widerſpruch mit Gottes Wort, erfolgreich aufgetreten, iſt in Heidelberg unter Schenkel's Prorectorat zum Doctor der Theologie, und zwar ausdrücklich als pietatis christianae inceptor venerabilis, creirt worden.[1] Vom Pietismus löſten ſich, von Henhöfer bekämpft, die Separatiſten, welche Kirche und Sakrament mieden, auf der Straße und im offenen Felde plötzlich zum Gebet niederknieten, ſich die Bärte wachſen ließen, vor niemand den Hut abzogen, dagegen jedermann duzten.

Einen fruchtbaren Boden fand der moderne Pietismus gerade am Herd der deutſchen Aufklärung in dem „auf dürrem Erdreich doch lieblich grünenden" Berlin.[2] Hier beſtand ſeit 1782 unter des paläologiſchen, über den zunehmenden Naturalismum klagenden Oberconſiſtorialrathes Johann Eſaias Silberſchlag Leitung eine Filiale der Deutſchen Chriſtenthumsgeſellſchaft, und an unterſchiedlichen Orten wurden vom Bäckermeiſter Drewitz, Kaufmann Apitzſch, „der ſich an die Spitze jener Tauſende in Berlin graſſirenden Narren und Schwärmer geſtellt", Schulvorſteher Friedrich Samuel Dreger († 1859), in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre von der Hand des Allmächtigen berührt, als er in einem Liede Pfeil's die Verſe las:

Ihr Kinder hört: Vor dem Gericht
Müßt ihr auch mit erſcheinen![3]

und Andern vor Bürgern und Militärperſonen, die der Geiſt oft dringender zum Tempel des Herrn, als die Dienſtpflicht zur Parade trieb, Erbauungsſtunden gehalten, in welchen die verborgenen Chriſtenleute ſich ordentlich wie im Himmel beſchäf-

---

[1] E. Frommel, „Aus dem Leben des Dr. Aloys Henhöfer" (Karlsruhe 1865). K. F. Ledderhoſe, „Erinnerungen an Dr. A. Henhöfer" (2. Aufl., Heidelberg 1885).

[2] „Ueber die kirchlichen Zuſtände in Berlin nach Beendigung der Freiheitskriege" („Evangeliſche Kirchenzeitung", 1870, Nr. 18). J. Bachmann, „E. W. Hengſtenberg", I, 180—195.

[3] M. Kulke, „Gnadenführungen Gottes in dem Leben des F. S. Dreger" (Berlin 1860).

tigten und am Charfreitag, im Staube knìend, vor dem Angeſicht des Gekreuzigten ſangen: „Chriſte, du Lamm Gottes!“ Der Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen, der Vater der Gläubigen wurde, nachdem er durch herrnhutiſchen Einfluß aus der Weltlichkeit und der Neologie der Loge zum Glauben gekommen, der ſchleſiſche Baron Hans Ernſt von Kottwitz († 1843). Pietiſt im edeln Sinne, ohne auf das dunkle Gebiet der Magie, wo Sünde und Teufel ihr Spiel treiben, ſich zu verirren, mehr evangeliſch als geſetzlich, frei von der Erbſünde des Adelsſtolzes, dafür den himmliſchen Adel auf ſeinem Antlitz, hat er, der einſtige Offizier, da in den Jahren der Noth (1806—15) ihn der Leute jammerte, die an den Brücken und Straßenecken ſtanden, um Arbeit und Brot flehend, in einer leer ſtehenden Kaſerne eine Armenbeſchäftigungsanſtalt gegründet, und die Liebesthätigkeit allein mit Hülfe des Gebetes in ſo großartigem Stile geübt, daß Fichte, alle Willensenergie und Autonomie darangebend, mit Thränen im Auge ſagte: „Ja, dahin reicht meine Philoſophie nicht.“ Daß er bei de Wette's Entſetzung ſeine Hand im Spiele hatte, iſt der dunkle Punkt im Leben dieſes Patriarchen.[1] Seine Hausandachten leitete in frühern Jahren Johann Jänicke († 1827), ſeit 1779 Prediger an der Böhmiſchen oder Bethlehemskirche in Berlin und Rixdorf. Ein Schüler des leipziger Cruſius, welcher nächſt der Heiligen Schrift ſein beſter Gewährsmann blieb, ſomit ein geiſtiger Enkel Bengel's, war es der auf die Zukunft des Reiches Gottes gerichtete Pietismus, welchem er in Lehre und Leben huldigte. Ein Tröſter, wie kein zweiter in Berlin, eilte er unverdroſſen zu den Kranken und machte den Hülfloſen unter ihnen auch die Lagerſtätte. Man traute dieſer „Säule der Gläubigen“ eine beſondere Gebetsmacht zu. Er hat in der That einen Beſeſſenen im Namen Jeſu geheilt, und vor der Schlacht von Großbeeren ließ er um Errettung aus der Hand der Dränger durch ein vereinigtes Corps der tüchtigſten Gebetsleute, die ſtundenweiſe abwechſeln mußten, ununterbrochen beten Tag und

[1] J. L. Jacobi, „Erinnerungen an den Baron E. von Kottwitz“ (Halle 1882). Baur in der „Neuen Chriſtoterpe“ (1883), S. 203—258.

Nacht. Die Miſſionare ſeiner Miſſionsgeſellſchaft ſollten den Heiden die Bibel bringen und nichts weiter, denn „die reine Schriftlehre thut's". Seinen Standpunkt ſpiegeln die Worte: „Wenn es mein Vater, meine Mutter, mein liebſter Lehrer ſagte, und der Herr Jeſus ſagt es nicht oder widerſpricht ihm gar, dann weg damit, wir verwerfen es als ſeelenſchädlich, als grund- und in die Hölle ſtürzend." Nachmals reizte ihn der „eitle Unglaube", den ſie mit Wortſpielen verdecken, Schleiermacher's und ſeiner Schüler. Aber der, vor dem er warnend ausgerufen: „Laßt euch keine Schleier machen!" gab ihm das Ehrengeleite bei ſeinem Begräbniß.[1] Sein Amtsnachfolger ward Johannes Goßner († 1858), als Student von Thomas a Kempis, Sailer, Lavater, beſonders von Boos angeregt und der Eliſa dieſes Elias. Als er des letztern Briefe geleſen, lag er, ein Bartimaeus quasimodogenitus, dem Gekreuzigten immer zu Füßen und ſein einzig Werk war, an die Bruſt ſchlagen und weinen über das innere Verderben, glauben an den Heiland und im Glauben kindlich nehmen. Nachdem er die gelehrten Schulen durchlaufen, wandte er ſich an Jeſus: „Sei du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme dich meiner, zerſtöre die Werke der menſchlichen Gelehrſamkeit und Weisheit und gib mir deinen Geiſt, daß der mich in alle Wahrheit leite." Domkaplan in Augsburg, dann Prieſter in Dirlewang, ward er ob ſeiner Ketzerei, die er doch in allen Meßgebeten wiederfand, in das Prieſtercorrectionshaus zu Göppingen gethan. Noch katholiſcher Prieſter, verſah er zeitweilig das Secretariat der Chriſtenthumsgeſellſchaft in Baſel und war Mitarbeiter an ihren Sammlungen. Als Beneficiat in München hat er eine ecclesiola Ergriffener um ſich verſammelt, F. H. Jacobi, der Philoſoph, hat ihn an ſein Sterbebett rufen laſſen, und die ſchwäbiſchen Pietiſten befragten ihn über das Kommen des Herrn. Was der Herr zu thun gedenke, hat er ihnen geantwortet, wiſſe er nicht; aber wenn er der Herr wäre, würde er noch nicht kommen, denn es ſehe noch zu betrübt

[1] K. F. Ledderhoſe, „Johann Jänicke" (Berlin 1863).

auf der Welt aus. In München unmöglich geworden, kam er als Religionslehrer nach Düſſeldorf und damit vom Regen in die Traufe. „Der Satan war ſchon acht Tage vor mir hier und machte mich bei allem Volk verdächtig.“ Da zogen er und Lindl (S. 222) als Heimwehkranke nach Stilling's Weiſung in die ruhigen Gefilde Sarmakands, zum lichten Fürſten von Solyma. Lindl wurde Propſt der in Südrußland angeſiedelten Katholiken, Goßner Prediger an der Malteſerkirche in Petersburg, wo er „durch ſeine myſtiſchen Vorträge und durch ſeine herrnhutiſche Kopfhängerei die ganze nordiſche Frömmlerſchar um ſich her verſammelte“. Aber der hölliſche Jäger vertrieb ihn aus ſeiner neuen Heimat unter der Anſchuldigung, daß er die fortdauernde Jungfräulichkeit der Maria geleugnet. Amtlos in Deutſchland umhergetrieben, hat er zur Beförderung häuslicher Andacht und Gottſeligkeit ſein „Schatzkäſtchen“ (1825), das auch in ferne Länder ſeinen Weg fand, und ſeines geiſtlichen Vaters Boos Biographie verfaßt, und iſt nun förmlich zur evangeliſchen Kirche, der er innerlich längſt angehörte, übergetreten. In Berlin hat ſich ihm Kottwitz' Betſaal und Schleiermacher's Kanzel und Herz eröffnet.[1] Als Prediger an der Bethlehemskirche hat er ſich dem brandenburger Conſiſtorium, als voll von Maurergeſellen, die lieber die Mauern Zions abbrechen wie aufbauen, oft nur widerwillig gefügt. Ein Simſon, deſſen Stärke im Gebetsleben lag, liebte er die Orthodoxie, ſofern ſie praktiſch iſt, aber nicht einen Confeſſionalismus, dem es möglich war, die evangeliſche Allianz zu befehden. „Der Herr fragt niemand, ob er reformirt oder lutheriſch ſei, ſondern: haſt du mich lieb.“ Sehnſuchtsvoll blickte er im Alter auf die Männer zurück, welche die Leuchten ſeiner Jugend geweſen. „Man findet ſie nicht mehr;

[1] Daß auch Goßner, wie Jänicke, warnend ſeinen Zuhörern von der Kanzel zugerufen habe: „ich ſage euch, laßt euch nur keine Schleier vormachen!“ iſt mehr als unwahrſcheinlich und wird auch von ſeinem Biographen nicht erwähnt. Schleiermacher hat nicht allein bei ſeiner Inſtallation aſſiſtirt, ſondern iſt ihm auch, als der ſeinem Ideale eines Predigers am nächſten komme, um den Hals gefallen.

Digitized by Google

viel Geſchrei, aber das iſt auch alles.“ Auf die Frage Friedrich Wilhelm's IV., ob er einen Wunſch habe, der ihm erfüllt werden könne, antwortete dieſer chriſtliche Diogenes: ja einen großen, daß mein König einſt die Krone des ewigen Lebens empfangen möge.[1] Sein geiſtesverwandter Amtsnachfolger, der „geſegnete Gebetsmann“ Guſtav Friedrich Ludwig Knak († 1878) bekannte als rechter Pietiſt: „Ich bin ein Gottloſer und will und kann nicht anders vor Gott gerecht werden als wie ein Zuchthäusler, wenn auch das innerliche Gift des Sündenausſatzes bei mir nicht ſo herausgebrochen iſt, als bei dem armen Sünder im Zuchthauſe.“ Er hielt es auch für eine Wirkung des Heiligen Geiſtes, wenn die Predigt einen von dem durch Meditation geſammelten Stoff abweichenden Lauf nahm. Aber bei ihm nimmt der Pietismus ſchon eine Wendung zum Buchſtaben hin. Er verlangte um Gottes willen vom Conſiſtorium eine beſtimmte Erklärung über die Verbindlichkeit des Ordinationsgelübdes, wollte mit niemand ſich zu irgendeiner kirchlichen Action vereinigen, der die ewige Gottheit des Herrn leugnet, weil geſchrieben ſteht, „einen ketzeriſchen Menſchen meide“, und erklärte, keine andere Weltanſchauung, als die der Heiligen Schrift zu kennen. Weil er demzufolge ſich offen dem Kopernikaniſchen Weltſyſtem entgegenſetzte, verfiel er als Sonnen-Knak und neuer Götze der Spottluſt der Zeitgenoſſen, und auch manche ſeiner Mitbrüder wandten ſich von ihm mit dem Seufzer: „Knak, du biſt dumm!“[2] Der Pietismus wurde in Berlin weiter gepflegt durch einige dahin berufene Hofprediger (Strauß, Hoffmann) und geiſtreiche Laien wie Henrik Steffens, der, aus dem abgekühlten Lavaſtrom der Romantik ins Lutherthum geflüchtet, doch die Einfalt des Chriſtenthums durch Einmiſchung der Phantaſie und Philoſophie zu verderben ſchien, und Karl Ritter, welcher auch einen Ton zu dem Gloria in excelsis beitragen wollte, in das alle Zweige der Wiſſenſchaft einſtimmen müſſen, wenn ſie ſich ihres eigentlichen Werthes,

[1] H. Dalton, „J. Goßner“ (2. Aufl., Berlin 1878).

[2] Wangemann, „G. Knak“ (2. Aufl., Baſel 1881). Dazu die „Zeugniſſe aus und von dem Leben des Paſtor Knak“.

Digitized by Google

den ihnen der Herr durch ſeine Gnade verliehen, bewußt werden ſollen.

Obwol die Deutſche Chriſtenthumsgeſellſchaft ihre Fühlfäden bis nach Königsberg ausgeſtreckt und correſpondirende Mitglieder gewonnen hatte, iſt doch die dortige, ſelbſtändige Bewegung an Johann Heinrich Schönherr geknüpft, einhergehend in langem orientaliſchen Gewand, mit wallendem Haupt- und Barthaar, 1826 vereinſamt, aber in der Hoffnung geſtorben, nicht ent-, ſondern überkleidet zu werden. Er iſt auf ſeine dualiſtiſche Theoſophie gekommen, als bei Betrachtung eines Grashalmes eine innere Stimme zu ihm ſprach: „Wie es wird, ſo iſt's geworden.“ Wie der Grashalm wird aus dem Waſſer durchs Licht, ſo iſt die Welt geworden durch zwei kosmogoniſche Potenzen (Elohim) oder kugelförmige Urweſen, Feuer und Waſſer, jenes weiß, die active männliche, dieſes ſchwarz, die paſſive weibliche Kraft. Die beiden bewegten ſich und ſuchten einander lange in dem unendlichen Raume, bis ſie zu ihrer höchſten Freude ſich fanden. Das Lichturweſen drang ganz in das zweite Urweſen, welches dem Volumen nach größer iſt, ein, ſodaß das Waſſer das Feuer ganz umgab. In dieſer Umſchloſſenheit bildete das Feuerurweſen in dem ſchwächern Waſſer (identiſch mit Maria, maria) das Univerſum. Dieſe ſchöpferiſche Thätigkeit ward vermittels der ſieben Lichtarme oder Ausſtrahlungen des Lichtweſens (die ſieben Erzengel um den Thron Gottes) vollzogen. Die ſechs Schöpfungstage ſind tauſendjährige Perioden, Abend und Morgen bezeichnen das Vor- und Rückſtrömen von Licht und Finſterniß, durch welches alle Bildungsproceſſe bedingt ſind. Das Hauptweſen unter allen am erſten Tage geſchaffenen war Lucifer. Aus dem Hauptſtrahl des Lichts entſtanden, erhielt er einen ſtrahlenden Glanz. Da aber das Licht zur weitern Verbreitung des Lebens ins Feine hinein erfordert ward, entzog das Lichturweſen dem Lucifer viel von ſeinem Licht. Dieſe Prüfung veranlaßte Lucifer's Fall und die Entſtehung des Böſen, d. h. die Trübung des Bewußtſeins im zweiten Urweſen. Als nämlich dem Lucifer gewiſſe Lichtkräfte entzogen werden ſollten, hielt er dieſelben zurück und widerſetzte ſich dem Wirken des Lichturweſens, um ſelbſt ein

Digitized by Google

Reich zu gründen. Zu dem Ende trübte er durch ungeſtümen Anſtrom ſeiner Kräfte das Bewußtſein des zweiten Urweſens, das nun ſein richtiges Verhältniß zum erſten verkannte. Es wollte ſelbſtändig wirken, während es paſſiv den Einwirkungen des Lichts folgen ſollte. Die auf die Zurückführung des zweiten Urweſens in das rechte Verhältniß gehende Wirkſamkeit des Lichturweſens das iſt die Erlöſung. Wie ſich in Lucifer die Ungerechtigkeit, d. i. das unrichtige Verhältniß der Urweſen gebildet hatte, ſo bildete ſich in Chriſto das Geſetz der Gerechtigkeit, d. i. das richtige Verhältniß der Urweſen, welches in der gehörigen Unterordnung des zweiten Urweſens unter das erſte beſteht. Kant folgerte, daß der Menſch, wenn er durch Urlicht und Urwaſſer entſtanden, auch durch den Einfluß des Lichts von Waſſer allein müſſe leben können, was Schönherr bejahte, ohne den Beweis praktiſch erbringen zu können. Er lebte in der Hoffnung, daß ſein Syſtem wie ein elektriſcher Funke in die Menſchheit einſchlagen und alles urplötzlich erleuchten werde. Seine Anhänger begrüßten es wie eine Botſchaft vom Himmel, als ein mysterium magnum, mit unauslöſchlicher Schrift bei Erſchaffung der Welt geſchrieben und in dem Weltbau für die Ewigkeit niedergelegt, Schönherr, wie Moſes ein Prophet, der Leſer und Leſelehrer dieſer Himmelsſchrift. Zwei der Prophetenſchüler, Johannes Ebel († 1861) und Heinrich Dieſtel († 1854), beide Prediger in Königsberg, welche in ihrer Freude über die Verſöhnung von Schrift und Vernunft eine theoſophiſche Gemeinde um ſich verſammelten, mit einem altpietiſtiſchen Spitznamen Mucker genannt, wurden nach einem langwierigen Proceß „wegen grober Verletzung ihrer Amtspflicht" entſetzt.[1]

In Wittenberg ſtand Vater Heubner († 1853), bei ſüd- und norddeutſchen Pietiſten (Barth, Kottwitz) in hohem Anſehen wegen ſeiner liebenswürdigen Einfalt, Demuth und überſtrömenden

[1] Ernſt Graf von Kanitz, „Hiſtoriſcher Auszug aus der Schrift: Aufklärung nach Actenquellen über den 1835—42 zu Königsberg geführten Religionsproceß" (neue Ausg., Baſel 1869). „Schönherr's Leben und Theoſophie" (Leipzig 1872).

Digitized by Google

Liebe. Er war noch Lehrer an der wittenberger Hochſchule geweſen und hatte um deren Erhaltung zu Gott gefleht. Als ſein Flehen unerhört blieb, kam es ihm vor, als habe Gott ſich von ihm gewendet. Nachgehends wurde er des 1817 errichteten Predigerſeminars Director und Superintendent. Sein Predigtamt war ihm ſo lieb, daß bei ſeinem Verluſt ihm wäre, als hätte ihn der Herr von ſeinem Angeſicht verſtoßen. Vom ältern Pietismus angezogen, den herrnhuter und berliner Erweckten befreundet, hat er bis an ſein Ende mit einigen andächtigen Seelen Bibelſtunden gehalten, und hinter den pietiſtiſchen Bewegungen in Pommern den lebendigen Chriſtus vermuthet. Er hat eine Höllenfahrt in das eigene Herz gefordert, und iſt in die engſte Gemeinſchaft mit dem Herrn, der ſich ihm auch zu erkennen gab und durch deſſen Gnade er noch für ſich auf ein Plätzchen im Himmel hoffte, getreten. Wenn er mit ſeinen Seminariſten mehr Andachtsübungen als gelehrte Studien trieb, Herder ein Großmaul nannte und Schleiermacher nur als Philoſophen gelten laſſen wollte, ſo iſt dieſes auf ſeinem Standpunkte verſtändlich.[1]

In Halle, der Heimſtätte des ältern Pietismus, thaten ſich zu engerm Bunde zuſammen der Kaufmann Stegmann, nachdem er zuvor die Maurerloge verlaſſen hatte; Tholuck († 1877), nachdem durch ſeines „Vater Abraham, des heiligen Patriarchen" (d. i. Kottwitz) Einfluß 1818 aus dem berliner Saulus ein Paulus geworden, im erſten Hochgefühle erlangter Wiedergeburt ein begeiſterter und bei ſeiner Rundreiſe 1823 von den Gläubigen aller Orte begeiſtert aufgenommener Repräſentant des pietiſtiſchen Standpunktes, doch ohne Trübſinn und Kopfhängerei, und, nach Gerlach's geiſtreichem Wort, voll von Ketzereien wie der Hund von Flöhen[2]; Guericke, „ein junger, ganz verfallener Mann, mit einem ſchiefſehenden Antlitz, deſſen Vorträge den Schatten zu dem Lichte Tholuck's bilden"; der unerwartet — nicht

---

[1] Tholuck in Herzog's „Real-Encyklopädie", 2. Aufl., VI, 86. A. Koch, „H. C. Heubner" (Wittenberg 1885).

[2] L. Witte, „Das Leben Friedr. Aug. Gottreu Tholuck's" (Bd. 1, Bielefeld und Leipzig 1884).

Digitized by Google

lange zuvor war ſeine in freiem Geiſt gehaltene „Geſchichte des jüdiſchen Staates“ erſchienen — und zum höchſten Staunen der halleſchen Cirkel gläubig gewordene Heinrich Leo († 1878), der nun die Miſſionsſtunden beſuchte[1]; endlich Ernſt Ludwig von Gerlach († 1877), der nachmalige Rundſchauer der „Kreuzzeitung“, damals Gerichtsdirector in Halle, „ein langer Mann mit gelbfahlem Geſicht, ungewiſſem Blick und großer ſprechender Naſe“. Der letztere, in Berlin durch Jänicke bekehrt, meinte ſeine Gotteskindſchaft documentiren zu ſollen durch Denunciation akademiſcher Lehrer, an welchen arme Studirende, die er ausſpeiſte, zu Verräthern wurden.[2] Aber dieſer moderne halleſche Pietismus darf ſich auch eines zweiten Auguſt Hermann Francke rühmen. Georg Ferdinand Müller, aus ſündhaftem Jugendleben als Student in Halle aufgeweckt, wurde in England in die Diſſenterbewegung hineingezogen, ſammelte für alles, was ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts der chriſtliche Geiſt dort Großes geſchaffen (Miſſion, Bibel- und Tractatenverbreitung), in großem Maßſtab und gründete in Briſtol ſeine großartigen Waiſenhäuſer. Ueber alle Geldnoth hilft ſein gläubiges Gebet zum lebendigen Gott, zu dem er ſelten eine Fehlbitte thut, hinaus. Er ſelbſt hat ſeit 1830, ohne darum Mangel zu leiden, die Annahme eines regelmäßigen Gehaltes als unſchriftmäßig abgelehnt.[3] Von Halle iſt auch Johann Gottlieb Uhle († 1835), Paſtor in Seeburg und Helbra, ausgegangen, welcher den chriſtlichen Verein zur Verbreitung von Erbauungsſchriften im nördlichen Deutſchland begründete und unter dem Spott der Welt, aber vielen zum Segen, mit erweckten Seelen Erbauungsſtunden hielt.[4]

---

[1] Wegele in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie“, XVIII, 288.

[2] Freimund Lichtfreund (G. F. Weidemann), „Bericht über die Umtriebe der Frömmler in Halle“ (Altenburg 1830). F. Weidemann, „Die Pietiſten in Halle in ihrer tiefſten Erniedrigung“ (Altenburg 1831).

[3] „Des Herrn Führungen im Lebensgange des G. F. Müller“ (2 Thle., Stuttgart 1844). G. von Polenz, „G. Müller“ (1865). W. Claus, „Leben und Wirken des G. Müller in Briſtol“ (3. Aufl., Baſel 1881).

[4] F. W. C. Kranichfeld, „J. G. Uhle“ (Leipzig 1849).

Digitized by Google

In Leipzig lag Friedrich Wilhelm Lindner († 1864), Profeſſor und Lehrer an der Bürgerſchule, in ſeinen Vorleſungen gegen die herrſchende rationaliſtiſche Theologie zu Felde, in den pietiſtiſchen Kreiſen als muthiger Bekenner und lebendiger Beobachter der Erſcheinungen und Zeichen der Zeit hochgeachtet, dagegen, wie er klagt, angefeindet von einer Partei, deren Haß er ſich durch ſeine Oppoſition gegen den Naturalismus, durch ſeine antifreimaureriſche Schrift „Mac Benac" (in welcher der Geheimnißkrämerei das kindlich große Geheimniß der Erlöſung durch Chriſtus entgegengeſetzt wird) und durch ſeine Forderung an die Schulen, den Glauben zu fördern, zugezogen habe. J. Ch. A. Heinroth († 1843), ebendaſelbſt Profeſſor der pſychiſchen Medicin, aus gänzlicher Gottverlaſſenheit durch Fichte's Wiſſenſchaftslehre, als unfreiwilligen Wegweiſer, zu Gott zurückgeführt, lebte im Element der Freiheit. „Laß, Himmel, mich das Glück erreichen, zu fühlen wie ein Freier lebt!" Wir ſollen mit unſerm Willen uns aufſchwingen in den Aether der Freiheit. Die Freiheit iſt der Schlüſſel zum Himmelreich. Chriſtus war, was wir werden möchten, ſelbſtändig und frei wie kein anderer vom Weibe Geborener. Seine Lehre, in ihrem tiefſten Weſen durch das Wort „Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht" gekennzeichnet, iſt Freiheitslehre, und der Heilige Geiſt ein Geiſt der Freiheit. Ein Chriſt heißt nichts anderes als ein Freier ſein. Aber ſelbſtändig und frei ſind wir nur mit Gott, indem wir das göttliche Weſen, welches Selbſtändigkeit und Freiheit iſt, uns zu eigen machen, unſerer Selbſtändigkeit als Gottſtändigkeit inne werden. Ohne Gott iſt unſere Freiheit die des gefallenen Geiſtes, ohne Gott können wir dem Höllengeiſt der Paſſivität, der uns mit Harpyenklauen hält, nicht widerſtehen. Chriſtus als der rein Freie, als reines Ich war ganz Gott, ganz Eins mit dem Vater, und konnte als ſolches ſagen: ich habe die Welt (als Macht) überwunden. Weil er in dieſer Weiſe Chriſtum zu verkündigen als ſeinen Beruf fühlte, Frau von Krüdener auf Grund perſönlicher Bekanntſchaft für eine ſehr erleuchtete und geiſtreiche Frau erklärte, an Knapp's „Chriſtoterpe" (S. 205) mitarbeitete, zeitweilig im Glaubenseifer die Ver-

Digitized by Google

nunft anfeindete, ſeine Geringachtung der Philoſophie als Menſchenwerk offen einbekannte, iſt er in den Geruch des Myſticismus gekommen. Aber er hat ſich nicht blos von der Philoſophie, ſondern auch von der orthodoxen Dogmatik losgeſagt. Erbſünde, verfinſterte Vernunft, Untauglichkeit zu allem Guten, Verdammung des Menſchengeſchlechts, Erlöſung durch Hinwegnahme des Fluches, leidentliches Sichhingeben an die Gnade; Wiedergeburt durch fremde Macht waren ihm unverſtändliche Dinge; Myſticismus und Pietismus, weil ſie in dieſen Knechtſchaftstheorien ſich bewegen, den Hebel nicht in, ſondern außer ſich ſuchen, ſo vordringend ſie auch als die wahre Religion ſich geltend zu machen ſuchen, krankhafte Auswüchſe des menſchlichen Weſens.[1]

In Weimar ward der Legationsrath Johannes Falk (†1826) für einen Myſtiker gehalten, weil er, nachdem er den Lotterbuben, den Satiriker, ausgezogen, zu Frau von Krüdener nach Leipzig gewallfahrtet und der verlaſſenen Jugend ein Freund in der Noth geworden war, entſchloſſen, treu ſeinem Herrn und Meiſter zu dienen, mit einem Fuß, mit keinem Fuß, mit einem Auge, mit keinem Auge. Als einer der rüſtigſten Vorkämpfer des wiedererwachenden Glaubens that ſich Friedrich Auguſt Koethe († 1850), Profeſſor und Prediger in Jena, dann Superintendent in Allſtedt, in ſeiner „Zeitſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit“ (1817 und 1818) hervor, von W. von Kügelgen als ein liebenswürdiger Gelehrter beſchrieben, beſcheiden, ſanft und klug, als Gottesgelehrter von Gott gelehrt, als natürlich edler Charakter von Gott geadelt. Sein Freund Schubert (S. 224) ſagt von ſich und ihm: „Unſere Lebensläufe trafen wie zwei Uhren von gleichmäßigem Gange, bei dem einen wie bei dem andern immer in der gleichen Tages- und Nachtſtunde der innern Entwickelung, zuſammen“. Gegenüber dem Heidenthum des Rationalismus, welcher wol Chriſtum bekennt, der in allem als Menſch erfunden ward, gleich wie wir, aber nicht den, der auch geſagt hat: „Ich und der Vater ſind Eins“, kannte er kein dringenderes

[1] Heinroth, „Lebensſtudien oder mein Teſtament für Mit- und Nachwelt. Mit Vorrede von G. Hermann“ (2. Aufl., Leipzig 1848).

Digitized by Google

Bedürfniß, als wieder zu erwecken im Volk und ſeinen Führern den alten heiligen Glauben an den Gekreuzigten und Wiedererſtandenen, der Jahrhunderte hindurch die Gläubigen über den Wechſel des Irdiſchen und alle Trübſale der Zeiten erhoben, ſie in ſteter Richtung auf das Ewige erhalten und einem heiligen Leben geweiht hat. Nennt man die Frömmigkeit, die durch andachtsvolles Verſenken in die Tiefen des religiöſen Lebens zur engern Gemeinſchaft mit Gott zu gelangen, Myſtik, ſo will er ihr huldigen ohne Hehl. Der Anklang, den ſeine Bemühungen um den guten, alten, echten Geiſt chriſtlicher Theologie fanden, zeigte ihm, daß noch, durch das ganze Vaterland verbreitet, eine im Geiſt eng verbundene Gemeinde beſteht, die dem ewigen Wort der Wahrheit mehr vertraut, als der eigenen Weisheit. Nachmals (1837) hat er ſich in ſeinen „Sieben Sendſchreiben an die Lutheriſchgeſinnten in den preußiſchen Provinzen" zu Gunſten der Union gegen ein ſtarres Lutherthum und ſeine geiſtlichen Decretalien erklärt.

Von Friedrich Adolf Krummacher († 1845), dem Generalſuperintendenten in Bernburg, ſpäterm Pastor primarius zu St.-Ansgar in Bremen, ging die Rede, er habe ſich einer trüben ſchroffen Myſtik ergeben, die in ihrer ſchneidenden Einſeitigkeit ſo weit gegangen ſei, daß er es bereut, ſeine Parabeln, als nicht chriſtlich genug, geſchrieben zu haben. Das war Uebertreibung. Was ihn nach damaligem Begriff zum Myſtiker ſtempelte, war ſein entſchiedener Widerwille gegen den groben Rationalismus, beſonders der „Halleſchen Literaturzeitung". Da war ihm der Katholicismus noch lieber, als das hohle Antichriſtenthum der Vernünftler und Moralprädikanten. Nicht weniger ungünſtig dachte er von Fries und ſeiner bis zum Ekel getriebenen Mengelei von Bibel und Philoſophie. „Die Frieſiſche Philoſophie iſt eine ſolche, wovon Kol. 2, 8 redet, und ſolche Philoſophen Wolken ohne Waſſer, von dem Winde umhergetrieben." Angeſichts des unbeſchreiblich vielen Elendes auf der Erde war er der Meinung geworden, daß Gott und der Teufel, wie Tag und Nacht, ſich in dieſelbe getheilt haben, d. h. mit Zuſtimmung des größten Theiles der Menſchen, die ſich dem

letztern ergeben. „Das iſt im Ernſt meine Idee, und ich finde keine Haltung und Conſequenz im Neuen Teſtament ohne dieſelbe.“ Einen übergroßen Glaubensmuth und Feſtigkeit hat er gleichwol nicht beſeſſen. „Wenn wir Glauben hätten, ja bei Gott, dann kämen auch jetzt noch die Raben zu uns wie zu Elias.“ Auch hatte er mehr Luſt, in weltlichen Dingen etwas zu wirken als in geiſtlichen, weil ſich in letztern eigentlich doch nichts wirken laſſe. „Denn welche der Geiſt treibt, die treibt er. Jakob hab' ich erwählt, und Eſau hab' ich verſchmäht. Darum ritte ich lieber an der Spitze einer Escadron Huſaren, als einer Synode.“[1]

Das „in der Stille längſt arbeitſame“ Frankfurt hatte in ſeinem berühmten Schöff Johann Friedrich von Meyer († 1849) einen edlen Myſtiker und claſſiſch gebildeten Stilling-Freund. Aus dem Nachtſtücke der Zeit iſt ihm das Kreuz als leuchtender Stern aufgegangen, vor welchem die Neologie mit ihrer Entwunderung verſank. Er hat nun ſeine menſchlichen Kenntniſſe dem Heiligthum der Bibel gewidmet (ſeine berichtigte Bibelüberſetzung erſchien 1819 in erſter, 1855 in dritter Auflage), und der Glaube iſt ihm der Pförtner in das Gebiet der höhern Wahrheit geworden, deſſen Schlußſtein Gott, deſſen Dienerinnen die Wiſſenſchaften ſind. Die chriſtliche Lehre als den öffentlich gewordenen Haupttheil der Geheimlehre der Juden nehmend, hat er eine theoſophiſche Kosmogonie ausgebildet. Indem das göttliche Wort oder die göttliche Urform der Weſen ſich offenbarte durch den wirkenden Geiſt, entſtand eine uns unbegreifliche Welt unſichtbarer Ideen und Kräfte, die Mutter alles deſſen, was in ferner Abſtufung bis in dieſe Sichtbarkeit geworden iſt. Die Fixſterne in ihrer mehr als ſolariſchen Reinheit nehmen gegen uns zu den unterſten Rang und Boden des ewigen kosmiſchen Raumes ein. Als erſtgeſchaffene Sterne ſahen ſie mit ihren Bewohnern dem Bau der Welt, ihrem Aufſteigen aus dem Chaos zu. Von ihnen an erſtreckt ſich das Licht der erſten Welt, ungefaßt in ſichtbare Sterngefäße, aufwärts ins Unendliche, d. h.

[1] A. W. Möller, „F. A. Krummacher und ſeine Freunde“ (2 Bde., Bremen 1849).

Digitized by Google

dahin, wo der unberechenbare Raum in die Gegenwart Gottes auf eine unvorſtellbare Weiſe übergeht. Ein Spuken der Dämonen und ein Wiedererſcheinen abgeſchiedener Menſchengeiſter, ſolange ſie im Hades, dem freudeleeren Todtenbehälter, ſich befinden, ſei es als abſchreckendes Geſpenſt oder als freundlicher Schatten, hat er nicht für unmöglich gehalten.[1] „Schauerliche Ahndung iſt dem Menſchen von Natur eingepflanzt, und unter hundert Menſchen gibt es ſchwerlich zwei oder drei, die nie eine Anwandlung von Geiſterfurcht hatten.“ Seine Ueberzeugung, daß jedes Dogma nur eine Seite des Geheimniſſes ſei, und daß man nur durch Zuſammenfaſſen der ſich entgegenſtehenden Interpretationen der Wahrheit näher komme, mußte ihn ein Wiederzuſammenwachſen der getrennten Schweſterkirchen hoffen laſſen.[2] Wie Meyer, welcher den Magnetismus für einen Pſychopompos in die unſichtbare Welt hielt, ſo hat auch der mit ihm in anregendem Verkehr geſtandene frankfurter Arzt Johann Karl Paſſavant († 1857), Freund von Schubert und Juſtinus Kerner, auf dieſe wundervolle Erſcheinung gemerkt, ſich an den Myſtikern des Mittelalters erfreut und ſeinen ärztlichen Beruf wie einen Gottesdienſt betrieben. Wiewol Proteſtant, doch Sailer's geiſtlicher Sohn und Carolus porrò-meus, dachte er an die Verſöhnung von Katholicismus und Proteſtantismus, und zuletzt von Philoſophie und Offenbarung, indem er, ein Scholaſtiker im höhern Stil, in jedem Dogma nicht blos eine Gabe, ſondern die Aufgabe erblickte, es begreiflich und denkbar zu machen.[3]

---

[1] Ueberzeugter ſpricht Jung-Stilling ſich aus: „Daß zu zeiten verſtorbene Menſchen wieder erſchienen ſind, kann kein Vernünftiger leugnen. Wo ſind nun ſolche Seelen? — im Himmel gewiß nicht, und ebenſo wenig in der Hölle, folglich im Hades. Gegen dieſen Schluß läßt ſich nichts einwenden“ (ausgenommen die Richtigkeit des Oberſatzes).

[2] Siehe die „Biographiſche Einleitung“ zu J. F. von Meyer's „Blätter für höhere Wahrheit“ (2 Bde., Stuttgart 1853). Steitz, in Herzog's „Real-Encyklopädie“, IX, 507. J. Hamberger in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie“, XXI, 597.

[3] J. Hamberger, „J. K. Paſſavant“ (München 1857). „Gedenkblätter an J. K. Paſſavant“ (Frankfurt 1860). „J. K. Paſſavant“ (Frankfurt 1867).

Von den würtemberger Pietiſten wurde das Wupperthal wie ein Stahlbad geprieſen, wohin die Flauen und Geiſtesmatten, ihre abgeſpannten Nerven anzufriſchen, reiſen ſollten. In dieſes Thal hatte der Strom der deutſchen Aufklärung ſich nicht ergoſſen. Lutheriſche und reformirte Geiſtliche hatten ihm Widerſtand geleiſtet und in der geiſtigen Eigenart der Bewohner — erklärt entweder aus deren ſitzender Lebensart, die zu trübem Brüten veranlaſſe, oder aus dem von ihnen betriebenen, auch von geiſtigen Folgen begleiteten Bleichen der Leinwand — die beſte Unterſtützung gefunden. „Es gefiel dem Herrn, unſer Wupperthal zu einer fröhlich grünenden Oaſe zu machen, indeß ſo manches andere Land vom tödtenden Hauche unfruchtbarer Menſchenweisheit zur öden Wüſte wurde." Hier unter dieſem zum Dogmatiſiren geneigten Volk war der Paſtor von jeher eine ſehr wichtige Perſon, hier waren die Hochmann, Rock, Dippel wie zu Hauſe geweſen, hier gab es ganze Bibliotheken myſtiſcher Schriften, hier hatte es ſchon im vorigen Jahrhundert eine großartige Erweckung durch den lutheriſchen Prediger Gelshorn († 1776) in Elberfeld gegeben. Hierher hatte Hilmar Ernſt Rauſchenbuſch († 1815), ſeit 1790 Paſtor an der lutheriſchen Gemeinde in Elberfeld, den Pietismus verpflanzt, deſſen Bekanntſchaft er als halleſcher Student durch ſogenannte Waiſenhäuſer (mit dem Waiſenhaus in Verbindung ſtehende Studenten) gemacht hatte. Aber ſeine Kraft ſollte ihm erſt offenbar werden durch den Landprediger in Gohfeld, Friedrich Auguſt Weihe († 1771), der zu Halle in Joachim Lange's Haus gewohnt und alſo den Pietismus noch aus erſter Quelle geſchöpft hatte. Seitdem in dieſem Mann der Engel eines neuen Lebens ihm erſchienen war, drang in ſein Inneres die völlige ſelige Gewißheit, daß er Gnade bei Gott gefunden.[1] An ſeine Seite ward 1814 Gerhard Friedrich Abraham Strauß († 1863), der allezeit rhythmiſch geſtimmte Paſtor von Ronsdorf, gerufen. Von Mutter-

[1] W. Leipoldt, „H. E. Rauſchenbuſch" (Barmen 1840). A. S. Jaspis, „Mittheilungen aus dem Tagebuche von H. E. Rauſchenbuſch" (Elberfeld und Iſerlohn 1852).

Digitized by Google

leibe an vom Herrn zu ſeinem Knechte bereitet, als Knabe keine ſüßere Hoffnung kennend, als die erſte Predigt und dann ein ſeliger Tod, von den Myſtikern, beſonders Terſteegen und Louvigny, befruchtet, durch Gottfried Arnold's Gebete und Novalis' Schriften bewegt, fiel ſeine gnadenreiche Heimſuchung auf den 9. Juli 1806, an welchem Tage ſich ihm der Gottmenſch in Chriſto als gerechtfertigt herausſtellte. „Ich weinte, ſchluchzte, jauchzte, fiel auf meine Knie, dankte dem Herrn, und wußte nicht, wie ich mein Glück ausdrücken ſollte." Er hat mit ſeinen „Glockentönen", einem Buch voll Begeiſterung für das ſchönſte der Aemter und die ſeligſte unter allen Lebensweiſen, den neuerwachenden Kirchenfrühling eingeläutet, und den für ihn und andere zum Gnadenmittel gewordenen Verein in der Farbmühle zwiſchen Elberfeld und Gemarke begründen helfen. Seit 1822 Hof- und Domprediger, auch Profeſſor der praktiſchen Theologie in Berlin, hat er, mit neuen Zungen redend, weſentlich mit zu der dortigen Erweckung und zur chriſtlichen Richtung Friedrich Wilhelm's IV. beigetragen, aber auch Männern wie Bunſen ſein Herz nicht verſchloſſen. Er wußte ſich frei zu erhalten von der abſtoßenden Einſeitigkeit wie des Pietismus ſo der Orthodoxie, und ſeine Negation des Rationalismus war keine allzu harte. Er hatte ſchon frühzeitig aus ſeines auf pietiſtiſchem Boden ſtehenden Vaters[1] behaglicher Erzählung, daß Semler ihn von der Orthodoxie losgemacht, geſchloſſen, daß dem rationaliſtiſchen Zuge des 18. Jahrhunderts doch auch ein tieferes Bedürfniß zum Grunde lag. „Der menſchliche Geiſt, der ſich vor ſeinem ewigen Herrn beugen ſoll bis zur gänzlichen Unterwürfigkeit, mag ſich in den heiligſten Angelegenheiten von bloßer menſchlicher Macht nicht knechten laſſen." Dem in den höchſten Kreiſen ſich bewegenden Hofprediger gereicht es zur Ehre, daß er keine höhere Ehre für ein Kind Gottes kannte, als dem Herrn das Kreuz nachtragen.[2]

---

[1] Vgl. über ihn E. Frommel, „Joh. Abraham Strauß" (Stuttgart 1879).

[2] F. Strauß, „Abend-Glockentöne. Erinnerungen eines alten Geiſtlichen aus ſeinem Leben" (Berlin 1868).

Digitized by Google

Immanuel Friedrich Sander war, nachdem er die erſte Anregung der lebendigen Wahrheit in den Kirchenvätern, die er zu hiſtoriſchen Zwecken las, gefunden, durch Lindner's Vorleſungen, die ſein rationales Gebäude nach und nach umwarfen, und durch die Betſtunden der Frau von Krüdener, in deren Bekehrung er die Wundermacht der göttlichen Gnade anſtaunte, das Licht aufgegangen. „In meinem 20. Lebensjahre geſchah es, daß der Herr ſeinen Bund mit mir aufrichtete und mir zu ſeiner ſeligen Gemeinſchaft half.“ Nun überkam ihn ein Feuereifer, daß, wenn er in der Univerſitätskirche zu Leipzig oder als Gehilfe des Paſtors von Gohlis predigte, es war, als tobe eine Windsbraut um das Bauwerk des Rationalismus herum und drohe nicht allein Schindeln und Dachgeſchoß abzudecken, ſondern auch die Mauern und Wände niederzulegen. Die reſpectablen leipziger Bürger waren über den jungen Zeloten entrüſtet, aber de Valenti, Tholuck, Uhle traten mit ihm in Correſpondenz, und chriſtlich geſinnte Kaufleute aus dem Wupperthal, die auf der leipziger Meſſe von den alarmirenden Predigten gehört, vermittelten ſeine Anſtellung als Prediger zu Wichlinghauſen bei Barmen (1822), von wo er als dritter Paſtor nach Elberfeld berufen wurde. Hier hat er den Halbrationalismus der Collenbuſchianer bekämpft und mit beſonderer Härte — denn der Herr hatte ſeinen Mund gemacht wie ein ſcharfes Schwert — E. Hülsmann's, Paſtors in Dahl, „Predigerbibel oder exegetiſches Handbuch für praktiſche Theologen“ (1835). Dieſe Bibelerklärung, einen Mittelweg zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus ſuchend, führte mit ſich ein „zerbröckeltes Gerölle rationaliſtiſcher Anſichten, das ſich mit beſſern Elementen conglomerirte“. Sie mochte es weder mit den Freunden noch mit den Gegnern des Wunderglaubens verderben. Von ſolch feiger Toleranz wollte Sander nichts wiſſen. Sein „theologiſches Gutachten“ (1836) erhebt ſich zu dem Bekenntniß: „Chriſtus ſitzt zur Rechten Gottes, d. i. er iſt Mitregent auf ſeines Vaters Thron und zwar nicht bloß im Reich der Gnade und Herrlichkeit, ſondern auch im Reich der Natur, ſodaß er alſo Sonnenſchein und Regen, geſunde Luft und fruchtbare Zeiten gibt, und die Begebenheiten der Welt im einzelnen wie im ganzen

Digitized by Google

perſönlich und mit gewaltigem Arme regiert." Da Hülsmann gerade zu der Zeit zum Pfarrer der lutheriſchen Gemeinde in Schwelm gewählt wurde, ließ Sander ſein „Gutachten" in zweiter Auflage erſcheinen, vermehrt mit einem Schlußwort. Darin wird von Hülsmann's Rechtlichkeit gefordert, daß er, der alle Grund- und Hauptſätze der evangeliſchen Kirche verwerfe, freiwillig von ſeinem Amte ausſcheide, und die Repräſentanten der ſchwelmer Gemeinde, ſeine Wähler, werden für Abgefallene, ja für Empörer gegen die ſanctionirten Ordnungen des Staats und der Kirche erklärt. Sander wurde von dem Tribunal correctionnel in Elberfeld wegen Verleumdung verurtheilt und das Urtheil in zweiter Inſtanz beſtätigt, Hülsmann, nachdem er auf höhere Veranlaſſung vor Nitzſch ein zufriedenſtellendes Colloquium, bei welchem er ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion ihrer Subſtanz nach bekannte, beſtanden, in ſein neues Pfarramt eingeführt. Dennoch kam für Sander, der doch von ſich ſagen durfte, daß er die Schmach des Lutherthums getragen, eine Zeit, wo er auf der Wagſchale des Confeſſionalismus zu leicht befunden wurde. Den homo unius libri, d. i. der Heiligen Schrift, behandelten die Kirchenmänner par excellence, welche die Cocarde der Bekenntnißtreue hoch am Hute trugen, nicht mehr als Ebenbürtigen. Da entringt ſich dem Munde des einſt als Fanatiker Verſchrienen die unerwartete Aeußerung, daß er ſich zu einem ehrlichen Rationaliſten aus der Kantiſchen Schule weit ſtärker hingezogen fühle als zu den orthodoxen Rabuliſten ohne Geiſt und ohne Leben. Er ſtarb als Amtsnachfolger Heubner's (S. 234) in Wittenberg 1859.[1]

Bedeutender noch wurde das Wupperthal für die reformirte Kirche Deutſchlands. Es war zum Beginn unſers Jahrhunderts ihr Vorort, und ſie erhielt dort einen ſo confeſſionellen Anſtrich, daß reformirte Confirmanden das Verſprechen gaben, dereinſt eheliche Verbindung mit Lutheranern zu meiden. Die Säule der reformirten Gemeinde in Elberfeld war Wilhelmine

[1] F. W. Krummacher, „J. F. Sander, eine Prophetengeſtalt aus der Gegenwart" (Elberfeld 1860).

Digitized by Google

von der Heydt († 1854), die geiſtesverwandte Freundin der Anna Schlatter und ihrer Kinder. Sie war durch mancherlei Umſtände, durch den Umgang mit der Familie Jacobi in Pempelfort, durch den Tod ihres einzigen Bruders, durch eine Art Tugendbund und durch den Aufenthalt im Kloſter zu Naviſen, woſelbſt ſie eine Freundin beſuchte, der Erweckung zugeführt worden. Bei ihrem Aufenthalt in Berlin 1823 ſandte Kottwitz alle Erweckten ihr zu, und die kräftigen Herzensergießungen dieſer Mutter in Israel fanden bei ihnen lauten Widerhall. Sie hat auch Calvin's „Institutio“ überſetzt, bewundernd die Allmacht der Gnade. Ihr in Terſteegen, Bernières-Louvigny und Calvin verbundener Herzensfreund war der ſelbſt dem Leibe nach calviniſch zugeſchnittene Gottfried Daniel Krummacher († 1837). An ſeinem Jugendglauben hatten die Zweifel der Neologie gerüttelt. „Doch fühlte er ſich in dem Syſtem der Lüge niemals wohl, ſondern zappelte darin als in einem Netz.“ Die neue Richtung bildete ſich bei ihm während der Gymnaſialzeit aus zu Duisburg im Hauſe des Rectors Haſenkamp und in Meurs. Hier hörte er von Pietiſten oder Feinen reden, deren wunderliche Meinungen ein Buch enthalte, das ſie den Myſeras nennen. „Myſeras' Empfindungen und Erfahrungen eines Frommen auf dem Wege zur Ewigkeit“ lehrte ihn die Pietiſten hochſchätzen. Er las weiter Bunyan, Bogatzky, beſonders Walter Marſhall's (gegen Ende des 17. Jahrhunderts Profeſſor in Oxford) „Evangeliſches Geheimniß der Heiligung“ (Glogau 1777). Letzteres Büchlein hat er geküßt und ausgerufen: „Was biſt du mir durch des Herrn Gnade geweſen, was iſt mir durch dich geworden! ob du wol überhaupt deinesgleichen haſt unter allen Büchern?“ Nun ging ihm das Licht des höhern Lebens auf, gerade indem er ſich todt fühlte in Sünden und gänzlich vor Gott verwerflich. Als Prediger in Baerl bei Meurs fuhr er darein wie einſt Calvin, mit dem Stab in der Hand die Zecher aus den Schenken treibend, „und wer ihn nur erblickte, der erſchrak und fürchtete ſich vor ſeiner Erſcheinung“. Als Paſtor in Wülfrath war er einflußlos, er predigte vor leeren Bänken. Seit 1816 Prediger in Elberfeld, wurde er der Vater oder Wiedererwecker eines

Digitized by Google

Gneſiocalvinismus im Wupperthal, wie ihn einſt Gomarus vertreten. Ueber ſeine religiöſen Anſichten wollte ſein älterer Bruder Adolf (S. 239) nicht urtheilen, aber ſeine dogmatiſche Sicherheit wünſchte er ſich. Da er in ſeinen Predigten dem Menſchen alle Ehre und Ruhm nahm, um ſie dem Herrn allein zu geben — „was etwas iſt, macht Gott zunichte, damit er in Allen Alles ſei" — ſo beriefen ſich auf ihn allerlei Leute, namentlich die (von einer bei Elberfeld gelegenen Bauernſchaft) ſogenannten Wüſtenhöfer, welche aus dem Prädeſtinationsdogma antinomiſtiſche Conſequenzen zogen, behauptend, daß ein Erwählter nicht mehr ſündigen, oder doch daß die Sünde, und wäre ſie noch ſo groß, einem ſolchen nicht mehr ſchaden und der Gnade verluſtig machen könne, und recht abſichtlich Aergerniß gaben (z. B. durch Tabackrauchen während des Gottesdienſtes). Das war das Wüthen des Teufels wider den geſalbten Mann Gottes Krummacher, welcher, auf daß die Gnadenwahl nicht auf Muthwillen gezogen werde, nur um ſo ſtärker auf die Bewährung des Glaubens im Leben hinwies.[1] Neben ihm galt als eine Säule der Prädeſtinatianer im Gegenſatz zu den Collenbuſchianern ſein Neffe und Amtsgenoſſe Friedrich Wilhelm Krummacher. Seine Jugend fiel in die Zeit „des kahlen, dürren Rationalismus, der damals noch faſt von allen Kanzeln herab den ſpärlich verſammelten und zum geiſtlichen Hungertode verdammten Gemeinden ſeinen ideenarmen moraliſchen Häckerling zuwarf". Sein Weg führte zunächſt von Wegſcheider ab zu de Wette. „Hatte Wegſcheider uns, den nach Poſitivem Dürſtenden, an der heiligen Geſchichte nur eine leere Trümmerſtätte zurückgelaſſen, ſo ſtellte uns de Wette zunächſt in ſeinem, eine jugendliche Begeiſterung athmenden Büchlein über «Religion und Theologie» den unſern Wünſchen entſprechenden theologiſchen Neubau in Ausſicht, indem er uns zu einer äſthetiſch-ſymboliſchen Auffaſſung des Schriftgehalts anleitete, unter welcher ſich das Unbegreiflichſte der Bibel

[1] „G. Daniel Krummacher's Leben. Herausgegeben von Emil Wilh. Krummacher" (Elberfeld 1838).

zu einer Hülle großer und ewiger Ideen verkläre. In der That glaubten wir nun, das uns Entriſſene in veredelter Geſtalt wiedergewonnen zu haben, und entdeckten erſt ſpäter die Phantasmagorie, mit der wir hingezogen worden waren. Die bibliſchen Hiſtorien blieben ja auch bei dieſer ſymboliſirenden Auffaſſungsweiſe Legenden und Mythen.“ Nachdem er noch weiter von Herder, Schleiermacher, Kleuker und Luther's Schriften ſich befruchten laſſen, erfolgte ſeine Bekehrung, da er als Hilfsgeiſtlicher in Frankfurt a. M. ſtand. Er hat ſie auf der Kanzel alſo erzählt: „O Irrſal meines frühern Lebens! Klugheit — Blindheit! Armſeliges Schattendaſein! O wie kann man inmitten der Chriſtenheit ein Heide ſein! — Doch was begab ſich? Ein Griff aus den Wolken, ein Hauch, ein Hephata von oben reichte hin, um die größte, folgereichſte Kataſtrophe, die ein Menſch erleben mag, auch in meinem Daſein hervorzurufen. Ich ward ein Anderer.“ Und nun wurde in ſeinen frankfurter Predigten der den Aufgang eines neuen Lebensmorgens verkündende Hahnenſchrei vernommen. In Ruhrort, wo er hierauf Pfarrer wurde, fand er einige Väter in Chriſto, die ihm Mentordienſte leiſteten. Als Pfarrer in Gemarke, einem Marktflecken im Amte Barmen, und dann in Elberfeld entfaltete er ſeine von Freund und Feind angeſtaunte Predigtweiſe. W. Hofacker ſchreibt 1829: „Wie Fritz Krummacher predigt, ſo habe ich noch niemand predigen hören; und er ſchmiegte ſich immer an den Text an.“ Und Denner: „Auf der Kanzel trieb Fritz Krummacher es manchmal bis aufs Aeußerſte, beſonders in den Predigten über Röm. 9. Seine Predigten ſind, was die Kunſt und Kraft des Vortrags und die geiſtreiche Darſtellung betrifft, unnachahmlich.“ Goethe nannte ſie narkotiſch. Andere fanden in ihnen Uebertreibungen, namentlich in Beziehung auf die Prädeſtinationslehre, falſche Brillanten, zuviel des Pikanten und des ausländiſchen Gewürzes, oder verglichen ſie mit einem durcheinander ziſchenden und ſprühenden Feuerwerk. Er ſelbſt meinte im Gegenſatz zu dem vagen Chriſtenthum, zur Verflüchtigungstheorie der Neuern den bibliſchen Realismus (das Bibliſch-Maſſive) vertreten zu müſſen. „Wer den uns nimmt, der nimmt unſerm Herzen alles. Denn Sachen,

Digitized by Google

Sachen will es haben, das menſchliche Herz; je handgreiflicher und ſubſtantieller, deſto beſſer. Ein menſchgewordener Gott, erreichbar meinen Begriffen wie meiner Liebe; ein räumlicher Himmel; eine Wiedervereinigung meiner Seele mit ihrem alten irdiſchen Gefährten, dem Leibe. Was ſoll mir Hungerndem ein gemalter Apfel, der nur das Auge ergötzt? Eſſen, eſſen will ich, daß ich nicht ſterbe.“ Wenn er nun auf der Kanzel verkündete, und mit einer Selbſtgewißheit, die ihn in einer Abſchiedspredigt ſagen ließ: „die ihr auf meine Rede bautet, bautet auf einen ewigen, unwandelbaren Fels“, verkündete, daß alles im Reiche Jeſu wider die Vernunft und den natürlichen Begriff verlaufe, oder wenn er „den bei der Brandkaſſe des großen Prieſters Aſſecurirten“ verſicherte: „je größer der Sünder, deſto lieber ſei er dem Erlöſer; Jeſus vergebe lieber tauſend Sünden als eine, und könne durchaus die Klage Kain’s nicht leiden: meine Sünden ſind größer, als daß ſie mir vergeben werden könnten“; oder ausführte: „durch den Tod, den Gott erlitt“ — denn „auf Golgatha wurde der Uranfängliche, der Vater der Ewigkeit, der wahrhaftige Gott, durch den die Welt erſchaffen war, Jehovah, an einen Kreuzesblock geheftet“ — „iſt den Sündern ſeine Gnade zutheil geworden, aber nicht den reuigen, ſondern den bloßen Sündern; denn dieſe erhalten ihre Verzeihung ohne daß ſie je daran dachten, Gott darum zu bitten; je größer die Unwürdigkeit, deſto vollkommener iſt die Bedingung, welche die Gnade verlangt“ — da bekreuzigten ſich die Rationaliſten vor ſolchen Zeichen hereinbrechender Finſterniß. Krummacher begnügte ſich aber nicht damit, ſeinen eigenen Standpunkt draſtiſch zu kennzeichnen, es kam bei ihm auch zu Angriffen und Ausfällen auf die falſche Theologie der Rationaliſten, der hölzernen Schriftgelehrten mit der Seele ohne Flügel und Reſonanzboden. So heißt es in einer Predigt aus dem Jahre 1828: „Und das Volk iſt bei der Hand; denn nun merken ſie den abſcheulichen Betrug, den dieſe Verderber geſpielt haben; ſie fallen darüber her und helfen dem Manne Gottes, ſie zu würgen, und das mit Recht, doch alles zur Ehre Gottes.“ In gleichem Sinne waren ſeine provocirenden Gaſtpredigten (am 12. und

Digitized by Google

19. Juli 1840, bei Gelegenheit eines Beſuches ſeiner Eltern, in der Ansgariikirche zu Bremen) gehalten. Zu Ehren des ihm über alles theuern Evangeliums hatte er dort von der Kanzel gerufen: „Dieſe Lehre, Rationalismus genannt, fällt unter das Anathema unſers Apoſtels. Verflucht ſind die Predigten, die mit dieſer Lehre das Volk vergiften! Verflucht die Schriften, in denen dieſe Lehre verkündigt wird! Verflucht die Kapellen, die über dem Fundament dieſer Lehren gegründet ſtehen. Paulus ſchleudert dieſe Blitze der Vermaledeiung. Die verſchrienen Pietiſten und Obſcuranten ſind die einzig Erleuchteten, die alleinigen Gotteskinder und Erben des ewigen Lebens.“ Der den theologiſchen Standpunkt Bretſchneider's und Ammon's theilende Paſtor zu St.-Ansgarii, K. F. W. Paniel, trat ihm auf derſelben Kanzel mit den Worten entgegen: „Seht, wie ſie kommen von nah und fern und des Menſchen höchſte Kraft, Vernunft und Wiſſenſchaft, mit ſchnöder Zunge verhöhnen! Gleicht jenes geifernde Geſchrei dieſer Kinder des Wahns nicht dem Geſchrei wilder Nachtvögel?“ Weder Paulus noch Chriſtus haben Irrlehrer verflucht. Nur aus der Gemeinde ſollten ſolche verſtoßen werden, welche mit der Anbetung des wahren Gottes die armſeligen Fabeln der heidniſchen Lehre verbinden wollten. Als darauf Krummacher ſpeciell den Paſtor Paniel unter das Anathema Pauli fallen ließ und ihm die Berechtigung zum Botſchafteramt in der Kirche Chriſti abſprach, ſo war damit der bremer Verfluchungsſtreit in aller Form eröffnet. Krummacher, den „ſcheinheiligen Rationalismus vor den Richterſtuhl der heiligen Schrift“ (1841) ziehend, fand, daß dieſer hypokritiſche Rationalismus mit ungleich größerm Fuge, als irgendein anderer, für den gefährlichſten Feind der proteſtantiſchen Kirche erachtet werden müſſe. Paniel erklärte dagegen in ſeiner „Unverhohlenen Beurtheilung“ (1840) ſowie in der Schrift über „Die verſchiedenen theologiſchen Richtungen in der proteſtantiſchen Kirche unſerer Zeit“ (1841) den modernen myſtiſchen, bei Krummacher in Fanatismus ausgearteten Pietismus, dem bildliche Vorſtellungen, wie, daß Roſſe durch die Luft getrabt ſeien, Eſelinnen ſprachen, Raben die Speiſemeiſter machten, göttliche Wahrheiten

Digitized by Google

ſind, für die unvernünftigſte, unbibliſchſte, unkirchlichſte, in Summa, die unchriſtlichſte unter allen theologiſchen Richtungen der proteſtantiſchen Kirche, und meinte, daß man unter den Buſchmännern weniger gefährdet ſei als unter dieſem Volke. Ihm ſecundirte der Director der bremer Gelehrtenſchule, W. E. Weber, von welchem Krummacher dem Publikum als ein neuer Peter von Amiens, als ein den heiligen Tanz auswirbelnder Fakir, als fluchender Dſchingis-Chan der Asceticik und Oberſchuhu vorgeſtellt wurde. Dagegen kämpften an Krummacher's Seite „der pietiſtiſche Ulema“ Harleß, der dem Rationalismus Paniel's nicht einmal einen Platz auf einer chriſtlichen Kirchenbank, geſchweige auf einer chriſtlichen Kanzel, zuerkennen wollte, und J. Gildemeiſter, der für die damals abgelegten erſten Proben ſeiner orientaliſchen Gelehrſamkeit, womit er den Irrthum des Elias Levita von drei Graden des jüdiſchen Bannes aufdeckte, vom alten Dr. Paulus ſich einen Gelbſchnabel und Naſeweis ſchelten laſſen mußte. Zu einem zweiten Streich holte Krummacher in ſeinen „Palmblättern“ gegen J. P. Lange, den damals an David Strauß' Stelle nach Zürich berufenen Profeſſor, aus. In dieſem, der in ſeinem „Leben Jeſu“ auch die menſchlichen Momente an Jeſu Wunderthaten hervorgehoben und an manchen bibliſchen Erzählungen mythiſch-farbige Ränder entdeckt hatte, ſollte nicht der Ritter Georg nach Zürich gekommen ſein, der den Lindwurm wiſſenſchaftlich erlegen werde, ſondern höchſtens ein feinſchnäbeliger Ibis, nachſtellend den Krokodileiern einer dämoniſchen Speculation. Lange bemerkte dagegen in ſeinen „Worten der Abwehr“ (1846): „Das wäre eine wunderliche Republik der Geiſter, wenn man nach ihren Erforderniſſen nach Zürich hätte ziehen müſſen, um Strauß zu beſiegen. Strauß konnte auch in Heidelberg, Bonn und Halle, ja möglicherweiſe auf der Inſel Island beſiegt werden.“ Krummacher hat ſeinen Feuereifer behalten. Noch auf dem altenburger Kirchentage ſah man beide, ihn und ſeinen nun auch (1886) heimgegangenen Bruder Emil, gleich den Donnerſöhnen durch die Reihen ſchreiten. Er iſt im Glauben an das Blut Chriſti (ſeit 1847 Marheineke's Nachfolger im Pfarramte der

Digitized by Google

berliner Dreifaltigkeitskirche, zuletzt Hofprediger in Potsdam) 1868 heimgegangen.[1]

Die reformirte Gemeinde in Elberfeld hatte ſich unter Friedrich Wilhelm III. die neue Kirchenordnung gefallen laſſen und die abgekürzte Agende (jedoch mit der Clauſel „ſoweit ſie ſich mit dem Weſen des reformirten Ritus vertrage“) acceptirt. Dieſes bewog einige vornehme Gemeindeglieder zum Austritt aus der Landeskirche, die nun ein abgefallenes Babel genannt wurde, ihre Vorſtände Staatsknechte, die einen irdiſchen König auf den Kirchenthron geſetzt hätten. Aus dieſen Diſſidenten bildete ſich auf Grund des königlichen Religionspatents vom 30. März 1847 ſchon am 18. April die niederländiſch-reformirte Gemeinde in Elberfeld[2], welcher Hermann Friedrich Kohlbrügge († 1875) ſeine Eigenthümlichkeit aufprägte. Er iſt in Amſterdam geboren und in der Herſtelde Lutherſche Kerk (einem Verbande lutheriſcher Gemeinden, 1791 im Gegenſatz zur Neologie als das „alte Licht“ begründet) antireformirt erzogen worden. Schon als Kind hatte er auffallende Erleuchtungen und ſeine Zukunft aufhellende Geſichte. Die Offenbarungen Gottes und Chriſti vermehrten und wiederholten ſich 1826 jeden Morgen, bevor die Nacht vergangen war, und zweimal iſt er „nur wie an einem Ohrläppchen aus dem Maul des Satans wieder herausgekommen“. Eine auf das Praktiſche gerichtete Natur kam er ſchnell über Rationalismus, Atheismus, Myſticismus u. ſ. w. hinweg. Als Proponent (d. i. Hülfsprediger) an ſeiner lutheriſchen Gemeente fühlte er ſich „nach der Verpflichtung ſeiner Berufung“ gedrungen, bei der Gemeinderepräſentenz eine Inculpationsſchrift gegen den Paſtor Uckermann

[1] „F. W. Krummacher. Eine Selbſtbiographie“ (Berlin 1869). Ueber Krummacher als Prediger handeln Palmer in Tholuck's „Literariſchem Anzeiger“, 1842, Nr. 54—56, und Nebe, „Zur Geſchichte der Predigt“, III, 242—279.

[2] Z(ahn), „Die niederländiſch-reformirte Gemeinde in Elberfeld“ (Thelemann's „Evangeliſch-reformirte Kirchenzeitung“, 1865, S. 193—218).

wegen Heterodoxie einzureichen. Der von ſeinem Hülfsprediger verklagte Paſtor warnte auf der Kanzel vor Schwarmgeiſtern, die den Leuten die Köpfe verrückten. Kohlbrügge replicirte auf derſelben Kanzel. Auf ſeine Weigerung, den Paſtor Uckermann um Verzeihung zu bitten und für einen rechtſchaffenen evangeliſchen Prediger zu erklären, ward er der einem Proponenten nicht zuſtehenden Beſchwerdeführung und des Misbrauchs der Kanzel halber förmlich angeklagt. Die Verhandlung endigte mit ſeiner Entlaſſung aus dem Proponentenamte. Wichelhaus, ſein Jünger und Biograph, drückt das ſo aus: „Die Kirche, in der er geboren und erzogen war, hatte ihn ausgeſtoßen", als ob die Entſetzung eines Vicars identiſch wäre mit der Excommunicatio maior. Er ſetzte nun in Utrecht und Amſterdam ſeine Studien fort und beſuchte die ſogenannten Oefeningen (Uebungen, d. i. Erbauungsſtunden). Seine äußere Lage war im Anfang eine ſo bedrängte, daß er zum Herrn ſagte: „Mein Gott, du weißt, daß ich um deiner Wahrheit willen leide. Wenn du mich willſt Hungers ſterben laſſen, ſo geſchehe dein Wille, wenn ich aber länger leben ſoll zu deiner Ehre, dein iſt beides, Silber und Gold." Und er hat, wie Jung-Stilling, von „göttlich empfangenem Gelde" ſein Daſein gefriſtet. „Im allgemeinen empfing ich niemals einen Pfennig weniger oder mehr als ich gerade bedurfte". Während einer langwierigen Krankheit ward er vom Herrn in die Propheten eingeführt, bei denen er Jeſu Fußſtapfen nachging. Sein zur Erlangung des theologiſchen Doctorats verfaßtes „Specimen inaugurale" deutet den 45. Pſalm allegoriſch vom geiſtlichen Bündniß des Meſſias und ſeiner Kirche. Ueber dem Studium des Römerbriefes überzeugte er ſich von der bibliſchen Begründung der reformirten Lehre von der Gnadenwahl, durch Calvin's und Olevian's Schriften von der Richtigkeit der reformirten Abendmahlslehre. So brach er „mit der nach Luther's Tod verſteinerten Kirche ſeiner Väter", und ward aus dem Lutheraner „ein lebendiger Holzſchnitt zum Titelblatt der Dordrechter Canones". Er hat die Gnadenwahl alſo gelehrt: „Gott beweiſet ſeine Barmherzigkeit damit, daß er aus dem ganzen Klumpen der Menſchheit ſich etliche auserwählt in Chriſto

Digitized by Google

Jeſu, ohne etwelche Rückſicht zu nehmen auf ihre Werke, lediglich aus freier Gnade, zu ſeines Namens Ehre; und er beweiſet ſeine Gerechtigkeit damit, daß er alle übrigen, gleichfalls zu ſeines Namens Ehre, in ihrer Verdammniß läßt, worin ſie ſich muthwillig geſtürzt haben.“ Sein Anſuchen um Aufnahme in die heimatliche reformirte Landeskirche blieb, da er das verlangte Testimonium morum von ſeiner vormaligen Kirchenbehörde zum Zweck des Uebertritts nicht erhalten konnte, vergeblich. Im Jahre 1833 kam er zum erſten mal ins Wupperthal, wo ſich ihm gaſtlich die reformirten Kanzeln, beſonders der beiden Krummacher, öffneten. Schon war der Termin zu einem Colloquium, welches ihm den Weg zum Pfarramt öffnen ſollte, vom Conſiſtorium in Koblenz anberaumt, als ihm, weil er einen rechtgläubigen Prediger des Thales als Irrlehrer bezeichnet und mancherlei Bedenken durch ſeine Predigten wach gerufen hatte, das Predigen verboten wurde. „Wir freuen uns“, bemerkt dazu ein Zeitgenoſſe, „daß dieſer Mann durch Vorkehrung des Conſiſtoriums zu Koblenz keine deutſche Kanzel mehr mit ſeinem Wuſt verunreinigt.“ Seine Freunde aber drückten das ſo aus: Dr. Kohlbrügge habe hier wie in ſeinem Vaterlande der Verfolgung und dem odium theologicum weichen müſſen. Er iſt 1846 von ſeinen Anhängern nach Elberfeld zurückberufen worden und hat als von den Gemeindeälteſten ordinirter Prediger der reformirten Independentengemeinde, der auch die Wüſtenhöfer ſich anſchloſſen, gewirkt, hochangeſehen wie ein Prophet und Organ des Heiligen Geiſtes, bis an ſeinen Tod. „Ein Bekenner des altreformirten Glaubens“ iſt er ſicher geweſen, aber ſeine markante Perſönlichkeit hat ſich mancher Beſtimmungen der alten Dogmatik entſchlagen. Als Motto für ſeine, auf einer Geiſt und Buchſtaben in Eins ſetzenden Bibelexegeſe beruhende, Theologie kann ſein Wort gelten: „Die ganze Noth der Kirche beſteht vorzüglich darin, daß man wol an ſeinen eigenen Geiſt, nicht aber an den Heiligen Geiſt glaubt.“ Für dieſelbe iſt Röm. 7, 14 von entſcheidender Wichtigkeit geworden. Wie, fragt er, konnte der Apoſtel als ein Wiedergeborener von ſich ſagen: das Geſetz iſt geiſtlich, ich aber bin fleiſchlich. Da er dieſes Räthſels Löſung nicht zu finden ver-

Digitized by Google

mochte, ſo bat er Gott unaufhörlich um Aufſchluß und ſiehe „es war ihm als öffneten ſich die Himmel und er ſah das Lamm zur Rechten Gottes und vernahm die Worte: «Biſt du mit meinem Lamm zufrieden?»“ Es ergab ſich ihm alſo als Sinn der Stelle dieſer: du biſt und bleibſt ſo wie du biſt, fleiſchlich gegenüber der Heiligkeit der Geſetzes, unter die Sünde verkauft bis an den Tod, aber ebenſo hat dich das Lamm verſöhnt und vollendet, darum wolle dich nicht ſelbſt heiligen, ſondern laß dir an dem Lamm genügen. „Der Herr iſt mir begegnet und hat zu mir geſagt: ſo wie du biſt, biſt du mir heilig; nichts davon, nichts hinzu. Du Ausſätziger biſt rein, du haſt den alten Menſchen ausgezogen.“ Das iſt nun der Tenor ſeiner Predigten, daß es Frevel und Empörung ſei, durch Geſetzeswerke etwas erreichen zu wollen; vielmehr alles iſt Gnade, gegebene Gnade, das Geſetz dagegen für den Gläubigen einem todten Manne gleichzuachten. „Die Quelle des Sündigens iſt, daß wir uns fortwährend auf den Boden des Geſetzes ſtellen, ſtatt bei der Gnade Chriſti zu bleiben, die uns mit allem verſehen wird. Die Gnade iſt ein nach Gottes Geiſt vollkommenes Vollbringen des Willens Gottes, der ganze Rath Gottes zu unſerer Seligkeit, wie er denſelben gefaßt und auch vollführt hat in Chriſto Jeſu, uns in ſeiner Gerechtigkeit vor ſich darzuſtellen in Chriſto zu ſich ſelbſt, abgeſehen von dem, was wir ſind oder geweſen ſind, abgeſehen von allem Werk aus uns. Habe ich nur Chriſtum, ſo bekümmere ich mich um meine Heiligung nicht. Der Vater ſieht uns in Chriſto an ganz gerecht, rein und vollkommen, ſo als hätten wir nie keine Sünde begangen noch gehabt.“ Er will alſo, gleich den Pregizerianern, nichts wiſſen von einer sanctificatio als actus successivus, ad perfectionem paulatim tendens, von einer allmählichen Verdrängung des alten Menſchen durch den neuen. Wenn die Reformatoren auf das ſchärfſte auseinanderhielten die Rechtfertigung, von deren Forum alle Werke ausgeſchloſſen ſind, und die darauffolgende Heiligung, wo gute Werke ihre berechtigte Stätte haben, nach Auguſtin's Wort: „bona opera non praecedunt justificandum, sequuntur justificatum“, oder nach dem andern Spruch: „non efficimur iusti

iusta operando, sed iusti facti operamur iusta", ſo läßt Kohlbrügge Rechtfertigung und Heiligung zuſammenfallen, wie die römiſche Kirche. Wenn aber letztere die Rechtfertigung in der Heiligung aufgehen läßt zu Gunſten ihrer Werkgerechtigkeit, ſo umgekehrt Kohlbrügge die Heiligung in der Rechtfertigung zu Gunſten ſeiner Gnadenlehre. Es heißt bei ihm beſtändig: ich bin fleiſchlich, meine ganze Beſchaffenheit iſt Sünde. Die Sünde iſt auch bei den Kindern des Lichts ein Pfuhl und Gifthütte, und eine tiefe Quelle alles Ungeheuers. „Da haben wir Mord und Ehebruch bei David; Unreinigkeit und Unzucht bei Simſon und Loth; Abgötterei bei Salomo; Hoffart bei Hiskia, Trunkenheit bei Noah; Zank und Zwietracht zwiſchen Paulo und Barnaba; Heuchelei bei Petro; Unglauben bei Moſes; bei Elias, Hiob und Jeremias Ueberdruß an Gottes Führungen." Wir arbeiten uns daher nicht, auch nur ein wenig, aus unſerm Sündenſchlamm heraus, ſondern immer tiefer hinein, wir ſind ganz abſcheulich und ausſätzig vom Kopf bis zur Fußſohle. „Es gibt ſolche, die täglich meinen, ſie müßten ihre Sandkörner zuſammentragen, um ihren Heiligungsberg hoch aufzuthürmen, aber jeden Tag hat der Sünderwind dieſe Sandkörner wieder weggeblaſen. Ja die Sünde wird uns erſäufen und zum Strick des Unglaubens und der Verzweiflung und an den Galgen jagen, wofern wir nicht alle unſere Heiligungsſyſteme hinaus und über Bord werfen, damit das Schiff allein auf freier Gnade treibe." Ein Recenſent aus frühern Tagen ſpricht ſich dahin aus: Kohlbrügge predige unvorſichtig, unweiſe, wie es wohl kaum ein Anomos des 17. Jahrhunderts gethan. Wer nicht begehrt von Gott geheiligt zu werden, werde auch nimmermehr Vergebung der Sünden empfangen. In der Heiligen Schrift wehe ein ganz anderer Geiſt und Ton als bei (dem ſich ſcheinbar am Worte der Schrift ſo feſtklammernden) Kohlbrügge. „Wie ſollten ſolche Creaturen des Teufels je für Gott gewonnen werden? Freilich kommen ſie dann mit der allmächtigen und unwiderſtehlichen Gnade; aber auffallend bleibt es, daß die wunderlichen Heiligen jahraus jahrein dieſelben bleiben, d. i. immer gleich ſchlecht." Charakteriſtiſch für Kohlbrügge iſt weiter, daß er im Gegenſatz

Digitized by Google

zur Kirchenlehre die reine (von der Erbſünde freie) Empfängniß Jeſu als eine gedankenlos nachgebetete Behauptung über Bord geworfen hat. Nach ihm hat der Logos die menſchliche Natur angenommen, in welcher der Ungehorſam begangen war und auf welcher die Verdammniß laſtete, damit er in Gleichheit eines Fleiſches von Sünde an unſerer Statt ſei. Sodann erhebt er das Alte Teſtament oder, wie er lieber ſagen will, Moſes und die Propheten ſo hoch, daß das Neue Teſtament vollſtändig im Alten begriffen iſt. Er nennt es ein Vorurtheil, daß das Alte Teſtament überhaupt gar kein Evangelium für ſich ſein, oder daß nur hier und da ein Evangelium darin gefunden werden ſoll. „Die Lehre Chriſti und der Apoſtel oder das ſogenannte Neue Teſtament muß ganz in dem Alten gefunden werden, ſoll ſie je annehmbar ſein. Die Apoſtel zogen das geſchriebene Wort Moſis und der Propheten den Thatſachen der Geſchichte vor, und was ſie ſelbſt predigten und ſchrieben war ihnen nur deshalb Evangelium, weil ſie ſich überzeugt hielten, daß ſie kein anderes Evangelium, keinen andern Chriſtum predigten, als ihnen das geſchriebene Wort Moſis und der Propheten vorzeichnete.“ Wenn von Kohlbrügge geſagt wird: „die neuere ſeit Kant und Schleiermacher auf ganz neue Grundpfeiler geſtellte Theologie war ihm fremd und ſelbſt verhaßt“ — ſo war es von ihm nicht wohlgethan, zu haſſen was ihm fremd war. Nur das zuvor Erkannte kann verworfen oder verdammt werden, ſagt Clemens von Alexandria. Wenn es weiter von ihm heißt: „den Lutheranern war er ein Lutheraner; allem Parteiweſen abhold; das Wort predigend, übrigens in allem paſſiv“, ſo iſt er in dieſer Hinſicht nicht allen ſeinen „Leerlingen“ vorbildlich geworden. Jedenfalls iſt er eine eigengeartete, markante Perſönlichkeit geweſen, in ſeiner Art ein dunkler Herakleitos[1], mehr

[1] A. Zahn („Aus dem Leben eines reformirten Paſtors“, Barmen 1881; 2. Aufl., 1885, worin S. 274—313 über Kohlbrügge handeln) ſagt: „Gar nichts wiſſen von Kohlbrügge, obwol ſie ihn beſchreiben, Ritſchl («Geſchichte des Pietismus», I, 595) und F. W. Krug («Kritiſche Geſchichte der Schwärmerei im Wupperthale», Elberfeld 1851,

parador als orthodox, von bedeutender Attractionskraft, der auch gelehrte Schüler, wie die beiden halleſchen Licentiaten Georg Auguſt Meier († 1849) und Johannes Wichelhaus († 1858), ſich gefangen gaben.[1] Letzterer, ſeinem gleichnamigen

---

S. 305—357)." Da nun Ritſchl, welcher übrigens Kohlbrügge's „verſchrobene theologiſche Gedankengänge weiter zu verfolgen" für der Mühe unwerth erklärt, aus Krug, Krug aber aus F. W. Krummacher's „Palmblättern" (1845, S. 53 fg.) geſchöpft hat, ſo gehört auch letzterer zu den Nichtswiſſenden. Von Krug heißt es überdies, er habe alles widerrufen in dem Schriftchen „Zur Steuer der Wahrheit. Eine Berichtigung früherer Urtheile über Paſtor Dr. th. Kohlbrügge und ſeine Lehre" (Elberfeld 1856). Ich kann jedoch in dem Schriftchen einen förmlichen, motivirten Widerruf nicht entdecken. Der Verfaſſer verſichert wol, daß er in Kohlbrügge einen tiefgemüthlichen und geiſtreichen Mann kennen gelernt habe, und daß ihm ein ganz anderes und beſſeres Verſtändniß ſeiner Predigten aufgegangen ſei; aber weder werden ſeine aus wörtlich angeführten Stellen Kohlbrügge'ſcher Predigten und Schriften vordem gezogenen Schlüſſe von ihm als Fehlſchlüſſe dargethan, noch wird dem frühern Misverſtändniß nunmehr das richtige Verſtändniß ſubſtituirt.

[1] Thelemann's „Evangeliſch-reformirte Kirchenzeitung", 1875, S. 81 fg. und S. 113 fg.; „Proteſtantiſche Kirchenzeitung", 1857, Nr. 16; Calaminus in Herzog's „Real-Encyklopädie", 2. Aufl., VIII, 110; Cuno in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie", XVI, 432; J. Wichelhaus und E. Böhl, „Lebensſkizze von H. F. Kohlbrügge" (Elberfeld 1884); H. van Druten, „Hoe Dr. H. F. Kohlbrugge Predikant word" (Leiden 1884). Die Schrift „Eine Erinnerung an Dr. H. F. Kohlbrügge" (Hagen i. W. und Leipzig 1882) iſt keine Biographie, ſondern eine Sammlung von Katecheſen, die aber manche charakteriſtiſche Aeußerungen enthält. So hat Kohlbrügge die Kirchenväter für unbekehrte Leute erklärt. Von der Heiligen Schrift ſeien meiſt corrumpirte Manuſcripte auf uns gekommen. „Geſchichtlich läßt ſich die Authentie des Kanons nicht erweiſen. Die Bücher ſelbſt müſſen ſich als Gottes Wort an unſern Herzen erweiſen." Das πᾶς und ὅλος iſt in der Schrift nie abſolut zu nehmen. Chriſtus iſt ein ἱλασμός für die Sünden der ganzen Welt heißt daher nur für die Sünden aller Auserwählten unter den Heiden, unter allen Nationen. Auf die Frage, wie es Gott gereuen konnte, daß er Menſchen ſchuf, da er doch kein Menſchenkind iſt, daß ihn etwas gereue, antwortete

Digitized by Google

Vater[1] wie an Gelehrſamkeit ſo an ſtandhaftem Glauben überlegen, nach A. Zahn's Urtheil Kohlbrügge's bedeutendſter Schüler, berichtet von ſich: „Zu der Zeit, als ich Theologie ſtudirte, da ich in dem Ungehorſam meines Herzens krank lag, da iſt des Herrn Wort zu mir ergangen in der Predigt eines treuen und wahrhaftigen Zeugen der Wahrheit und hat mich in den Staub gelegt.“ Die Habilitation in Bonn ſcheiterte an ſeiner Weigerung, auf die Symbole der Kirche zu ſchwören, bei deren Entſtehung es ſo ſchrecklich menſchlich zugegangen iſt. Als halleſcher Docent und (gegen den Willen der Facultät, durch das Zuſammenwirken der Triumvirn Pernice, Leo, Raumer creirter) außerordentlicher Profeſſor hat er „mit vielen Thränen und blutenden Händen ſeine Schüler aus dem unergiebigen Steinbruch der halleſchen Akademie herausgehauen“. Ganz wie Kohlbrügge hat er gelehrt, daß der Menſch gerade in ſeinem Beſtreben, fromm, heilig, gerecht und gut zu ſein, am allermeiſten ſündigt, und daß auch der Wiedergeborene nicht im Stande iſt, Gutes zu thun, in welchem Falle nach dem Glauben ein neues Geſetz eintreten würde. Die Apoſtel aber lehren, daß Chriſtus uns gemacht iſt nicht blos zur Rechtfertigung, ſondern auch zur Heiligung. Das Geſetz iſt von Gott gar nicht dazu gegeben, daß der Menſch es

---

er: „In Gott iſt Leben, und wo Leben iſt, da iſt Bewegung und Veränderung. So iſt Gott momentan ſehr veränderlich; in ſeiner Vorherbeſtimmung aber iſt Gott unveränderlich.“ Auf die Frage, wie es möglich iſt, daß, wenn ich meine Hand in Frankreich, mein Bein in Rußland verloren habe und nun in Preußen mein übriger Leib begraben wird, dieſe Stücke wieder vereinigt werden, lautet die Antwort: „Man hat ſich die Sache nicht ſo materiell vorzuſtellen. Nicht die Materie iſt zuerſt da, ſondern der Geiſt. Vom Geiſt wird der Körper regiert und beſtimmt. Auf dieſe Weiſe wird ſich auch bei der Auferſtehung ein ſchöner, vollkommener, dem vorigen ähnlicher Körper bilden. Wer einen Höcker gehabt hat und einäugig war, der wird in der Auferſtehung einen vollkommenen Körper bekommen.“

[1] Vgl. die den Ernſt mit einigen Körnlein Humors beſtreuenden „Erinnerungen und Erwägungen. Manuſcript von Joh. Wichelhaus, emer. Pfarrer zu Bonn“ (Bonn 1868).

Digitized by Google

erfüllen ſolle, ſondern ihn zu überführen, daß er ein Sklave der Sünde ſei und infolge deſſen Abſtand nehme von aller Anmaßung, etwas Gutes zu wollen oder zu können. Der Geſammtinhalt der Schriften Moſis und der Propheten iſt der leidende und auferſtandene Chriſtus. Eine glückliche Naivetät läßt ihn Pſ. 33, 6 als Beweisſtelle für die Trinität anführen und 1 Joh. 5, 7 für echt erkennen. Was im Neuen Teſtament als Wort Moſis, David's, Jeſaiä bezeichnet wird, das iſt von dieſen Männern auch wirklich geſprochen oder geſchrieben. Johannes der Apoſtel hat kurz vor der Zerſtörung Jeruſalems das Evangelium und die Offenbarung niedergeſchrieben.[1]

Im Hannoverſchen, wo auch Trümmer des ältern Pietismus nebſt Böhmiſten und Wiedertäufern ſich erhalten hatten, dichtete der als Pietiſt und Schwärmer verſchriene Karl Johann Spitta (de l'Hôpital), zuletzt Superintendent in Burgdorf († 1859). Als göttinger Student war er Mitglied der Burſchenſchaft und als ſolches mit H. Heine befreundet, von welchem nachmals ſeine „Lieder für Handwerksleute“ verſpottet wurden. Seine Studienzeit, in welcher „das griechiſche Feuer der philoſophiſch-theologiſchen Mordbrenner“ auf den Univerſitäten ſtrahlte und die erweckten Chriſten Myſtiker hießen, hat er in den Verſen geſchildert:

Jüngſt war's öde, niemals öder
Auf dem Weg nach Kanaan,
Kaum zog hie und da ein blöder
Wandrer ſchüchtern ſeine Bahn.

Ueber den Rationalismus, deſſen Früchte ihm weder lieblich anzuſchauen noch angenehm zu eſſen waren, führten ihn de Wette, der die Religion ins Gemüth verlegte und in die Schneehütten des Unglaubens wieder einige Wärme brachte, und Tholuck hinaus. „Als ich noch nicht wußte, wer ich war, war das

[1] Mittheilungen aus ſeinem Leben ſtehen vor der zweiten Auflage ſeiner „Akademiſchen Vorleſungen über bibliſche Dogmatik. Herausgegeben von A. Zahn“ (Halle 1884).

Digitized by Google

Chriſtenthum mir ein mildes Mondlicht in der Maiennacht meines Lebens, ich ſtand darin wie ein ſeliger Schwärmer voll Wehmuth und Thränen, aber ohne rechten Grund für Wehmuth und Thränen. Aber jetzt iſt es anders. Ich habe den tiefen Grund dafür gefunden, es ſind die Sünden." Nun erſt trat er mit pietiſtiſchen Kreiſen in Berührung. Er hat ſeitdem kein Schauſpielhaus und keinen Tanzſaal mehr beſucht, das Kartenſpiel gemieden, und ſelbſt nach einem Brandunglück ſeine Sachen bei niemand anderm als bei Gott verſichern wollen, geſetzt, daß er auch nochmals einen Schaden erlitte. Wie er überhaupt von der Welt und ihrem Treiben dachte, ſagen ſeine Verſe:

Ihr Leben iſt ein nutzlos Ringen,
Ein niemals ausgekämpfter Streit,
Iſt Müh' und Arbeit ohn' Gelingen,
Ein ungeſtilltes Herzeleid,
Ein Schlaf, der nie Erquickung beut,
Ein Tod, der täglich ſich erneut.

Aber er iſt allem Excentriſchen, mochte es Bußkampf, Verſiegelung des Heils durch außerordentliche Gefühle, thieriſcher Magnetismus (welchen er aus F. von Meyer's „Blättern für höhere Wahrheit" [S. 241] kennen lernte) oder ſonſt wie heißen, entgegen geweſen. Ohne Luſt zur theologiſchen Speculation über die Dreieinigkeit oder die zwei Naturen in Chriſto und unbefriedigt vom hergebrachten dogmatiſchen Formalismus — der Ausdruck ſtellvertretende Genugthuung ſchien ihm für die zu bezeichnende Sache ebenſo wenig probehaltig wie Erbſünde — bewährte er ſeine Bekenntnißtreue dadurch, daß er ſich an Gottes Wort hielt, und dem Herrn wie ſeine Liebe ſo ſein ſinniges Lied weihte:

Ihm bin ich, was ich bin.
Drum leg' ich Sang und Lieder,
Die er gegeben, wieder
Vor ihm zum Opfer nieder.

Seine Liederſammlung „Pſalter und Harfe" (1833) hat in 50 Auflagen ihren Gang durch die evangeliſche Welt ge-

Digitized by Google

macht.[1] Auch Louis Harms († 1865), der mit Klaus Harms leiblich nicht verwandte Paſtor in Hermannsburg, hatte in Göttingen das Eſelsgeſchrei der Vernunft gehört und war in ſo völligen Unglauben verfallen, daß er ſelbſt das Daſein Gottes bezweifelte. Als er aber gegen das Ende ſeiner Studienzeit auf Joh. 17 verfiel, da durchleuchtete es ihn wie ein helles Licht. „Ich hab' es für Weiberwerk gehalten, zu weinen, ich wollte mir eher den Kopf abreißen laſſen, ehe ich eine Thräne vergöſſe. Aber als ich durch die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes meine Sünde erkannt hatte, da habe ich geweint wie ein Kind." Ein rechter Pietiſt hat er den Menſchen ohne Chriſtum für ein Scheuſal erklärt, nicht auf das Bekenntniß, ſondern auf Heiligung gedrungen, Erbauungsſtunden gehalten, alle Tanzgelage, Clubs, Theater, Kartenſpiel, weil man das alles nicht im Namen Jeſu thun kann, verdammt, für ſeine Perſon die Ehe verſchmäht und die Allmacht des Gebets betont. Er hat kein Glas Waſſer oder Kaffee ohne Gebet getrunken, keine Mahlzeit ohne Benedicite und Gratias gehalten, ſeine Predigten (nicht gemacht, ſondern) auf den Knien erbetet, durch ſein Gebet Krankheiten, ſogar einen Krebsſchaden geheilt. Dem Drängen des Heiligen Geiſtes nachgebend, hat er trotz Warnung und Geſpött die Hermannsburger Miſſionsanſtalt gegründet, und, um die Miſſionare zum mächtigen Volke der Galla in Oſtafrika (wohin eine regelmäßige Schiffahrtsverbindung nicht beſtand) zu bringen, mitten in der Lüneburger Heide ein Miſſionsſchiff, die Brigg Candace, ausgerüſtet. Und der mächtige Glaube, der dieſe Miſſion gegründet, wird auch den Schaden überwinden, den ihr etliche ihrer Sendboten, welche die Sache des Herrn mit kaufmänniſcher Speculation verquickten, neuerdings (1883) zugefügt haben.[2]

In Bremen iſt außer F. A. Krummacher (S. 239) und dem

[1] K. Münkel, „K. J. Ph. Spitta" (Leipzig 1861).

[2] Th. Harms, „Lebensbeſchreibung des Paſtor Louis Harms" (4. Aufl., Hermannsburg 1874).

Digitized by Google

in Werken der Liebe thätigen Wichern-Freunde Treviranus, Pastor primarius zu St.-Martini († 1868)[1], Friedrich Ludwig Mallet († 1865), Pastor primarius zu St.-Stephani, zu nennen, der originelle, lebendige, wortgewaltige Prediger, dem doch das Predigen die ſchwerſte Arbeit auf Erden dünkte. Er hatte das Gymnaſium mit dem Schwur verlaſſen, das ſataniſche Reich, ſoviel er könne, zu zerſtören und das Königreich Chriſti auszubreiten. Er iſt ſo naturgemäß in die Bahn des Pietismus, wennſchon er das pietiſtiſche Voranſtellen des menſchlichen Thuns und Heiligungsſtrebens vor das Thun Jeſu tadelte, geleitet worden. Theater und Ballſaal waren ihm und ſeinen Kindern unzugängliche Orte; er hat oft unter Thränen die Geſtalt des Gekreuzigten auf den Bildern geküßt; bei der Geburt eines Kindes lag ihm das Leid näher als die Freude, weil es doch ſchrecklich iſt, ins Meer geworfen zu werden; er hat beinahe keinen Menſchen auf der Welt aus ſeinem Lebenslauf ſo lieb gewonnen als Ludwig Hofacker (S. 203), als welcher die Feder in das Herzblut des Evangeliums getaucht habe. Es begreift ſich, daß er auf ſolchem Standpunkte „Menſchen wie Dr. Paulus, der den Herrn der Herrlichkeit zum Betrüger herabwürdigt", von ganzem Herzen verabſcheute, auch nicht geneigt war, Schleiermacher Huldigungen darzubringen; auf der andern Seite aber auch einem Lutherthum zürnen konnte, das ſeinen Confeſſionsgroll zerreißend in die Miſſionsſache trug.[2]

Hamburg endlich hatte ſeinen glaubens- und thatkräftigen Johann Hinrich Wichern († 1881). Den frommen Jüngling ſchon hatten Gebet und Gottvertrauen aus des Lebens Noth geholfen. In Göttingen hatte ihn Lücke, in Berlin Schleiermacher, in deſſen theologiſche Verunglimpfung er niemals eingeſtimmt hat, tief angefaßt. Im ſchlichten Kaſernenzimmer bei Baron Kottwitz und in Goßner's Kirche wurde er wie von den

[1] L. Tießmeyer, „G. G. Treviranus" (Bremen 1879).

[2] Biographien von H. Hupfeld (2. Aufl., Bremen 1865), W. H. Meurer (Bremen 1866), C. A. Wilkens (Bremen 1872).

Digitized by Google

Kräften einer höhern Welt berührt. Doch hat er auf die Conventikelchriſten, die gleich vom Bunde im Herrn ſprechen, ſich küſſen, über ihre Sünden ſtöhnen und diejenigen als Unbekehrte beſeufzen, die nicht gleich ihnen den Namen Jeſu auf den Lippen führen, nicht ſehr viel gehalten. Auch einem die Geiſtesfreiheit ertödtenden Dogmatismus iſt er fern geblieben. Er ſtand im Streit gegen den halleſchen Nationalismus nicht auf Hengſtenberg's, ſondern auf Neander's Seite, und hat ſich auf den ſymboliſchen Buchſtaben nicht verpflichten laſſen wollen. „Wenn der Sinn meiner Unterſchrift wäre, daß ich durch ſie an jeden Buchſtaben der Bekenntnißſchriften gebunden ſein ſoll, dann könnte und würde ich ſie nicht geben." Aber er hat das Chriſtenthum als weltüberwindende Macht bewährt, indem er mit Francke's Glaubensmuth 1833 die Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder in dem von Syndikus Sieveking zur Verfügung geſtellten, ſeit Menſchengedenken ſo genannten „Rauhen (Ruge-)Haus" in Horn gründete, durch ſein pädagogiſches Charisma auch die trotzigſten Herzen aufſchloß, und ſpäter ſeine Miſſionare ausſendete gegen das heidniſche Elend inmitten der Chriſtenheit.[1] Faſt gleichzeitig (1836) hatte der Diakoniſſenvater Theodor Fliedner († 1864) in Kaiſerswerth am Rhein, angeſpornt durch die Liebesthätigkeit, die er in England ſah, ſeine zukunftsreiche Anſtalt gegründet zu liebevoller Pflege der Kranken, die proteſtantiſche Parallele zu den Barmherzigen Schweſtern des Vincenz de Paula.

II.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß eine ſo merkwürdige Erſcheinung die Reflexion und Oppoſition herausfordern mußte. Eine Reihe Bücher und Schriften ſuchte das Weſen der Myſtik (Geheimniß-

---

[1] Biographien von H. Krummacher (Gotha 1882) und F. Oldenberg (Bd. 1, Hamburg 1884).

Digitized by Google

kunde) und des Myſticismus (Geheimnißweſen), die Urſachen ſeines Entſtehens im 19. Jahrhundert und ſeinen Werth oder Unwerth zu ergründen.[1] Als dann, insbeſondere ſeit dem Er=

---

[1] J. C. F. Dietz, „Ueber Wiſſen, Glauben, Myſticismus und Skepticismus“ (Lübeck 1808); J. S. Vater, „Ueber Myſticismus und Proteſtantismus“ (Königsberg 1812); J. L. Ewald, „Briefe über die alte Myſtik und den neuen Myſticismus“ (Leipzig 1822); dazu als Nachtrag: M. C. F. Grävell, „Der Werth der Myſtik“ (Merſeburg und Leipzig 1822); J. F. von Meyer, „Ueber Myſticismus“ („Blätter für höhere Wahrheit“ [S. 241], I, 247); J. Spieker, „Ueber den Myſticismus, deſſen Begriff, Urſprung, Werth“ (Herborn 1825; 2. Aufl. 1827); J. G. Pahl, „Ueber den Obſcurantismus, der das teutſche Vaterland bedroht“ (Tübingen 1826); A. Borger, „Disp. de Mysticismo“ (Haag 1820; aus dem Lateiniſchen von E. Stange, Altona 1826; dazu als Anhang: E. Stange, „Ueber Schwärmerei, chriſtlichen Myſticismus und Proſelytenmacherei“, Altona 1827); W. E. Weber, „Ueber die myſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit“ (Darmſtadt 1829); „Ueber die Quellen des Myſticismus“ (Bremen 1830); J. Ch. A. Heinroth, „Geſchichte und Kritik des Myſticismus aller bekannten Völker und Zeiten“ (Leipzig 1830); P. Jordan, „Bedenken über die zu fürchtenden traurigen Folgen des Myſticismus“ (Altenburg 1830); J. W. Höfling, „Myſticismus, der wahrhafte hiſtoriſche und der heutzutage fälſchlich ſo genannte“ (Erlangen 1832); G. Chr. R. Matthäi, „Der Myſticismus nach ſeinem Begriffe, Urſprunge und Unwerthe“ (Göttingen 1832); Treviranus, „Ueber Myſticismus und Rechtgläubigkeit“ (Bremen 1833); G. W. Freudentheil, „Ueber den Myſticismus (Lüneburg 1833). Dagegen L. Helmuth, „Ueber Myſticismus“ (Braunſchweig 1834); A. A. Waibel, „Die Myſtik“ (Augsburg 1834); L. W. Schubarth, „Die Lehren der Rationaliſten und Myſtiker unſerer Zeit“ (Weimar und Ilmenau 1835); „Der neueſte Myſticismus“ (Leipzig 1835); K. Fuchs, „Ueber einige uns dunkle Erſcheinungen im Gebiete des kirchlichen Lebens“ (München 1836); H. Stephani, „Die Hauptlehren des Rationalismus und Myſticismus oder der Denk= und Blindgläubigen“ (Leipzig 1837); „Die Myſtiker als die nichtswürdigſten Menſchen, die gröblichſten Gotteslăſterer und die ärgſten Feinde Chriſti, der Völker und aller Fürſten vor der ganzen Chriſtenheit angeklagt von Chriſtoph Freimund, evang. Pfarrer zu Wermuthshauſen“ (2. Aufl., Hildburghauſen 1838); Bergmann, „Die Parteigänger der Finſterniß in der proteſtantiſchen Kirche“ (Weimar 1841); A. Tholuck, „Die Myſtik“ (Halle 1853).

Digitized by Google

ſcheinen von Weidemann's Schrift „Ueber die Umtriebe der Frömmler in Halle“ (S. 236), für die bisher Myſticismus genannte Richtung auch in Norddeutſchland der Name Pietismus in Gebrauch kam[1], wiederholten ſich dieſelben Unterſuchungen bezüglich des Pietismus, vermehrt durch die Frage über den Unterſchied von Pietismus und Myſticismus.[2] Räthſelhaft

---

[1] B. Riggenbach bemerkt in Herzog's „Real-Encyklopädie“, 2. Aufl., XI, 673: „Von einem modernen Pietismus zu reden, iſt wiſſenſchaftlich ganz unſtatthaft; denn all die verſchiedenen kirchlichen und religiöſen Erſcheinungen dieſes Jahrhunderts, welche man unter ſolche gemeinſame Rubrik hat zuſammenfaſſen wollen, laſſen ſich weder mit dem urſprünglichen Pietismus noch auch untereinander auch nur einigermaßen in hiſtoriſchen Zuſammenhang bringen.“ Ich kann die Bezeichnung „moderner Pietismus“ wiſſenſchaftlich nicht ſo unberechtigt finden. Es fehlt doch, wie die vorliegende hiſtoriſche Darlegung zeigt, weder an Verbindungsfäden zwiſchen dem ältern und dem modernen Pietismus noch an verbindenden Zuſammenhängen innerhalb des letztern. Und ſo viele gemeinſame Merkmale geben ein Recht auf Gemeinſamkeit des Namens.

[2] G. W. Krauſe, „Hiſtoriſche und pſychologiſche Bemerkungen über Pietiſten und Pietismus“ (Krefeld 1804); Chr. H. Wurſter, „Betrachtungen über das Weſen und die Verhältniſſe der Pietiſten“ (Heilbronn 1821). Dagegen: „Die Schattenſeite des Pietismus“ (1822); K. A. Märtens, „Ueber Pietismus, ſein Weſen und ſeine Gefahren“ (Halberſtadt 1826). D. von Coelln, „Hiſtoriſche Beiträge zur Erläuterung der Begriffe Pietismus, Myſticismus und Fanatismus“ (Halberſtadt 1830); C. F. A. Fritzſche, „Ueber Myſticismus und Pietismus“ (Halle 1832); K. G. Bretſchneider, „Die Grundlage des evangeliſchen Pietismus oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbſünde und dem Opfer Chriſti“ (Leipzig 1833); Käß, „Die religiöſen Privatverſammlungen oder die ſogenannten Conventikel“ (Mannheim 1834); G. Friederich, „Was heißt chriſtlich glauben und lehren?“ (Frankfurt 1835); J. Chr. F. Burk, „Was wollen die Pietiſten?“ (Stuttgart 1836); A. F. Philander, „Blicke auf Pietiſten, Neuevangeliſche und Mönchsleben“ (Grimma 1836); F. A. Gleiß, „Der Pietismus und ſeine Gegner“ (Roſtock 1836); J. F. Prahl, „Das Conventikelweſen geprüft“ (Güſtrow 1837); K. G. Bretſchneider, „Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unſerer Tage“ (2. Aufl., Halle 1841); „Der echte Pietismus als die einzige Heilsquelle unſerer Zeit“

Digitized by Google

däuchte manchem ſein Urſprung. „Woher dieſe Partei ſtammt", bemerkt K. Schrader, „das liegt noch im Dunkeln. Preußiſchen Urſprungs ſcheint ſie nicht zu ſein; denn ſonſt würde ſie Preußens Stolz, Friedrich den Großen, und das den Geringſten beſchirmende Landrecht nicht ſo haſſen. Auch deutſch iſt ſie nicht; denn das deutſche Volk empfindet keine Art von Sympathie für ſie und wird nur höchſtens eine kurze Zeit durch den Reiz der Neuheit von ihr angezogen. Noch weniger kann man in der proteſtantiſchen Kirche ihre Mutter ſuchen: denn ſie hat ſo gar keine Ader vom Proteſtantismus, daß ſchon die Nennung ſeines Namens ihr ſchmerzlich iſt. Iſt ſie als ein Schaum des gärenden England zu uns herübergekommen? Oder hat das revolutionäre Frankreich ſie in ſeinem Schos geboren? Oder hat das ränkevolle Italien dieſe Frucht erzeugt? Vielleicht hat ein böſer Dämon, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die gute Mutter, die päpſtliche Kirche, krank und elend in tiefen Schlaf verſank, eine ihrer gebrochenen Rippen genommen, ſie mitten in der proteſtantiſchen Kirche mit Fleiſch bekleidet und ſo dieſe Partei als eine anſcheinend proteſtantiſche Jungfrau gebildet, beſtimmt ſpäter mit zahlreicher Familie zur Mutter zurückzukehren und ihr Erſatz zu bringen für das erlittene Elend." Die meiſten ſahen es ein, daß, wie der ältere Pietismus als Reaction gegen eine todte Verſtandes-Orthodoxie, ſo der moderne als die natürliche Reaction gegen den ſeichten, verſtandesdürren Rationalismus und die kalten Kantiſchen Imperative entſtanden

---

(Berlin 1841); „Ueber die Beſorgniß vor den Gefahren des hereinbrechenden Pietismus" (3. Aufl., Berlin 1841); „Was iſt Pietismus? Was ſind und was wollen die Pietiſten? Beantwortet von Chriſtianus Aletophilos" (Berlin 1841); F. Arndt, „Die Furcht der Welt vor dem Pietismus" (Berlin 1841); L. Hüffell, „Der Pietismus geſchichtlich und kirchlich beleuchtet" (Heidelberg 1846); K. Schrader, „Der Antipietiſt" (Leipzig 1846); „Proteſtantismus und Pietismus" (Baden 1846); A. Schröder, „Der moderne Pietismus und der chriſtliche Glaube" (Potsdam 1847); Hoßbach, „Der Pietismus in der evangeliſchen Kirche" (Berlin 1869); Fr. Brunn, „Vom Pietismus" (Dresden, o. J.).

Digitized by Google

iſt. So antwortet J. Ph. Gabler, der alte wackere Rationaliſt, auf die Frage, warum jetzt (1822) der verſchrobene Myſticismus der Götze ſei, dem man ſo willig huldigt: „Weil die vernünftige Religion leider zu vernünftelnd geworden war, als daß ſie den Herzen die erſehnte Wärme mitzutheilen vermocht hätte. Die Ueberleitung beſorgte die Schelling'ſche Philoſophie, welche mit ihrer religiöſen Sprache alle gefühlvolle Herzen zu gewinnen wußte.“ So ſchreibt Fritzſche: „Der heutige Pietismus iſt theils durch die allzu kühne theologiſche Forſchung, welche, da die Lehrweisheit fehlte, fromme und edle Gemüther verletzte und ein Licht gab, das wol blendete, aber nicht erleuchtete, theils durch einen religiöſen Leichtſinn, welcher die ernſtern Gemüther mit Abſcheu erfüllte, theils durch das mannichfaltige Unglück, welches über unſer Volk hereingebrochen war und Troſt und Muth in Gott und dem Evangelio ſuchen lehrte, hervorgerufen worden.“ Die Pietiſten liebten es, die evangeliſche Kirche während der Herrſchaft des Rationalismus mit recht düſtern Farben zu ſchildern. Sie ſei eine Herberge für alle Ketzereien, eine wahre sentina mundi, ein Leichenacker, angefüllt mit Todtengebeinen (Höfling), ihren antibibliſchen Pfarrern ſei der metalliſche Werth ihrer Pfarreien lieber als der moraliſche. Ihrerſeits wollten die Pietiſten als die Repräſentanten des wahren, echten evangeliſchen Chriſtenthums gelten, der erſtorbenen Kirche wieder zum Leben verhelfend. Wenn der ältere Pietismus, als Gegenfüßler der Orthodoxie, kein ſonderliches Gewicht auf das Dogma als ſolches legte, ſo conföderirte ſich der moderne Pietismus, als Gegenfüßler des Rationalismus, mit dem vom Rationalismus verworfenen Dogma. Der ältere Pietismus hatte dem Rationalismus den Weg bereitet, der moderne wollte im Bruſtharniſch der Orthodoxie den Rationalismus überwältigen. In der That legten ſich eine Zeit lang die theologiſchen Gegenſätze in die Namen Pietismus und Rationalismus. Seine Lieblingsdogmen waren die Lehren von der Erbſünde und dem Opfertod des Gottmenſchen, entſprechend dem Gegenſatz von Sündenangſt und Gnadenfülle, in welchem das ganze Leben der Pietiſten ſich bewegt. So als Statoren der reinen Lehre lehnten ſie den

Digitized by Google

Namen Myſtiker von ſich ab, oder man müßte die Reformatoren als die ärgſten Myſtiker verklagen. Viel mehr hätten die Rationaliſten mit den Myſtikern gemein, wiefern beide gegen die einzige Autorität des geſchriebenen Wortes ſich auflehnen. So konnte es nun geſchehen, daß manche das Weſen des modernen Pietismus in der einſeitigen Feſthaltung der erſten hiſtoriſchen Form des Proteſtantismus oder im piquirten Feſthalten am kirchlichen Princip innerhalb des Proteſtantismus (D. Strauß) fanden. „Pietiſten ſind alle, welche nicht in harmloſer Naivetät, ſondern piquirt und dogmatiſch glauben; die Religion iſt ihr Métier, ſie riechen danach.“ Thatſächlich hieß jetzt den Vulgärrationaliſten jeder ein Myſtiker oder Pietiſt, der ſich theoretiſch oder praktiſch zu ihnen in Gegenſatz ſtellte oder, wie Tholuck ſich ausdrückt, der mehr glaubte als ſie. So waren de Wette[1], Klaus Harms, Neander unter die Pietiſten gerechnet worden, letzterer ſo lange bis er ſich von der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ energiſch losgeſagt hatte. Roſenkranz redete von einem Wendepunkt im Leben Göſchel's, wo derſelbe Pietiſt geworden.

Solange der Pietismus ein beſchauliches Stillleben führte, nahmen die Rationaliſten nur wenig Notiz von ihm, und ſie würden es, ihrer Verſicherung nach, auch weiterhin ſo gehalten haben. „Die Myſtiker würden ganz unangefochten geblieben ſein, wenn jeder einzelne ſich ſeines Glaubens im ſtillen gefreut, Andersdenkende in Ruhe gelaſſen hätte.“ Aber der Pietismus gewann an Ausbreitung, er wurde von vielen Seiten gehegt und gepflegt. „Seine Verbreitung unter dem Volke wird betrieben und begünſtigt; er hat ſeine Länder und Provinzen, ſeine Schulen und Seminarien, wo er ſich einheimiſch zu machen ſtrebt; manche der neueſten Speculationen leiſten ihm mächtigen Vorſchub; unter den jüngern Theologen greift er um ſich; manche

[1] De Wette hatte dazu ſelbſt Anlaß geboten nicht blos durch ſeine fortſchreitend poſitivere Wendung, ſondern weil er auch ausdrücklich in ſeinem „Weſen des chriſtlichen Glaubens“, S. 379, die Pietiſten als die relativ beſte Art von Chriſten bezeichnet hatte.

Digitized by Google

ſind ſelbſt durch ihn fanatiſirt; nicht wenige Stimmen ſuchen ihn als das Hauptverwahrungsmittel gegen Revolutionen auszubringen.“ Mit der Ausbreitung wuchs ſein Selbſtbewußtſein. „Vor einigen Jahren noch ließen ſie ſich nur ſcheu und einzeln hier und da in einem verborgenen Winkel vernehmen, und jetzt (1846) erheben ſie allenthalben laut und kühn ihr Feldgeſchrei: „Nieder mit der Vernunft!“ Auch große Männer traten unter ſeine Fahne. Als er nun ſich ſtark zu fühlen begann, begnügte er ſich nicht mehr mit Klagen und Seufzern, ſondern ging zum Angriff über als der Kinder des Lichts auf die Kinder dieſer Welt. Die Vernunftreligion hätte an Stelle der bibliſchen eine gottloſe Terminologie eingeführt, manchem Starken den Kopf verrückt, eine Menge Freigeiſter, Spötter und Verbrecher genährt Die Rationaliſten mit ihrer Vernunftvergötterung ſeien Feinde Gottes und der Religion, „gar nicht inbegriffen in dem Friedensbund, den die proteſtantiſchen Kirchen mit den katholiſchen gemacht haben, indem ſie die Bedingniſſe des Friedens, nämlich den Glauben an die Bibel und die Symbole, nicht gehalten haben“ (Jung-Stilling). Die Meinung, daß rationaliſtiſche Pfarrer weniger verdienten, auf Kanzel und Kathedern zu ſtehen, als Türken und Heiden, ſollte aufhören, bloße Theorie zu ſein. Man muthete ihnen Aufgebung ihrer Aemter und den Austritt aus der Kirche zu, oder entband die rechtgläubigen Chriſten von der Pflicht des Beſuches ihrer Predigten. Die rationaliſtiſchen Gegner zogen zunächſt eine Parallele zwiſchen dem ältern, dem praktiſchen Leben zugekehrten, und dem modernen, in das dogmatiſche Kleid des 17. Jahrhunderts gehüllten Pietismus, die nicht zum Vortheil des letztern ausfiel. „Der dogmatiſche Myſticismus in unſern Tagen iſt unduldſam, verfolgungs- und verdammungsſüchtig, was der Spener’ſche nicht war, welcher auf echte Frömmigkeit ausging, alſo Pietismus im edlen Sinne war.“ Wenn der ältere Pietismus ganz im Dualismus von Sünde und Gnade ſich bewegt habe, ſo pflege es der moderne mit der Sündenangſt nicht ſo gar fürchterlich zu nehmen; er ſuche vielmehr den Sieg des Dogmas und eine hierarchiſche Herrſchaft über die Gewiſſen zu erkämpfen, lerne auch gehen

Digitized by Google

auf dem glatten Parket königlicher Schlöſſer. Wenn die Rationaliſten als die Vertheidiger der geheiligten Rechte der Vernunft ihr Verdienſt darein ſetzten, die Fortſchritte der theologiſchen Wiſſenſchaft, welche ſich einmal nicht wieder aus der Welt herausbringen laſſen, mit der ebenfalls außerordentlich vorgeſchrittenen Cultur des Volkes in Einklang zu bringen, damit das Evangelium ſeine beſeligende Kraft auch an dem gebildeten Geſchlecht unſers Zeitalters bewähre, ſo galten ihnen die Pietiſten als diejenigen, welche die Fackel der Wiſſenſchaft auslöſchen und den hellen Strahl der Aufklärung in Finſterniß verkehren wollen. Dieſe alle Einwirkungen einer unbefangenen Vernunft zernichtende Qual-, Blut- und Wunden-Theologie, indem ſie das, dem Proteſtantismus weſentliche, eigne freie Denken verbiete, den göttlichen Funken im Menſchen ſchmähe, verſpotte, läſtere, bahne den geradeſten Weg zum Katholicismus. Nicht über Unglauben habe man in dieſer Zeit am meiſten zu klagen, ſondern weit mehr über Aberglauben, nicht ſowol über Lauigkeit, als vielmehr über Unduldſamkeit, Schwärmerei und Sektengeiſt. „Die Leiter der pietiſtiſchen Richtung ſind wie die Jeſuiten, denen ſie bis auf den kleinſten Zug gleichen, entſchloſſene Männer, welche größtentheils genau wiſſen, was ſie wollen, und in der Wahl der Mittel nicht difficil ſind.“ Sobald ein Menſch ſich zum Myſticismus neigt, ziehe ſich eine Kruſte über ſeine liebe Seele. Die Pietiſten erblickten ein großes ſittliches Verdienſt des Menſchen darin, ein geborener Lump zu ſein; ſie ſeien die Opiumeſſer der Religion, die Phariſäer des Judenthums, ein Bild der verdammten Geiſter. Als beſondere Schattenſeiten des modernen Pietismus wurden hervorgehoben: ein dunkler, unheilvoller Geiſt der Abſonderung, kränkelnde abnormale Frömmigkeit, überſpannte Anforderungen, da mit einem Schlag aus dem größten Sünder ein Wiedergeborener gemacht werden ſolle, Schwärmerei und Fanatismus. Es ſei ganz undenkbar, daß er in dem kernigen deutſchen Volke zur Macht gelangen werde. Er werde an dem Widerwillen des deutſchen Geiſtes gegen alles Unnatürliche, Gemachte, Berechnete ſich brechen, und nur in gewiſſen Regionen, in den ariſtokratiſchen excluſiven Kreiſen oder

unter der puſeyitiſch geſonnenen Geiſtlichkeit, vorzüglich unter dem unwiſſenſchaftlichen Theile derſelben, Anhänger finden.

Die Hauptſchlacht wurde dem Pietismus jedoch nicht von dem vulgären Rationalismus, welcher, von allen Seiten bedrängt, ohnehin kein ſtarker Held mehr war, ſondern vom ſpeculativen Rationalismus geliefert. Der Schrecken, den die Hegel'ſche Philoſophie verbreitete, wurde die Stärke der Pietiſten. Und da gerade in Würtemberg, dem Heimatlande des Pietismus, die theologiſche Jugend faſt allgemein von dieſem Baum der Erkenntniß aß, ſo war es natürlich, daß der Zuſammenſtoß hier erfolgen mußte. Den Anlaß zum Streit[1] gab eine angeblich von Kapff (S. 204) verfaßte ausführliche Beurtheilung des „Lebens Jeſu" von Strauß unter dem Titel „Glaube und Unglaube" im „Chriſtenboten" (1836), dem (unter der Redaction des Stadtpfarrers Burk in Großbottwar ſeit 1831 erſcheinenden) Organ des ſchwäbiſchen Pietismus. Dieſe erſte öffentliche Aufforderung, gegen Strauß in die Schranken zu treten, reizte die Hegelianer zum heftigſten Widerſpruch. Drei Jugendfreunde von Strauß nahmen den Kampf auf. Zuerſt Viſcher, der Philoſoph, welcher in den „Halleſchen Jahrbüchern" über den Pietismus als eine Krätze oder Schafräude der Menſchheit herfiel, die an deren edelſten Theilen zehre. Gegentheilig hatte allerdings auch Görres geſagt: „Schon die bloße Nennung der Myſtik weckt ein thieriſches Heulen, Schnalzen, Fauchen und Ziſchen." Sodann Guſtav Binder, Diakonus in Heidenheim[2], welcher den Pietiſten vorhielt, daß ſie aus der Frömmigkeit eine Parteiſache machen und gegen ganze berechtigte Lebensgebiete ſich einſeitig abſchließen, indem ſie dieſelben unter die Kategorie der „Welt" bringen, in deren Verachtung ihr Wohlbefinden beſteht. Wenn im „Chriſtenboten" — wie es ſchon im vorigen Jahrhundert geſchehen —

---

[1] G. Schwab, „Die Controverſe des Pietismus und die ſpeculative Theologie in Würtemberg" („Deutſche Vierteljahrſchrift", 1840, October bis December). Tholuck's „Literariſcher Anzeiger", 1840, Nr. 12—15.

[2] „Der Pietismus und die moderne Bildung" (Stuttgart 1838).

Digitized by Google

die Schlange im Paradies der erſte Rationaliſt genannt, der Rationalismus aus der Sucht des Ich, ſich von Gott zu entfernen, abgeleitet und demſelben nachgeſagt worden war, daß er die Sünde erlaube[1], ſo nennt Binder das ein falſches Zeugniß, eine baare Verleumdung. „Wie die trotzigen Rationaliſten in dem Pietismus nichts als Aberglauben, ſo wollen die Pietiſten im Rationalismus nichts als Unglauben erkennen.“ Als der dritte und bedeutendſte trat Chriſtian Märklin († 1849), Diakonus in Calw, auf.[2] Er ſtand damals auf dem Standpunkte der Vermittelung von Hegelthum und Chriſtenthum durch Unterſcheidung von Begriff und Vorſtellung, als den verſchiedenen Formen für dieſelbe Wahrheit, eine Unterſcheidung, die ſich doch im praktiſchen Kirchendienſt nicht bewähren wollte. Als Prediger, ſo bekennt er, komme er manchmal in den Fall, daß er, was nach dem Hegel’ſchen Syſtem blos die Form der Vorſtellung iſt, ganz explicite als das Weſen der Sache geben müſſe, wo alſo eigene Ueberzeugung und Bewußtſein der Gemeinde ſo wenig ineinander aufgehen wollen, daß immer ein heimtückiſcher, hinterliſtiger Reſt zurückbleibt. „Für meine eigene Perſon freſſen ſich Religion und Philoſophie nicht, aber für mich als Vicarius, als Pfarrer wollen ſie ſich nicht recht vertragen.“ Seine „Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus“ (1839), Hegel’ſche und Schleiermacher’ſche Gedanken verknüpfend, ſetzt die Eigenthümlichkeit des Pietismus, durch welche er ſich von dem ſonſt auf derſelben Stufe der Reflexion ſtehenden Supernaturalismus unterſcheidet, in den Drang, den Glaubensinhalt zu verinnerlichen, das Chriſtenthum aus einem bloßen Inbegriff von Lehren zu einer Beſtimmtheit des innern Lebens zu machen. Während nun der ältere Pietismus, dieſem Drange gehorſam, ſich in Widerſpruch ſetzte zum Buchſtaben der Orthodoxie und dadurch

[1] Eine Stelle im „Chriſtenboten“ lautet: „Ein Profeſſor und Pfarrer kann tauſendmal ſagen, jene Sünden ſeien wider das Vernunftgeſetz, aber vielleicht iſt er ſelbſt der erſte, der noch einer andern Vernunft folgt, und in heller Vernunft hurt, lügt, ſäuft, geizt.“

[2] D. F. Strauß, „Chriſtian Märklin“ (Mannheim 1851).

der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung wurde, iſt der heutige Pietismus, anſtatt die Sterblichkeit der äußern Form anzuerkennen, der eifrige Bewahrer der ſtabilen kirchlichen Lehrform, er bleibt bei allem Drange nach Verinnerlichung doch bei dem äußerlich Gegebenen als ſolchem ſtehen, verliert ſich aus der Innerlichkeit der Hingebung an das Göttliche in die Aeußerlichkeit des Dogmas, und hält ſie feſt, als wäre ſie das Weſen ſelbſt. So verlegt er den innerlichen Sitz der Sünde in eine äußerliche Perſönlichkeit, den Teufel, und läßt dieſe Perſon von außen herein in den Menſchen wirken. Damit verwickelt ſich der Pietismus in Widerſpruch mit der Wiſſenſchaft und mit ſich ſelbſt. Im Gegenſatz zu dem auf dem Reflexionsſtandpunkte ſtehenden Supernaturalismus, welchem für ſein Aggregat gleichwerthiger Lehren, und im Gegenſatz zu dem ſeinen Gegenſtand gleichfalls nicht in der Wurzel erfaſſenden Rationalismus, welchem für ſein Aggregat ungleichwerthiger Lehren das verknüpfende Princip fehlt, reducirt der Pietismus allen Inhalt des chriſtlichen Glaubens auf den dem Chriſtenthum eigenthümlichen Gegenſatz von Sünde und Gnade, als ſeinen Centralpunkt. Aber er bleibt an der hiſtoriſchen Außenſeite, an dem Stoffartigen der Idee hängen, und darüber entgeht ihm das Innere, die Idee ſelber. Er kennt nur die Religion des Buchſtabens, der Satzung, der Hiſtorie, der Unfreiheit. Nur ein ganz ſinnlich gefärbter Glaube genügt ihm.[1] Sein Moralprincip verhält ſich zur Naturſeite des Menſchen nur negirend, nicht auch poſitiv bildend. Der Pietismus möchte alle andern Zweige am reichen Baume des menſchlichen Lebens außer dem religiöſen abhauen, um dieſem alle Nahrung zukommen zu laſſen. Wenn der Pietismus ſeine

[1] So meint auch Roſenkranz: „Die Flammen der Hölle und die Hörner des Teufels, der Thron Gottes und die Himmelsgarden der Engel, die Aepfel des Paradieſes und das dereinſtige Verbrennen der Welt ſind einem ſolchen, in der Fleiſchlichkeit des Vorſtellens verſunkenen Glauben ebenſo wichtige, ja noch wichtigere Gegenſtände als das Gebot der Liebe, als die Beſtimmung, Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten.“

Digitized by Google

geſchichtliche Beſtimmung, den tiefen Inhalt des chriſtlichen Glaubens aus der Seichtigkeit des Rationalismus und Supernaturalismus wieder herauszuretten, erfüllt haben wird, wird er an ſeinem innern Widerſpruch allmählich von ſelber zu Grunde gehen, und in die Anſchauungsweiſe der ſpeculativen Theologie ſich auflöſen, welche für die nächſte Zukunft die Aufgabe hat, das erſt von ihr wahrhaft begriffene Princip des Proteſtantismus in der Sphäre des Denkens und Handelns zu einem entſprechenden Syſtem zu entfalten.

Märklin hatte „einen Raben aus der Arche der Hegelianer entſendet, zu erfahren, ob die flutenden Waſſer des Pietismus, beſonders im Lande Würtemberg, nicht jetzt ſchon im Verlaufen begriffen ſeien und die Sonne der ſpeculativen Theologie nicht bereits ihre Strahlen in dieſes und jenes Herz geworfen und es für die Hegel'ſche Philoſophie gewonnen habe. Der Rabe kam zurück und berichtete, daß die zürnenden Waſſer noch zu hoch gehen und er ſobald nicht wieder Luſt habe, auszufliegen". Es erſchien alsbald eine Reihe Gegenſchriften von Wilhelm Hofacker (S. 204)[1], Barth (S. 205)[2], vom damaligen marbacher Diakonus Chr. Palmer[3], von J. A. Dorner, damals Profeſſor in Kiel.[4] In allen dieſen Schriften trifft Märklin der Vorwurf, daß er unter der Hülle des modernen Pietismus das Grundprincip und die feierlich ſanctionirten Lehren des bibliſch-kirchlichen Offenbarungsglaubens angegriffen, daß er, den Pietismus verurtheilend, zugleich über die Kirche den Stab gebrochen habe. Denn der Vorwurf, daß der Pietismus dem Gegebenen überhaupt noch einen bleibenden religiöſen Werth zuerkennt, trifft die Kirche ſelbſt. Sobald der Kirche das Factum der durch Chriſti Leben, Sterben und Auferſtehen vollbrachten Erlöſung genommen, und ſie an die Idee rein für ſich gewieſen wird, ſo bleibt wol noch ein Boden, auf dem ſich die philoſophiſche

[1] „Bekenntniß und Vertheidigung" (Stuttgart 1839).
[2] „Der Pietismus und die ſpeculative Theologie" (Stuttgart 1839).
[3] „An Freunde und Feinde des Pietismus" (Stuttgart 1839).
[4] „Der Pietismus und ſein ſpeculativer Gegner" (Hamburg 1840).

Schule anbauen und ergehen kann, aber keiner mehr für die Kirche. Die ſpeculative Theologie biete dem Volke ſtatt concreter Beſitzthümer nur luftige Ideen, ſtatt der compacten maſſiven Goldmünzen papierene Aſſignaten. So heruntergekommen ſei unſere Kirche doch nicht, daß ſie mit der neuern Wiſſenſchaft den Tauſch des Glaukus mit dem Diomedes eingehen müßte. Märklin wollte nun dieſes allerdings nicht Wort haben.[1] Er ſah in ſeiner Anſicht nur einen neu hervorgetriebenen Zweig aus dem Stamme des Chriſtenthums oder des Geiſtes auf der Stufe, deren Ausdruck auf gleiche Weiſe das wahrhafte Chriſtenthum iſt. Wie in der ſpeculativen Philoſophie, ſo ſeien auch im Chriſtenthum die Grundbegriffe der Identität des Menſchlichen und Göttlichen vorhanden, und zwar realiter in Jeſus von Nazareth, durch deſſen Perſon die an ſich ſeiende Einheit des Menſchen mit Gott zur thatſächlichen Gewißheit des frommen Selbſtbewußtſeins werde. Damit, daß die ſpeculative Theologie die Gewißheit von dem, was chriſtliche Wahrheit ſei, nicht ſchon auf ein äußeres Zeugniß als ſolches, ſondern auf die Bewahrheitung deſſelben durch und aus ſich ſelbſt baut, ſchließt ſie ſich an die echt proteſtantiſche Lehre von dem testimonium Spiritus sancti in nobis an. Die ſpeculative Theologie iſt das Reſultat der geſammten neuern theologiſchen Bildung, eine weitere Entwickelungsſtufe der Theologie auf ihrem geſchichtlichen Wege. Zu dieſen Erwiderungen bemerkte Hofacker: „Märklin verläßt die Ebene Metidja etwas feige mit etlichen Schüſſen, die ſeinen Rückzug ſalviren ſollten.“ Nachdem Feuerbach auf das von Strauß gefundene i den Punkt geſetzt hatte, ging auch Märklin immer weiter in der Negation. Alles Poſitive habe ſich überlebt, ſtatt deſſen nun das rein Humane, das echt Menſchliche hervorzubilden und ins Leben einzuführen ſei.

[1] Die Anzeige ſeines Buches im „Chriſtenboten“ veranlaßte ihn zu der Schrift „Das Ketzergericht des Chriſtenboten“ (Stuttgart 1839). Und weiter erließ er ein Antwortſchreiben an Barth unter dem Titel: „Die ſpeculative Theologie und die evangeliſche Kirche“ (Stuttgart 1840).

Digitized by Google

„Ich will aus voller Seele ein Heide ſein; denn hier iſt doch Wahrheit, Natur, Größe.“ Die Theologie mache die Leute unwahr, herrſchſüchtig, unduldſam und unnatürlich. Man ſollte polizeilich vor ihr warnen. So nicht blos aus dem Glauben der Kirche, ſondern aus dem chriſtlichen Princip herausgetreten, vertauſchte er ſein Kirchenamt mit einer Profeſſur am Gymnaſium in Heilbronn. Von da an nahm die pietiſtiſche Partei zu an Macht und Einfluß auf das kirchliche und wiſſenſchaftliche Leben in Würtemberg, „dem Land, in welchem dieſer Weichſelzopf am üppigſten wuchert“. Die Redactoren der „Süddeutſchen Warte“ (S. 207) durften es wagen, Chr. F. von Baur's, zu deſſen Füßen ſie geſeſſen, Entfernung vom theologiſchen Lehramt zu verlangen.

Den Zwieſpalt der Hegel'ſchen Philoſophie und des Pietismus hat noch einmal grell beleuchtet der anonyme Roman: „Eritis sicut Deus“ (1854). Nach der Verſicherung ſeiner Verfaſſerin[1] iſt er nicht aus menſchlichem Kitzel, ſondern aus höherm Anregen unternommen worden. „Der Herr liebt es, die Wahrheit von Kindern und Narren bezeugen zu laſſen, wenn die Weiſen zu Narren geworden ſind.“ Die Zeit der erſten Liebe war vorüber. Die Stillen im Lande wurden abgelöſt von den Männern der ſchärfern Tonart. Dem Pietismus entwuchs der Confeſſionalismus, eine Frucht, die nicht allen Gläubigen lieblich ſchmeckte.

---

[1] Als ſolche wird genannt Wilhelme Canz in Großheppach, die der Beihülfe ihres geiſtlichen Bruders ſich bedient habe.

Zur neueſten Geſchichte des päpſtlichen Archivs.

Von

Privatdocent **Dr. S. Löwenfeld** in Berlin.

Digitized by Google

Nachdem die päpſtlichen Archive aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft wieder heimgekehrt waren, trat derjenige Mann an ihre Spitze, welcher durch eine langjährige Thätigkeit unter ſeinem Oheim Gaetano Marini und durch ſeine geſchickte Ueberführung der Archivalien von Paris nach Rom ſich das größte Anrecht auf den Poſten eines Präfecten erworben hatte, — Marino Marini.[1] Wie ſein Vorgänger ſo war auch er ein Mann von großer Gelehrſamkeit, von liebenswürdigem Weſen und ſtets bereit, ſeine Zeit und ſeine Kenntniſſe den Gelehrten zur Verfügung zu ſtellen, denen eine ſelten gewährte Vergünſtigung die Benutzung des vaticaniſchen Archivs geſtattete. Denn trotz der Fürſorge, welche Gregor XVI. und Pius IX. ihm zuwandten, blieb es im allgemeinen der wiſſenſchaftlichen Forſchung unzugänglich. Nur wenigen bevorzugten Männern, wie Pertz, Palacky, Höfler und Dudik, wurden eine Anzahl Regeſtenbände zur Durchſicht vorgelegt, und ſelbſt in dieſen Ausnahmefällen trieb man die Vorſicht ſo weit, daß jeder Band einzeln

[1] Dieſer Aufſatz bildet Fortſetzung und Schluß der im letzten Jahrgang des „Hiſtoriſchen Taſchenbuchs“ veröffentlichten „Geſchichte des päpſtlichen Archivs bis zum Jahre 1817“. Zu der dort angegebenen Literatur iſt noch hinzuzufügen: G. B. de Roſſi, „La biblioteca della sede apostolica ed i catalogi dei suoi manoscritti“ (Rom 1884), aus den „Studi e documenti di storia e diritto V“; ferner das „Regestum Clementis V, Annus I. Rom. 1885“, deſſen „Prolegomena“ eine documentirte Geſchichte des Archivs aus der Feder Palmieri's enthalten. Mein Aufſatz befand ſich bereits in den Händen der Redaction, als mir jene Bücher zu Geſicht kamen.

Digitized by Google

in das Bureau des Archivpräfecten gebracht und unter deſſen Aufſicht durchgeſehen werden mußte. Wollte ein europäiſcher Hof Abſchriften aus den Regiſtern haben, ſo bedurfte es einer Autoriſation von ſeiten des Cardinal-Staatsſecretärs, und ſobald dieſe erlangt war, fertigten die Archivbeamten ein ſummariſches Verzeichniß der das Land betreffenden Stücke an und lieferten gegen ein — wie es ſcheint — feſtes Honorar Abſchriften der ausgewählten Urkunden.[1] Wenigſtens war dies der Weg, den der petersburger Hof in den dreißiger Jahren einſchlagen mußte; daß es aber auch Seitenwege gab, auf denen man zu Abſchriften gelangen konnte, daß man mit Erfolg den preußiſchen Hof einfach dem befreundeten ruſſiſchen ſubſtituirte, zeigt ein lehrreicher, bisher unbekannter Brief an den Grafen Raczynſki, der gerade damals mit ſeinem Urkundenwerk über Großpolen beſchäftigt war.[2] Der Director des liegnitzer Gymnaſiums ſchreibt an den Grafen unter anderm: „...... Darum melde ich vorläufig blos, wie ich in das geheime vaticaniſche Archiv gedrungen bin, ſoweit ſich dies einem Briefe anvertrauen läßt. Monſ. Marini iſt dem preußiſchen Geſandten, Geheimrath Bunſen, vielen Dank ſchuldig. Bunſen wußte, daß er vor einiger Zeit eine Sammlung beglaubigter Abſchriften von Urkunden für ruſſiſche und polniſche Geſchichte für den petersburger Hof zu machen autoriſirt war, und hatte ein Verzeichniß dieſer Urkunden. Mit dem Bevollmächtigten ruſſiſcherſeits hatte ſich aber Monſ. Marini veruneinigt, nachdem zwei Volumina Urkunden geliefert waren. Bunſen theilte mir dies alles mit, und mit mir Monſ. Marini beſuchend, ſchlug er dieſem vor, die Fortſetzung dieſer Sammlung für Sie zu machen unter denſelben pecuniären Bedingungen: 1 Piaſter für die Urkunde an geheimen Archivgebühren und 4 Paoli

[1] Auch in den vorhergehenden Jahrhunderten war es der Archivar, der den geiſtlichen Orden Abſchriften für ihre Bullarien und der franzöſiſchen Regierung die fehlenden Stücke von Innocenz' III. Regeſten lieferte. Pertz, „Archiv", V, 28.

[2] Das Original des Briefes vom 8. Mai 1837 befindet ſich in der Raczynſki'ſchen Bibliothek in Poſen, Ms. II, H. 66, 27.

Digitized by Google

Copialien[1]; Ihr Unternehmen werde vom preußiſchen Hofe gebilligt, der preußiſche und ruſſiſche Hof ſeien befreundet, er bedürfe alſo gar keiner neuen Autoriſation des Staatsſecretärs. Dies leuchtete Monſ. Marini ein; und nach wenigen Tagen hatte ich die Originalverzeichniſſe aller Urkunden, die ſich auf polniſche Geſchichte beziehen, bis ins 16. Jahrhundert hinein in meinen Händen, um gemeinſchaftlich mit Bunſen die Auswahl zu treffen." Der Brief iſt ein intereſſanter Beweis dafür, daß man im päpſtlichen Archiv das Wort „diplomatiſch" nicht blos mit „urkundlich" überſetzt hat. Die Praxis, die man dort noch befolgt hat zu einer Zeit, wo man über die Mittheilung von Documenten bereits liberalern Anſchauungen huldigte, konnte leicht bei vielen den Verdacht hervorrufen, daß es mehr auf eine Begünſtigung der Perſon als der wiſſenſchaftlichen Intereſſen abgeſehen war.[2]

Als Marini im Jahre 1858 ſtarb, wurde Auguſtin Theiner zu ſeinem Nachfolger ernannt. In Deutſchland geboren und erzogen, auf deutſchen Univerſitäten herangebildet, ſchloß ſich Theiner frühzeitig der freiern Richtung der Theologie an und unternahm mit Unterſtützung der preußiſchen Regierung eine größere wiſſenſchaftliche Reiſe nach London, Paris und Wien. Allein quälende religiöſe Zweifel, die er nicht zu überwinden vermochte, beſtimmten ihn, nach Rom zu gehen, und hier fand er nicht nur ſeine innere Ruhe wieder, ſondern auch das Feld, auf dem ſich ſein reiches wiſſenſchaftliches Talent ungehindert entfalten konnte. Als er die Leitung des vaticaniſchen Archivs

---

[1] 1 Piaſter = 4,5 Mark, 1 Paolo = 0,44 Mark.

[2] Bezeichnend ſind Böhmer's Worte an Kopp in Luzern bei Janſſen, „Böhmer's Leben", III, 222: „Wenn der Cardinal-Staatsſecretär ſagt: Sie dürfen zwar nicht ins Archiv, aber Sie möchten nur kommen, er wolle Ihnen ſchon behülflich ſein, ſo hat er Ihnen alles zugeſtanden, was Sie nur verlangen können.... Rom gibt im Princip niemals etwas zu, aber alles im einzelnen Fall.... Was liegt Ihnen daran, ob Sie zu den Archiven hinein, oder ob die Archive wie zu Raumer, Pertz, Höfler, Palacky, mir und Dudik herauskommen?"

Digitized by Google

übernahm, genoß er bereits den Ruf eines hervorragenden Gelehrten. Die neue Stellung gab ſeinen fernern Arbeiten Richtung und Ziel. Die unvergleichlichen Schätze, deren Hüter er geworden, ſollten durch ihn ſelbſt der Wiſſenſchaft zugeführt werden; und ſo begann er aus der langen Reihe der Regeſtenbände viele Tauſende von Urkunden auszuwählen und nach nationalen Geſichtspunkten zu ordnen. Er ging hierbei, wahrſcheinlich aus rein praktiſchen Gründen, nicht über das Ende des vorigen Jahrhunderts hinaus. Als „Vetera Monumenta“ bezeichnete er die Sammlungen, welche er in merkwürdig kurzen Zwiſchenräumen zur Geſchichte Ungarns, Polens und Litauens, der ſüdſlawiſchen Völker, Irlands und Schottlands erſcheinen ließ. Dazu kamen in drei großen Foliobänden ein diplomatiſcher Codex, betreffend die weltliche Herrſchaft des Heiligen Stuhls, die Acten des Tridentiner Concils[1], und ſchon vorher, alle dieſe Werke überragend, die Fortſetzung der „Annales ecclesiastici“ von Baronio und Raynaldi. Wie man ſieht, waren in dieſen Publicationen gerade diejenigen Länder nicht bedacht, welche während des Mittelalters in den allerengſten Beziehungen zum Papſtthum geſtanden hatten — Deutſchland, Frankreich und England.

In Deutſchland hatte man ſich mit der Zeit ſo ſehr daran gewöhnt, jeder Hoffnung auf Erſchließung des päpſtlichen Archivs zu entſagen, daß man im Jahre 1876 an einer Schrift achtlos vorüberging, die ſonſt das größte Aufſehen hätte erregen müſſen. War auch ihr Verfaſſer, Peter Andreas Munch, ein Norweger und die Sprache, der er ſich bediente, norwegiſch (däniſch), ſo kann doch darin allein der Grund einer ſo auffallenden Nichtbeachtung unmöglich gefunden werden. Denn Munch galt als der bedeutendſte Hiſtoriker der nordiſchen Reiche, und die Kenntniß ſeiner Sprache iſt bei uns keineswegs ſo ſelten, wie ich ſelbſt früher, unter mangelhafter Beurtheilung der Sachlage, anzunehmen geneigt war.[2] Das Bekanntwerden der Schrift

---

[1] Kurz nach ſeinem Tode herausgegeben.

[2] „Zeitſchrift für Kirchengeſchichte“, III, 141.

Digitized by Google

in Deutſchland und ihre Ueberſetzung fällt mit den Gerüchten zuſammen, welche nach der Thronbeſteigung Leo's XIII. über die Erſchließung der Archive auftauchten und mit der Berufung Hergenröther's nach Rom ein Ende fanden. Als die „Aufſchlüſſe über das päpſtliche Archiv“ erſchienen[1], erregten ſie allgemeines Aufſehen, zugleich aber auch ein Staunen darüber, daß das Schriftchen erſt elf Jahre nach des Verfaſſers Tode in die Oeffentlichkeit trat, und in gewiſſen Kreiſen auch ein Gefühl des Misbehagens, das, offen geſtanden, nur zu ſehr gerechtfertigt war. Munch hatte nämlich ſeine Abhandlung im Jahre 1860 in Rom verfaßt und ſie von dort an die Akademie der Wiſſenſchaften nach Chriſtiania geſandt. Als er dann heimkehrte, deponirte er ſie im Reichsarchiv und fügte die Beſtimmung hinzu: die Arbeit dürfe nicht veröffentlicht werden, ſolange der Präfect des vaticaniſchen Archivs, P. Theiner, am Leben ſei. Wenige Jahre darauf ſtarb Munch während eines zweiten Aufenthalts in Rom, und ſeine Schrift blieb ungedruckt liegen, bis Theiner im Jahre 1874, fern vom römiſchen Hofe, in der Verbannung aus dem Leben geſchieden war.

Als man dieſe Dinge im Vorwort las, hatte man ſofort das Gefühl, daß Theiner durch Veröffentlichung der Schrift bei ſeinen Lebzeiten aufs ſchwerſte compromittirt worden wäre; und die Vermuthung lag nahe, daß er dem norwegiſchen Gelehrten die Benutzung des Archivs entweder ohne Erlaubniß des Papſtes oder, wenn mit Erlaubniß, doch in freierer Weiſe geſtattet hat, als ſeine Vollmacht es zuließ. Man erinnerte ſich bei der Gelegenheit an den zur Zeit des Vaticaniſchen Concils gegen ihn erhobenen Vorwurf, daß er den deutſchen und öſterreichiſchen Biſchöfen der Oppoſition urkundliches Material geliefert hätte.

---

[1] Im 4. Bande der Löher'ſchen „Archivaliſchen Zeitſchrift“, und in beſonderer Ausgabe Berlin 1880, überſetzt von S. Löwenfeld. Der norwegiſche Titel lautet: „Oplysninger om det pavelige Archiv og dets Inhold, fornemmelig Regesterne og disses Indretning samt om det Udbytte, heraf er at hente for Nordens og isaer Norges Historie, udgivet af Dr. G. Storm“ (Chriſtiania 1876).

Aber wie die Thatſachen ihn von dem letztern Vorwurf befreit haben, ſo wird man auch im erſtern Falle nicht von einem gewöhnlichen Vertrauensbruch reden dürfen; es handelte ſich da um einen Conflict zwiſchen liberaler Auffaſſung des Archivgeheimniſſes und den überkommenen Beſtimmungen, die aufzuheben oder zu modificiren man ſich nicht entſchließen konnte. Und ein Mann wie Theiner, der nicht nur ſelbſt eine rieſenhafte Thätigkeit entwickelte, ſondern auch an dem wiſſenſchaftlichen Leben um ihn her den regſten Antheil nahm, mochte in einem ſolchen Conflict zuweilen eine Entſcheidung treffen, die nicht den Beifall aller am römiſchen Hofe vertretenen Parteien fand.[1] Aber der Schein ſprach gegen ihn.

Man pflegt heutzutage, wo wir über einzelne Regiſtergruppen vortrefflich unterrichtet ſind, auf die Munch'ſche Schrift mit einer gewiſſen Geringſchätzung herabzuſehen, hauptſächlich wegen des Mangels diplomatiſcher Kenntniſſe, der ſich an manchen Stellen verräth, und einer gewiſſen Syſtemloſigkeit in der Anordnung der behandelten Materien. Aber man vergißt, daß Munch weder ein Inventar liefern noch die Regiſterbände unter einem diplomatiſchen Geſichtspunkt betrachten wollte. Munch war vor allem Hiſtoriker; ihm kam es nur darauf an zu zeigen, welch unendlicher Stoff hier noch unverarbeitet liege, und ſeine Fachgenoſſen auf einem Felde zu orientiren, das zu betreten ihm eine ſeltene Gunſt des Schickſals geſtattet hatte. Er war nicht wie ein Führer, der vor jedem Bilde ſtehen bleibt und ſeine Entſtehung, ſeine Compoſition, ſeinen Inhalt ausführlich erörtert, ſondern der in kurzer Zeit einen Gang durch das Muſeum wagt und den Fremden zunächſt auf weite Gruppen von Bildern aufmerkſam macht, vielleicht hier und da bei einem hervorragenden Vertreter einer Kunſtrichtung verweilt, aber vor allem danach ſtrebt, den Eindruck der Totalität hervorzubringen. Und ſo beurtheilt, ſcheint mir Munch auch heute noch der beſte Cicerone für jeden zu ſein, der zum erſten mal das Archiv betreten will.

[1] Vgl. ſeinen Brief an Pertz im „Neuen Archiv“, VII, 189.

Digitized by Google

Zu Theiner's Nachfolger wurde Bernardino Roſi beſtellt. Aus ſeiner fünfjährigen Verwaltungsthätigkeit iſt nichts zu berichten; aber ſeine Präfectur hat dadurch eine gewiſſe Bedeutung erlangt, daß die erſten Gerüchte über die Erſchließung der Archive und die erſten Maßnahmen des Papſtes in dieſelbe fallen. Schon im September 1878 verbreitete ſich Leo XIII. in einem Moto proprio für die vaticaniſche Bibliothek auch über den Werth und die Bedeutung der Archive.[1] Als Roſi ſtarb, berief Leo XIII. durch ein Breve vom 20. Juni 1879 den kurz vorher zum Cardinal ernannten Profeſſor Hergenröther aus Würzburg als Praeses Vaticani Tabularii nach Rom. Mit dieſem Breve datirt eine Epoche in der Geſchichte des päpſtlichen Archivs. Wurde daſſelbe auch erſt zwei Jahre ſpäter für Studienzwecke geöffnet, ſo hatte der Papſt doch ſchon damals den Bruch mit den traditionellen Anſchauungen vollzogen und die Abſicht kundgegeben, auch die Conſequenzen ſeiner abweichenden Denkweiſe zu ziehen, unbekümmert um den Widerſtand ſowol der einen, welche in jeder wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung eine Gefahr für die Religion erblicken, wie der andern, welche aus einer Veröffentlichung der päpſtlichen Documente die ſchwerſten Angriffe gegen die Kirche befürchteten.[2] Es verlohnt ſich wol der Mühe, dem Urſprung dieſes Syſtemwechſels noch etwas weiter nachzuſpüren, zumal es feſtſteht, daß weder aus der Theiner'ſchen Richtung, wenn ich ſie ſo nennen darf, noch aus der Einwirkung irgendeiner gelehrten Partei die Reform des Archivweſens hervorgegangen iſt, ſondern aus der eigenſten Initiative des Papſtes ſelbſt, d. h. aus der teleologiſchen Richtung ſeiner Philoſophie und aus einem klaren Verſtändniß für das wiſſenſchaftliche Bedürfniß der Zeit. Und dieſe beiden Momente finden wiederum

---

[1] „Moto proprio della Santità di N. S. Papa Leone XIII sulla Biblioteca Apostolica Vaticana" (Rom 1878). Vgl. Bonghi, „Leone XIII" (Città di Caſtello 1884), S. 23; Gottlob im „Hiſtoriſchen Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft", VI, 278.

[2] Schon im Jahre 1879 haben einige Mitglieder der École française de Rome ihre Regiſterarbeiten begonnen.

Digitized by Google

ihre Erklärung in dem Studiengang und der diplomatiſchen Laufbahn Leo's XIII.

Schon im römiſchen Colleg, wo der junge Pecci ſeine Ausbildung erhielt, traten ſeine eminenten geiſtigen Fähigkeiten bei mannichfachen Gelegenheiten glänzend hervor.[1] Im Alter von 15 Jahren hielt er eine öffentliche Rede in lateiniſcher Sprache über „das chriſtliche Rom verglichen mit dem heidniſchen", und vier Semeſter ſpäter bekam er den erſten Preis für ſeine Leiſtungen in der Phyſik. Von der philoſophiſchen Facultät, wie wir es nennen würden, — ohne daß man das Collegium Romanum mit unſern Univerſitäten vergleichen dürfte —, trat er zur theologiſchen über, und hier war es, wo er den Grund zu ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit legte. Neigung und praktiſches Bedürfniß erweiterten im Laufe der Jahre ſeinen Studienkreis mehr und mehr, und ſo konnte es geſchehen, daß er in einem Alter, wo andere junge Männer kaum ihr letztes Examen hinter ſich haben, ſich auf dem Gebiet der Theologie und Philoſophie ebenſo heimiſch fühlte wie auf dem der Jurisprudenz. Mit 33 Jahren ward er apoſtoliſcher Nuntius am Hofe Leopold's I. in Brüſſel; er intereſſirte ſich lebhaft für das belgiſche Univerſitäts- und Schulweſen; er ſah dem wiſſenſchaftlichen Kampfe zwiſchen den Jeſuiten von Namur und den löwener Profeſſoren, bei denen die Lehren Lamennais' Eingang gefunden hatten, nicht unthätig zu. Seine Stellung brachte ihn mit den hervorragendſten Männern aus den verſchiedenſten Lebenskreiſen in Berührung. Die hiſtoriſchen Studien ſtanden in den vierziger Jahren faſt überall in höchſter Blüte. Und es iſt undenkbar, daß ein Mann wie Pecci, der auch unter den veränderten Verhältniſſen des Hoflebens ſeinen Büchern treu blieb, den wiſſenſchaftlichen Trieb der Zeit nicht bemerkt und verſtanden haben ſollte. Als er nach dreijähriger Wirkſamkeit von ſeinem Poſten abberufen wurde,

[1] Leo XIII. iſt am 2. März 1810 in Carpineto geboren und erhielt von ſeinem Taufpathen, dem Biſchof Joachim Toſi von Anagni, den Namen Joachim. Sein Vater war der Conte Lodovico Pecci, ſeine Mutter Anna Pecci aus dem Hauſe Proſperi.

Digitized by Google

machte er vor der Heimkehr nach Italien eine Reiſe nach England, Frankreich und dem weſtlichen Deutſchland, um die politiſchen Inſtitutionen dieſer Länder durch den Augenſchein kennen zu lernen.[1]

Wenn es auch nicht unſere Aufgabe ſein kann, den Lebensgang Leo's XIII. an dieſer Stelle weiter zu verfolgen, ſo verdient es doch hervorgehoben zu werden, daß er als Biſchof von Perugia die Lehre des heiligen Thomas von Aquino nicht blos zur Richtſchnur ſeines eigenen Denkens und Handelns, ſondern zur Grundlage einer jeden religiöſen Ueberzeugung machen wollte, und das Studium des Philoſophen der Geiſtlichkeit ſeiner Diöceſe aufs nachdrücklichſte empfahl. Wie 20 Jahre ſpäter an der Spitze der Chriſtenheit ſtehend, ſo gründete er damals ſchon, natürlich in kleinerm Umfange, als Verwalter einer Kirchenprovinz eine Akademie des heiligen Thomas, einen Verein, in welchem Fragen aller Art unter den vom Aquinaten vorgezeichneten Geſichtspunkten betrachtet wurden.[2] Thomas habe, — ſo ungefähr heißt es in der Encyclica vom 4. Auguſt 1879 —, die Doctrinen der Kirchenväter und der Scholaſtiker wie kein anderer ſich zu eigen gemacht und ſelbſtthätig gefördert; er krönt das Gebäude der ſcholaſtiſchen Philoſophie, in welchem eine Verſöhnung des Glaubens und des Wiſſens gefunden werde.[3]

---

[1] Vidieu, „Le pape Léon XIII" (Paris 1878), S. 26.

[2] Im Jahre 1859; vgl. De Waal, „Unſers heiligen Vaters Papſt Leo's XIII. Leben" (Münſter 1881). Die Statuten der Akademie bei Vidieu, a. a. O., S. 138. — Das Schreiben Leo's XIII. an den Cardinal de Luca vom 15. October 1879 bei Vering, „Archiv für katholiſches Kirchenrecht", XLIII, 44. Es behandelt die Gründung einer Akademie des heiligen Thomas in Rom und eine kritiſche Ausgabe ſeiner Werke.

[3] Die Encyclica bei Vering, „Archiv", XLII, 364: „Praeterea cum illud sit scholasticorum Theologorum proprium ac singulare, ut scientiam humanam ac divinam arctissimo inter se vinculo coniunxerint etc." Ferner: „Iam vero inter schol. doctores omnium princeps et magister longe eminet Thomas Aquinas qui . . . . illorum (i. e. sanctorum doctorum) doctrinas,

Von ihren Principien müßten die Geiſteswiſſenſchaften ebenſo wie die empiriſchen ausgehen, wenn ſie ihr hohes Anſehen noch vergrößern wollten.[1] Papſt Leo ſelbſt iſt ein unbedingter Anhänger der thomiſtiſchen Doctrin. Aus dieſer Richtung ſeines Geiſtes wird ein künftiger Biograph die meiſten Maßnahmen des Papſtes erklären müſſen; denn Leo XIII. gehört zu denjenigen Männern, welche nicht vom veränderlichen Standpunkt des Zeitgeiſtes, ſondern von der höhern Warte eines fertigen Syſtems Menſchen und Zuſtände zu überblicken und zu beurtheilen gewohnt ſind. Aus dieſer Geiſtesrichtung erklärt ſich auch ſeine philoſophiſche Auffaſſung der Geſchichte, welche in dem berühmten Schreiben vom 13. Auguſt 1883 einen in ſeiner Art claſſiſchen Ausdruck gefunden hat.[2] Indem wir bei den hier niedergelegten Gedanken noch etwas länger verweilen, werden wir den Entſchluß des Papſtes verſtehen lernen, die Thüren des vaticaniſchen Archivs zu öffnen, nachdem ſie länger als drei Jahrhunderte verſchloſſen waren.

„Wenn man die unvergänglichen Denkmäler der Geſchichte", ſchreibt der Papſt, „mit ruhigem und vorurtheilsfreiem Geiſte betrachtet, ſo ſind ſie ſelbſt die beſte und geeignetſte Apologie der Kirche und des Papſtthums. Es ergibt ſich aus ihnen die wahre Natur und die Größe der chriſtlichen Inſtitutionen. Mitten in den furchtbaren Kämpfen und herrlichen Siegen erſcheint die Kirche in ihrer Kraft und ihrer göttlichen Stärke,

---

velut dispersa cuiusdam corporis membra in unum collegit et coagmentavit, miro ordine digessit" etc.

[1] „Archiv", XLII, 368: „Demum cunctae" etc.; vgl. auch „Discours de Léon XIII" (Paris 1884), S. 165 fg.

[2] Gerichtet an die Cardinäle Anton de Luca, Vicekanzler, Johannes Baptiſta Pitra, Bibliothekar, und Joſeph Hergenröther, Präfecten der vaticaniſchen Archive. — Der lateiniſche Text iſt zu finden bei Vering, „Archiv für katholiſches Kirchenrecht", L, 428; eine franzöſiſche Ueberſetzung in der „Revue des questions historiques", XXXIV, 353, eine deutſche in der „Germania", 1883, Nr. 192, 193 vom 24. und 25. Auguſt, und daraus abgedruckt in der (Münchener) „Allgemeinen Zeitung", 1883, Nr. 237, 238, vom 26. und 27. Auguſt.

Digitized by Google

und im deutlichen Lichte der Thatſachen zeigen ſich und glänzen die bedeutenden Wohlthaten, welche von den Päpſten allen Völkern zutheil geworden ſind, beſonders reichlich aber dem Lande, in welchem die göttliche Vorſehung den apoſtoliſchen Stuhl gegründet hat." Darum bemühten ſich die Gegner des Papſtthums, vor allem „den Zeugen ſo großer Thaten" anzugreifen. Das hätten bereits vor drei Jahrhunderten die magdeburger Centuriatoren gethan, und nach ihnen faſt ſämmtliche Schulen, welche von der alten Lehre ſich abwendeten, ja ſogar manche Italiener katholiſchen Glaubens. Man gruppire die Thatſachen der Geſchichte in durchaus parteiiſcher Weiſe, man bringe hundertmal widerlegte Fabeln immer wieder ans Tageslicht, man ſcheue ſich nicht, in die unſichern Geheimniſſe des Privatlebens der Päpſte mit illoyaler Verſchlagenheit einzudringen, um den Neigungen eines ſkandalſüchtigen Publikums entgegenzukommen; und wenn man dem Charakter und den hervorragenden Eigenſchaften eines Papſtes gar nichts Böſes mehr nachſagen könne, dann ergehe man ſich in allgemeinen Vorwürfen, daß die Kirche ſich an der Civiliſation der Völker verſündigt habe. Und dieſe Lügen ſchlichen ſich in umfangreiche Bände wie in knappe Broſchüren, in die flüchtigen Blätter der Tagespreſſe wie in die verführeriſchen Actionen des Theaters. Mit größerer Berechtigung als jemals könne man heute die Behauptung aufſtellen: die Geſchichtſchreibung ſei eine Verſchwörung gegen die Wahrheit.[1] Der Papſt bedauert es, daß dieſe Methode der Geſchichtsfälſchung in die Schulen Eingang gefunden habe, zumal in die Hochſchulen, „wo man von der Erzählung der Thatſachen zur Ergründung der Thatſachen übergehe und auf freventliche Vorurtheile Theorien aufbaue, welche mit der göttlichen Offenbarung oft in ſchneidendem Widerſpruch ſtünden und nichts anderes bezwecken, als all den Segen der chriſtlichen Inſtitutionen im Laufe der Ereigniſſe und im Leben der Völker zu leugnen

---

[1] „Encyclica", a. a. O., S. 429: „artem historicam coniurationem hominum videri adversus veritatem."

oder gar zu verbergen. So machen es die meiſten, ohne weiter zu beachten, welche Inconſequenzen und Abſurditäten dabei unterlaufen und welch ein Dunkel ſie dadurch über die Philoſophie der Geſchichte verbreiten". Das heißt mit andern Worten: Die Vorſehung hat das Papſtthum zum Heil der Menſchen eingeſetzt und ſeine Geſchicke geleitet, folglich müſſen alle Aeußerungen und Handlungen der Päpſte ihrer hohen Beſtimmung entſprochen haben und die durch ſie begründeten Verhältniſſe in den Abſichten der Vorſehung enthalten geweſen ſein. Die ſicherſten Zeugen dieſer Thätigkeit liegen in den Documenten der päpſtlichen Archive. Wer dieſe ſtudirt und wahrheitsgemäß verwerthet, muß unfehlbar dahin gelangen die gottgewollte Größe des Papſtthums anzuerkennen. Ja, die Uebereinſtimmung oder der Widerſpruch, zu welchem der Hiſtoriker mit der Offenbarung und ihren Abſichten gelangt, muß einen Prüfſtein ſeiner Forſchung und ſeiner Geſinnung abgeben. Und obwol der Papſt mit dieſer Auffaſſung ſich in einen ſtricten Gegenſatz ſtellt zur modernen Geſchichtswiſſenſchaft, welche keine andere Vorausſetzung kennt als die der kritiſchen Methode, und kein anderes Ziel als die Wahrheit der Thatſache, ohne Rückſicht auf ihre teleologiſche Verwendbarkeit, ſo räumt er dennoch auch den Vertretern dieſer Richtung die Benutzung des Archivs ein, weil er überzeugt iſt, daß ſie ſelbſt auf ihrem Wege zu denſelben Reſultaten gelangen würden wie er auf dem ſeinigen. Nur Eins müſſe der Hiſtoriker beſtändig feſthalten: ſich nicht zum Diener einer Partei zu erniedrigen; „das erſte Geſetz der Geſchichte iſt: keine falſche Behauptung zu wagen, ſodann: keine Scheu zu hegen, die Wahrheit zu ſagen, und den Verdacht fern zu halten, daß Schmeichelei oder Voreingenommenheit die Feder führt".[1] Aus ſolchen Erwägungen heraus iſt der Papſt zu dem Entſchluß

---

[1] „Encyclica", a. a. O., S. 433. Die ſchönen Worte lauten: „primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat: deinde ne quid veri non audeat; ne qua suspicio gratiae sit in scribendo, ne qua simultatis."

Digitized by Google

gelangt, „die Erlaubniß zum Gebrauch aller Hülfsquellen zu ertheilen, welche die literariſchen Schätze des Archivs zur Förderung der Religion und der wahren Wiſſenſchaft bieten können".

Wenige Monate nach der Ernennung Hergenröther's zum Präfecten des Archivs, wurde Profeſſor Pietro Balan, deſſen Name in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen Italiens nicht unbekannt war, zum Sottoarchivista beſtellt. Balan hatte ſich durch ſeine geſchickte Feder und durch den Eifer, mit dem er die Intereſſen des Papſtthums verfocht, die Gunſt Pius' IX. und in noch höherm Maße die ſeines Nachfolgers erworben, und zugleich damit eine Anzahl von Aemtern, die ihm wenig Arbeit, aber viel Einnahmen und Ehren einbrachten. Leo XIII. ſah ihn gern und holte ſich in hiſtoriſchen Fragen nicht ſelten Rath und Belehrung bei ihm. Wenn trotzdem die Zahl ſeiner Feinde innerhalb und außerhalb des römiſchen Hofes täglich wuchs, ſo hatte das ſeinen Grund nicht blos in dem Neide, dem unzertrennlichen Begleiter des Glücks, ſondern einmal in ſeinem Verhalten gegen die reformatoriſchen Abſichten des Papſtes und des Archivpräfecten, und ferner in dem offenkundigen Misbrauch ſeiner Amtsgewalt. Die frühern Beſtimmungen über Aushändigung der Materialien mußten natürlich unter den neuen Verhältniſſen, welche eine liberalere Praxis zur Geltung brachten, eine Aenderung erleiden. Balan hat ſich den ausgeſprochenen Abſichten beſtändig widerſetzt, ebenſo wie er der Frage einer Ordnung und Regiſtrirung der Archivalien nicht das geringſte Gehör ſchenkte. Beides erklärt ſich vollkommen daraus, daß er durch die feſten Beſtimmungen eines liberalen Reglements jede perſönliche Einwirkung auf die Auslieferung des Materials verloren hätte, und daß durch die Herſtellung eines gedruckten oder handſchriftlichen Inventars mancher Gelehrte auf Stücke aufmerkſam geworden wäre, deren Publication er ſich ſelbſt vorbehalten mochte. Daß ſolche Gewohnheiten, in Verbindung mit einer entſchieden autokratiſchen Neigung, zu den größten Misſtänden

Digitized by Google

in einem vielbenutzten Archiv führen müſſen, liegt auf der Hand. Sie haben ſchließlich Balan's Sturz herbeigeführt.

Der Studienſaal, welcher früher nur von der vaticaniſchen Bibliothek aus zugänglich war, hat jetzt einen beſondern Eingang erhalten; auch darin hat ſich die vollzogene Trennung der Archiv- und der Bibliotheksverwaltung kundgegeben. Ringsherum, an den Wänden des Saals, ſtehen große, mit Drahtgittern verſehene Schränke, in denen die päpſtlichen Regiſterbände aufgeſtellt ſind. Kein Bild, keine Statue, an denen der Vatican ſo unermeßlich reich iſt, ſchmückt den der wiſſenſchaftlichen Arbeit geweihten Ort. Nur eine einfache Büſte des Papſtes mit einer kurzen Inſchrift darunter unterbricht die Monotonie des Raumes.

Leo XIII. Pont. Max. historiae studiis consulens
Tabularii arcana reclusit anno MDCCCLXXXI.

ſo lautet die Inſchrift[1] und verkündet den nachfolgenden Generationen das Jahr, in welchem von den Thüren des vaticaniſchen Archivs das Siegel des Geheimniſſes entfernt wurde. Hatten auch ſchon längere Zeit vorher einige Gelehrte, namentlich die Mitglieder der École française in Rom, ihre Arbeiten in regelmäßiger Weiſe hier fördern können, ſo begann doch erſt von jenem Tage an der Studienſaal eine Phyſiognomie zu zeigen, die nur den italieniſchen Bibliotheks- und Archivſälen ſo eigenthümlich iſt. Da ſaßen Mitglieder der Kloſtergeiſtlichkeit wie des Weltklerus, Deutſche, Franzoſen, Italiener, Oeſterreicher, Ruſſen und Ungarn — und jeder ſuchte aus dem unendlich großen Material die auf die Geſchichte des Heimatlandes bezüglichen Documente hervor.[2]

---

[1] Gottlob, a. a. O., S. 279.

[2] Ich hebe ausdrücklich hervor, daß ich ſelbſt noch nicht im Archiv geweſen bin. Meine Kenntniß dieſer Verhältniſſe beruht 1) auf den Reiſemittheilungen von Kerler in der „Hiſtoriſchen Zeitſchrift", XLIX, 261; 2) auf einem Artikel der (Münchener) „Allgemeinen Zeitung", 1883, Nr. 347, vom 14. December; 3) auf einem Feuilleton des verſtorbenen Kunſthiſtorikers Profeſſor Thauſing in der wiener „Neuen Freien Preſſe", 1884, vom 4. Januar: „Das öſterreichiſche Inſtitut für Geſchichtsforſch. in Rom"; 4) auf Prutz: „Vom vaticaniſchen Archiv", in

Digitized by Google

Leo XIII. ließ es von Anfang an eine ſeiner Hauptſorgen ſein, die Lücken des Archivs durch Wiedererwerbung der im Privatbeſitz befindlichen Materialien nach Möglichkeit auszufüllen. Das Archiv hat thatſächlich ſeit dem Beginn des 14. Jahrhunderts enorme Verluste erlitten. Unredlichkeit oder wenigſtens ſtrafbare Nachläſſigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite eine vollſtändige Begriffsverwirrung in Betreff der Unterſcheidung von Staats- und Privatpapieren haben zuſammengewirkt, um eine Anzahl Regiſterbände in franzöſiſche und engliſche Sammlungen und eine Unmaſſe von Relationen, Correſpondenzen in die Familienarchive der Chigi, Corſini, Barberini, Farneſe u. a. wandern zu laſſen.[1] Die Bemühungen Leo's XIII. ſind bereits theilweiſe vom Erfolg gekrönt worden. Im Januar 1885 überreichte der Fürſt Bandini-Giuſtiniani im Namen ſeines Freundes, des Grafen von Aſhburnham, Sr. Heiligkeit einen Regiſterband Innocenz' III., welcher vor länger als vier Jahrhunderten aus dem Archiv verſchwunden und nach mannichfachen Schickſalen in Spanien und Südfrankreich nach England gekommen war.[2] In andern Fällen gelang es, die Beſitzer päpſtlicher Archivalien durch einen angemeſſenen Preis zur Herausgabe zu beſtimmen.[3]

Schon ein Jahr nach Eröffnung des Archivs ließ die unerwartet große Zahl der Beſucher und die mannichfachen Aufgaben, welche den Archivbeamten geſtellt waren, es nothwendig erſcheinen, den Poſten eines zweiten Unterarchivars zu ſchaffen. Delicati trat im Sommer 1882 als Secondo Sottoarchivista dem Profeſſor Balan zur Seite. Die Vertreter dreier Nationen

---

der „National-Zeitung", 1884, Nr. 449, vom 5. Auguſt; hauptſächlich jedoch 5) auf dem ſehr eingehenden und aus voller Kenntniß geſchriebenen Aufſatz von Gottlob, „Das vaticaniſche Archiv", im „Hiſtoriſchen Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft", VI, 271.

[1] Gachard, S. 42; „Hiſtoriſches Taſchenbuch", Jahrg. 1885, S. 320.

[2] Delisle in der „Bibliothèque de l'école des chartes", XLVI, 84.

[3] Vgl. Gottlob, a. a. O., S. 279.

Digitized by Google

waren es vorzugsweiſe, welche von Anfang an eine ungemein rege Thätigkeit im Archiv entfalteten, Mitglieder der École française de Rome, welche ſeit länger als einem Jahrzehnt im Palazzo Farneſe ein Heim gefunden hat, eine Anzahl früherer Schüler des Inſtituts für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung, welches ſich ſeitdem ein eigenes Istituto austriaco di studi storici in Roma geſchaffen hat, und italieniſche Gelehrte, welche mit ſtaatlicher oder päpſtlicher Unterſtützung in den wiſſenſchaftlichen Wettkampf eingetreten ſind. Die Franzoſen haben es ſich vor allem andern zur Aufgabe gemacht, die päpſtlichen Regiſter des 13. Jahrhunderts, die Italiener dagegen die Regiſter der Avignoniſchen Zeit zu publiciren, während die Oeſterreicher ihr Hauptaugenmerk auf die für die Geſchichte des Habsburgiſchen Hauſes wichtigen Documente gerichtet haben. Daß auch anderes, außerhalb dieſer Kreiſe liegendes Material einer eingehenden Durchforſchung unterzogen wird, beweiſen u. a. die franzöſiſchen Arbeiten über den Liber censuum, die Abhandlungen Kaltenbrunner's und Ottenthal's über Fragen mehr diplomatiſcher Natur, vor allem aber die epochemachenden Schriften Sickel's über das Privileg Otto's I. und die kaiſerliche Ausfertigung des Wormſer Concordats. — Von Deutſchen haben bisher nur wenige im päpſtlichen Archiv gearbeitet, unter andern Prutz für die Geſchichte der Kreuzzüge, Mau für die „Monumenta Germaniae“, Kerler für die Ausgabe der Reichstagsacten, Pflugk-Harttung für ſeine „Acta inedita“, Pieper für die Geſchichte der nordiſchen Miſſionen, Brieger über die Reformationsgeſchichte, Gottlob über das Finanzweſen der Päpſte und über die Türkenkriege, Riezler und Grauert für die Geſchichte Ludwig's des Baiern, und der leider ſo früh der Wiſſenſchaft entriſſene Diekamp für eine neue Edition des „Liber diurnus“.

Das Deutſche Reich wird ſich für die Dauer einer Theilnahme an den Arbeiten im vaticaniſchen Archiv nicht entziehen können. Bedenkt man, welche Vertiefung die Kenntniß der deutſchen Geſchichte erfahren würde, welchen Gewinn die alle Länder umſpannende deutſche Forſchung aus einem ſo unendlich reichen Material ſchöpfen könnte und wie leicht ſich durch eine

Digitized by Google

Erweiterung des ſeit 1829 beſtehenden Archäologiſchen Inſtituts die Mittel dazu ſchaffen ließen, ſo muß es billig wundernehmen, daß das Reich der emſigen Thätigkeit der andern Nationen bisher ſo ruhigen Muthes zugeſehen hat.

Im September 1883 war Balan's Schickſal entſchieden. Er erhielt ſeine Entlaſſung und wurde vom päpſtlichen Hofe verbannt. Sein Amt wurde interimiſtiſch von Dom Wenzel verwaltet. Es iſt bezeichnend für den wiſſenſchaftlichen Geiſt Leo's XIII. und ſeine Werthſchätzung deutſcher Gelehrter, daß unter den Candidaten für die erledigte Stelle in erſter Linie Johannes Janſſen genannt wurde. Nahm man auch von ſeiner Berufung Abſtand, um ſeine hiſtoriſchen Studien nicht zu unterbrechen, ſo fiel die Wahl ſchließlich auf einen andern Vertreter der deutſchen Wiſſenſchaft, den Tiroler P. Heinrich Denifle aus dem Predigerorden. Es ſchwächt die Bedeutung dieſer Wahl in keiner Weiſe ab, daß zu gleicher Zeit Dom Toſti, der alte Abt von Monte-Caſſino, ins Archiv berufen und mit der Würde eines Vicearchivista bekleidet wurde.

Seit dieſer Zeit ſind, ſoviel mir bekannt geworden iſt, keine Veränderungen vorgekommen. Das Beamtenthum des Archivs gliedert ſich demnach in dieſer Weiſe: An der Spitze ſteht Cardinal Hergenröther als Präfect oder Archivista; Dom Toſti hat das Amt eines Vicearchivista; Denifle und Delicati ſind die Sottoarchivista; denen als Adjuncten zur Seite ſtehen Profeſſor Carini und Dr. Franz Hergenröther, ein Bruder des Cardinals, mit dem officiellen Titel Sottoarchivista aggiunto. Die beiden Cuſtoden ſind Dom Wenzel und der Benedictiner Palmieri; ihre Aufgabe iſt es, das Ausgeben der Archivalien zu überwachen und im Studienſaale die Aufſicht zu führen, ferner die amtlich angefertigten Copien zu collationiren und zu beglaubigen. Den nicht zu unterſchätzenden Titel eines Scriptors führt der Canonico Poggioli; auch er hat eine Anzahl Adjuncten, welche als die eigentlichen Copiſten im Archiv zu betrachten ſind.[1]

[1] Es dürfte manchem willkommen ſein, über die Taxen für Abſchriften und Vergleichungen etwas Näheres zu erfahren. Das Regle-

Digitized by Google

Wir würden nur ein unvollſtändiges Bild von den Bemühungen Leo's XIII. um das vaticaniſche Archiv entwerfen, wenn wir nicht in dieſem Zuſammenhange ſeiner Einſetzung einer hiſtoriſchen Commiſſion und der Gründung eines beſondern hiſtoriſchen Seminars erwähnten. Die im Auguſt 1883 gebildete Commiſſion, beſtehend aus den Cardinälen Hergenröther, Pitra, dem Vorſteher der vaticaniſchen Bibliothek, Bartolini Parocchi und Joſeph Pecci, einem Bruder des Papſtes, ſoll für die ſyſtematiſche Herausgabe und Verarbeitung der frei gewordenen Archivalien Sorge tragen und nach eigenem Ermeſſen wiſſenſchaftliche Unternehmungen veranlaſſen. Um aber dieſe Forſchungen erfolgreicher zu machen, beſchloß der Papſt im Mai 1884, „am Archiv ſelbſt eine beſondere Schule für Paläographie und vergleichende Geſchichtskunde zu errichten, damit der junge Klerus ſich dadurch gediegene wiſſenſchaftliche Bildung aneignen und in rechter Kritik ſich üben könne“.[1]

Das ſchien auch der geeignetſte Zeitpunkt für die Aufſtellung eines neuen Reglements über die Benutzung des Archivs. Denn alle noch ſo eifrige Arbeit hätte nicht zum Ziel geführt, wenn die beſchränkenden Vorſchriften der frühern Jahre oder die allzu karg bemeſſene Arbeitszeit unverändert fortbeſtanden oder gar der entſcheidende Wille des Archivars in jedem einzelnen Falle den Ausſchlag gegeben hätte. Das Reglement, welches am 1. Mai 1884 die Genehmigung des Papſtes erhalten hat[2],

---

ment vom 1. Mai 1884 beſtimmt darüber: Das Copiren einer Urkunde aus der Zeit vor dem Jahre 1000 koſtet 4 Frs. für den Bogen, zwiſchen den Jahren 1000 und 1500: 3 Frs., zwiſchen 1500 und 1700: 2 Frs., nach 1700 nur 1 Fr. Das Collationiren koſtet 1 Fr., wenn das Document einen Bogen Schreibpapier nicht überſchreitet, für jeden weitern Bogen 50 Cent. Die amtliche Beglaubigung einer Urkunde beträgt 5 Frs. (Per l'autenticazione di un documento, quando questa venga richiesta, sarà dovuta la tassa di Lire 5.)

[1] So heißt es in dem Erlaß vom 15. Mai 1884, überſetzt bei Löher, „Archivaliſche Zeitſchrift“, IX, 320. — Ueber die Einrichtung der Schule ſpricht ausführlich Gottlob, a. a. O., S. 282.

[2] „Disposizioni per la sala di studio e per l'ammissione degli

entſpricht der hohen Beſtimmung, welcher das vaticaniſche Archiv von jetzt ab dienen ſoll. Indem es jedem den Zutritt geſtattet, der zu wiſſenſchaftlichem Zwecke an ſeine Thüren klopft, und nicht mehr nach dem politiſchen und religiöſen Bekenntniß des Einlaß Begehrenden fragt, gewährt es zu gleicher Zeit durch ſchnelle Erledigung des Geſuchs, durch liberalſte Aushändigung der gewünſchten Materialien, durch eine billige Schreibertaxe alle diejenigen Erleichterungen, welche als die unerläßlichſten Vorbedingungen für ein gedeihliches Arbeiten gelten.

Während man früher an den Papſt oder an den Cardinal-Staatsſecretär ſich wenden mußte, beſtimmen Artikel 1 und 2 des neuen Reglements, daß das Geſuch um Zulaſſung zum Studienſaal an den Präfecten des Archivs zu richten iſt, mit genauer Angabe der Periode, über welche ſich die Unterſuchungen erſtrecken, und des Zweckes der Copien oder Auszüge aus den Documenten. Die Antwort auf das Geſuch erfolgt gewöhnlich nach zwei bis drei Tagen. Die Einführung in den Saal, der von 8½ Uhr bis mittags 12 Uhr geöffnet iſt, geſchieht durch den zweiten Cuſtoden (Artikel 3, 4). Im Saale ſelbſt iſt jede ſtörende Unterhaltung, jede Discuſſion aufs ſtrengſte unterſagt. Eine Reihe von Artikeln empfiehlt den Benutzern die größte Schonung der Handſchriften und Urkunden; auch das Facſimiliren iſt, ſelbſt wo es ohne Gefahr für die Unterlage geſchehen kann, ohne ſpecielle Erlaubniß verboten (Artikel 5—9). — Diejenigen, welche Urkunden, Briefe und anderes aus dem Archiv veröffentlichen, verpflichten ſich, ein Exemplar ihres Werkes der Bibliothek des Archivs zu überweiſen. — Der Studienſaal iſt geöffnet vom 1. October bis zum 27. Juni mit Ausnahme der Sonntage,

studiosi secondo il Regolamento organico e disciplinare degli Archivii Vaticani emanato il 1° Maggio 1884 con Moto proprio della Santità di N. S. Papa Leone XIII", mit nebenſtehender franzöſiſcher Ueberſetzung. — Ich darf es nicht unerwähnt laſſen, daß ich ein Exemplar des „Regolamento" und manche der in dieſem Aufſatz gemachten Angaben der freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Gottlob verdanke.

Digitized by Google

der Donnerstage, der vorgeſchriebenen Feſttage (le feste di precetto), der Zeit von Weihnachten bis Sylveſter, vom Donnerstag vor Faſtnacht bis Aſchermittwoch und vom Palmſonntag bis zum Oſterdienstag. Die „großen“ Ferien dauern, wie ſich ſchon aus dem Obigen ergibt, vom 28. Juni bis zum 30. September (Artikel 11, 12). — Die Copien oder Auszüge müſſen, bevor ſie das Archiv verlaſſen, den Unterarchivaren zur Prüfung vorgelegt werden und ſind zu dem Behuf dem zweiten Cuſtoden oder dem erſten Scriptor zu übergeben. — Den Unterarchivaren ſteht ferner das Recht zu, von der Archivbenutzung diejenigen auszuſchließen, welche gegen irgendeine Beſtimmung des Reglements verſtoßen; ihrem Ermeſſen iſt es auch anheimgegeben, die Aushändigung von Schriftſtücken zu verweigern, welche einen vertraulichen Charakter tragen oder deren Veröffentlichung mit Rückſicht auf das religiöſe und ſociale Intereſſe unthunlich erſcheint. Im allgemeinen jedoch gilt auch hier der von den meiſten europäiſchen Nationen aufgeſtellte Grundſatz, daß alle Schriftſtücke bis zum Jahre 1815 der freien Benutzung anheimzugeben ſind (Artikel 13—18).[1]

Die große Tragweite dieſer Beſtimmungen kann nur derjenige voll und ganz ermeſſen, der den Regiſterpublicationen der letzten Jahre mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt und danach die Veröffentlichungen bemißt, welche die ſtille Arbeit der Gelehrten in den nächſten Jahren uns bringen wird. Der zweiten Hälfte des Mittelalters und den Jahrhunderten der Neuzeit wird wie durch einen Zauberſchlag ein Quellenmaterial zugeführt, gegen welches ſich alle bisherigen Sammlungen von päpſtlichen Urkunden und Acten wie armſelige Bruchſtücke ausnehmen werden. Und wie das päpſtliche Archiv an Bedeutung alle übrigen Archive Eu-

[1] Mit welcher Liberalität die Archivverwaltung den Forſchern entgegenkommt, iſt in dem letzten Bericht des Istituto austriaco hervorgehoben. Größere Partien der im Lateran befindlichen Regiſterbände wurden auf Sickel's Anſuchen leihweiſe in den Vatican geſchafft und ihm dort zur Verfügung geſtellt. („Mittheilungen des Inſtituts für öſterreichiſche Geſchichtsforſch.“, VII, 197.)

Digitized by Google

ropas übertrifft, ſo wetteifert es auch mit ihnen in der liberalen Auffaſſung des Archivgeheimniſſes. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, als die meiſten zu glauben ſcheinen, daß man in Frankreich und England Actenſtücke aus der Zeit vor dem Wiener Congreß den Forſchern verweigerte. Die freiere Praxis, die dieſe Länder in den letzten Jahren geübt haben, hat gleich im erſten päpſtlichen Reglement einen entſprechenden Ausdruck gefunden. Auch nach dieſer Richtung hin haben ſich die großen Hoffnungen, die man an die Berufung Hergenröther's geknüpft hat, aufs glänzendſte erfüllt.

Ein einſichtsvoller Forſcher hat vor übertriebenen Erwartungen in die Zukunft gewarnt, weil ja nicht abzuſehen ſei, ob das jetzige Syſtem auch unter einem Nachfolger Leo's XIII. ſich behaupten würde. Ich glaube nicht, daß man ſolche Befürchtungen zu hegen braucht. Denn der bedeutſame Bruch, den der jetzige Papſt mit einer Jahrhunderte alten Tradition vollzogen hat, wird in ſeinen Folgen von einer Wirkung ſein, welche ſelbſt ein anders denkender Nachfolger auf dem Stuhle Petri nicht ſo ohne weiteres wird aufheben können. Die Gefahr — wenn eine ſolche vorhanden iſt — liegt auf einer andern Seite, nämlich in dem Misbrauch der gewährten Freiheit. An den Forſchern wird es liegen, ſich dieſer Freiheit würdig zu zeigen; wem es um etwas anderes zu thun iſt, als um die wahrheitsgetreue Darſtellung der Vergangenheit, der bleibe dem Archive fern. Wer mit vorgefaßten Meinungen an die Documente herantritt und nichts anderes in ihnen ſieht als Waffen zur Vertheidigung der Kirche oder zum Angriff gegen ſie, nur der gefährdet das Fortbeſtehen einer Einrichtung, welche der unparteiiſchen Geſchichtsforſchung die größten Erfolge verheißt. Aber wie ſich das Schickſal des Archivs in Zukunft auch geſtalten mag, ſo viel iſt ſicher: in den Annalen der Wiſſenſchaft wird Leo XIII. immerdar als derjenige Papſt verzeichnet ſein, welchem die hiſtoriſche Forſchung die großartigſte Förderung verdankt.

Digitized by Google

Die Neuorganiſation der Verwaltung in den deutſchen Territorien des 16. Jahrhunderts.

Von

Privatdocent **Dr. Georg von Below** in Marburg.

Digitized by Google

In dem Siegeszuge, den die fränkiſche Monarchie und mit ihr das fränkiſche Recht über das ganze Gebiet der continentalen germaniſchen Stämme hielt, wurde überall dieſelbe Verwaltungsorganiſation hergeſtellt. Ueberall im Deutſchen Reiche bilden ſeitdem die fränkiſchen Grafſchaftseinrichtungen die Baſis für die öffentliche Verwaltung. Insbeſondere finden wir überall die Unterſcheidung zwiſchen dem Richter und dem urtheilenden Gerichtsvolk, überall das karolingiſche echte Ding mit ſeinen Erforderniſſen des Grafenvorſitzes, der echten Dauer, der echten Dingſtatt, der beſtimmten Friſten. Alles ruht auf dem Boden der karolingiſchen Verfaſſung.

Aus der folgenden Zeit weiſt die Geſchichte der deutſchen Verwaltungsorganiſation nur drei Erſcheinungen auf, die ſich an allgemeiner Wichtigkeit der Einführung der Grafſchaftsverfaſſung ungefähr an die Seite ſtellen laſſen: die Organiſation der Verwaltung im 13. Jahrhundert, die im 16. Jahrhundert, endlich die im 19. Jahrhundert. Zwar hat ein deutſcher Staat, Brandenburg-Preußen, auch zwiſchen dem 16. und 19. Jahrhundert noch eine Periode großer Reformen in der Verwaltungsorganiſation erlebt: die Maßnahmen des Großen Kurfürſten und König Friedrich Wilhelm's I. ſind von fundamentaler Bedeutung. Allein ſie beſchränken ſich eben auf dieſen einen Staat, bleiben den andern fremd.

Es bedarf keiner nähern Ausführung, daß Neuordnungen der Verwaltungsorganiſation, welche ſeit dem 13. Jahrhundert vorgenommen worden ſind, im weſentlichen nicht das Reich, ſondern nur die Territorien betreffen konnten. In den Terri-

Digitized by Google

torien aber fallen die genannten Neuerungen der Verwaltung mit den wichtigſten Momenten ihrer geſammten Entwickelung zuſammen. Die Reformen des 13. Jahrhunderts erfolgten, als die Inhaber der gräflichen Rechte zu Landesherren geworden waren; die Reformen des 16. Jahrhunderts, als die Landesherrſchaft ſich zur Landeshoheit[1] herausgebildet hatte; die Reformen des 19. Jahrhunderts ſind durch die Herſtellung des modernen Staates bedingt.

Der Schwerpunkt der Neuerungen des 13. Jahrhunderts liegt in der localen Verwaltung. Das fränkiſche Gericht theilte ſich jetzt in zwei Gruppen, in Gerichte für Ritterbürtige[2] und in Gerichte für Nichtritterbürtige. Nur für die erſtere Gruppe blieb das alte Erforderniß des Vorſitzes des Grafen, d. h. des Landesherrn beſtehen; in den Gerichten für die Nichtritterbürtigen dagegen wurde zum Richter ein landesherrlicher Miniſterial beſtellt. Die Competenz der Rittergerichte erſtreckte ſich über eine ganze Grafſchaft. Die Gerichte für Nichtritterbürtige umfaßten ſehr kleine Gebiete; ſie haben ſich im allgemeinen an die alten Hundertſchaften angelehnt. Neben dieſen Aenderungen im Gerichtsweſen geht eine Organiſation der übrigen localen Verwaltung her. Um den Mittelpunkt einer landesherrlichen Burg wurden, vornehmlich für die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte, Bezirke mit dem Namen „Aemter“ gebildet, welche mitunter nur eins, meiſtens aber mehrere jener kleinen Gerichte umfaßten. Der einem ſolchen Amte vorgeſetzte Miniſterial verſah häufig zugleich das Richteramt in den zu ſeinem Amte gehörigen Gerichten. Sein Titel war Vogt, Droſt, Amtmann; die letztere Bezeichnung hat allmählich die weiteſte Verbreitung gefunden.

---

[1] Ueber den Unterſchied von Landesherrſchaft und Landeshoheit vgl. Gierke, „Genoſſenſchaftsrecht“, I, 535.

[2] Ich erinnere hier nur an den von Stobbe in ſeinem bekannten Aufſatze über die Stände des Sachſenſpiegels („Zeitſchrift für deutſches Recht“, Bd. 15) erbrachten Nachweis, daß die Schöffenbarfreien des Sachſenſpiegels ſämmtlich ritterbürtig ſeien.

Digitized by Google

Die Centralverwaltung, wie ſie im 13. Jahrhundert eingerichtet wurde, war eine ſehr einfache. Der Landesherr führte ſie mit den Inhabern der miniſterialiſchen Hofämter und mit ſeinem gleichfalls aus Miniſterialen zuſammengeſetzten, aber nicht auf das Miniſterialitätsverhältniß begründeten Rathe.[1] Das Arbeitsfeld dieſer Beamten am Hofe des Herrn war ein höchſt beſchränktes. Denn wie überhaupt die Thätigkeit der landesherrlichen Verwaltung im Mittelalter kaum über das Kriegsweſen, Gerichtsweſen und Finanzweſen hinausging, ſo hatte noch dazu der Hof des Landesherrn nur einen kleinen Bruchtheil der bezüglichen Geſchäfte zu erledigen. Im Kriegsweſen herrſchte das Lehnsſyſtem, deſſen Aufkommen die Bedeutung einer Decentraliſation hatte. Am Gerichtsweſen ſtand dem Hofe ordentlicherweiſe gar kein Antheil zu. Es lag das theils an dem beſondern Charakter der mittelalterlichen Rechtsmittel, theils daran, daß die alte Ordnung der Gerichtsſprengel (Grafſchaft, Hundertſchaft) noch nicht zerſtört war. Nach dem deutſchen Rechte des Mittelalters trat ein Rechtszug nur ein im Falle der Conſultation und des Urtheilſcheltens. Das Gericht, welches in einer Sache conſultirt oder in welchem die Urtheilſchelte angebracht wurde, war nun an vielen Orten Deutſchlands nicht ein höheres, ſondern ein gleichſtehendes[2], bei der Urtheilſchelte ſogar daſſelbe[3], vor welchem die Sache zuerſt anhängig gemacht worden war. An andern Orten ging der Rechtszug wohl an ein höheres Gericht; allein nicht etwa an ein Hofgericht, vielmehr gruppirte ſich die Inſtanzenreihe in dieſer Weiſe: Bauerngericht (Hundertſchaftsgericht), Rittergericht (Grafſchaftsgericht), Königsgericht.[4] Die Finanzverwaltung hatte

---

[1] Vgl. meine „Landſtändiſche Verfaſſung in Jülich und Berg", Thl. 1, Anm. 308.

[2] A. a. O., Anm. 192 und 193.

[3] Aug. Schultze, „Privatrecht und Proceß in ihrer Wechſelbeziehung", I, 149 fg. (über Iglau). Vgl. Lacomblet, „Urkundenbuch", II, 246, §. 40.

[4] Richtig bemerkt R. Schröder, „Zeitſchrift der Savigny-Stiftung" (germaniſt. Abth.), Jahrg. 1884, S. 50, daß nach dem Sachſenſpiegel die Grafſchaften die unmittelbaren Gerichtsſprengel des Reiches ſind,

Digitized by Google

wenigſtens überwiegend localen Charakter. Zur Deckung der Bedürfniſſe ſeines Hofhalts wandte ſich nämlich der Landesherr regelmäßig direct an die Amtleute. Und ebenſo wies er die dauernden Ausgaben, die er zu machen hatte, alſo die Manngelder, Gehälter, Zeit- und Leibrenten, nicht auf eine Centralkaſſe, ſondern einzeln auf die localen Hebeſtätten, die Aemter, an. So ging denn nur ein unbedeutender Reſt der Einkünfte aus dem Lande bei Hofe ein. — Wie dürftig der Geſchäftskreis der am Hofe befindlichen Perſonen war, erſieht man aus den Hofordnungen des 13. und auch der beiden folgenden Jahrhunderte. Obwohl dieſelben Beſtimmungen über alle für den Hof in Betracht kommenden Verhältniſſe, nicht blos über den Haushalt des Hofes, geben wollen, handeln ſie doch hauptſächlich nur von dem letztern Gegenſtande. Die Centralverwaltung war eben weſentlich Hofhaltsverwaltung, wie das ja auch der Charakter der miniſterialen Hofämter zeigt. Unter die Inhaber dieſer Hofämter waren die einzelnen Zweige der Verwaltung getheilt: ſo hatte der Kämmerer das Finanzweſen, der Marſchall das Kriegsweſen unter ſich; jedoch in der Weiſe, daß der Landesherr bei wichtigern Sachen aus dieſen Verwaltungszweigen einige ſeiner Räthe zur Berathung zuzog. Insbeſondere ließ er regelmäßig die Rechnungen der am Hofe wie der in der localen Verwaltung mit Finanzſachen betrauten Perſonen durch einige Räthe abnehmen. Eine wirkliche Trennung der einzelnen Gebiete beſtand alſo nicht.[1]

daß unter den zu einem Fürſtenthum gehörigen Landgerichten (d. h. Rittergerichten) keins die andern überragte. Vgl. a. a. O., S. 64: „Wie das königliche Hofgericht für die Landgerichte (d. h. Rittergerichte) der Grafen, ſo waren dieſe ihrerſeits Berufungsinſtanz für ſämmtliche Gogerichte (d. h. Bauerngerichte) der Grafſchaft." Für ein landesherrliches „Hof"gericht iſt nach dem Sachſenſpiegel kein Platz. — Daß es nach dem Sachſenſpiegel nur ein Bauerngericht (nicht zwei, wie man bisher annahm) gab, hat Schröder, a. a. O., S. 56, nachgewieſen. — Die für ein ſtädtiſches Gericht vorhandene höhere Inſtanz bildete meiſtens wiederum ein Stadtgericht.

[1] Ueber die ungünſtigen Folgen dieſer Vermiſchung vgl. Löbe, in Schanz' „Finanzarchiv", II, 596.

Im Gegenſatze zu den neuen Schöpfungen des 13. Jahrhunderts betreffen die des 16. Jahrhunderts überwiegend die Centralverwaltung.[1] Die Urſache davon war die, daß ſich die Geſchäfte der landesherrlichen Centralverwaltung am Ausgang des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit in einem Grade häuften, daß die alte, für einfachere Verhältniſſe berechnete Organiſation nicht mehr ausreichte. Zunächſt vollzog ſich auf den Gebieten, auf welchen die landesherrliche Gewalt ſchon im Mittelalter thätig geweſen war, eine Umgeſtaltung nach der Richtung hin, daß die Arbeit der Centralorgane eine vergrößerte wurde.

Im Kriegsweſen trat an die Stelle des Lehnsſyſtems das Söldnerſyſtem, welches nur vom Centrum aus geleitet werden konnte.

Im Gerichtsweſen war in der bezeichneten Hinſicht von hervorragender Bedeutung die Reception des römiſch-kanoniſchen Proceſſes und die dadurch herbeigeführte Aenderung der Rechtsmittel, ſpecieller: das Aufkommen der Appellation. Die Appellation geht ihrem Begriffe nach an ein höheres Gericht; die höhern Inſtanzen wurden alſo fortan viel ſtärker in Anſpruch genommen. Und zur höchſten Appellationsinſtanz für das Territorium vermochten die Landesherren jetzt ihren Hof zu erheben; an den Landesherrn und ſeine Räthe mußten die Appellationen gebracht werden. Die alten Rittergerichte (vielfach[2] hatte im Laufe des Mittelalters ein einziges Rittergericht die Competenz für alle zu dem Territorium gehörigen Graf-

[1] Die folgenden Ausführungen ſtützen ſich auf zahlreiche Einzelbeobachtungen. Natürlich aber kann ich bei einer überſichtlichen Skizze, wie es der vorliegende Aufſatz ſein will, nur einige wenige Belegſtellen anführen. Insbeſondere vermeide ich es gänzlich, ungedrucktes Material zu citiren.

[2] Vgl. den (freilich ſtellenweiſe nicht ganz kritiſchen) 12. Paragraph in Stölzel's „Gelehrtem Richterthum", Bd. 1. Meine „Landſtändiſche Verfaſſung in Jülich und Berg", Thl. 1, Anm. 289, und II, 3 fg. Vgl. auch Luſchin von Ebengreuth, „Aelteres Gerichtsweſen in Oeſterreich", S. 52 mit S. 91.

ſchaften erlangt) bildeten theilweiſe eine Zwiſcheninſtanz für die Appellation; theilweiſe gewannen ſie auch gar keine Stellung als Appellationsinſtanz [1] (was natürlich eine Verminderung ihres Anſehens zur Folge hatte). So war mit einem male der Hof ein ſehr beſchäftigtes Forum. Aber auch noch durch andere Momente wurde die gerichtliche Thätigkeit des Hofes vermehrt. Seit dem Ende des Mittelalters nehmen wir eine ſtändig wachſende Neigung des Volkes wahr, ſeine Streitigkeiten vermittels der Schiedsverträge anſtatt durch den ordentlichen Rechtsweg zu erledigen; und zwar wendet man ſich dabei oft ſogleich an den Hof, nicht an eine untergeordnete Stelle. Sodann vermochte der Landesherr, nachdem ſein Hof ſich als Appellationsinſtanz bereits zu einem angeſehenen Forum erhoben hatte, auch die Competenz der alten Rittergerichte auf ihn zu übertragen. [2]

Im Finanzweſen wurde vor allem eine geregelte Verwaltung hergeſtellt. Jenes Syſtem der Specialanweiſungen auf die einzelnen Aemter, welches die Eingänge in die Centralkaſſe auf ein Minimum herabſetzte, unterwarf man bedeutenden Einſchränkungen. [3] Für die auf dieſe Weiſe gewachſenen Einnahmen der Centralkaſſe und die damit zu deckenden Ausgaben ſtellte man einen Etat auf. Die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts iſt die Entſtehungszeit von Etats in den deutſchen Territorien. [4] Eine andere Correctur betraf die Abnahme der

---

[1] Z. B. das Rittergericht zu Opladen in Berg; vgl. vorhergehende Anmerkung und meine „Landſtändiſche Verfaſſung“, Thl. 1, Anm. 192.

[2] Die ſehr verbreitete, aber grundloſe Anſicht, daß die Hofgerichte aus Lehnsgerichten entſtanden ſeien, iſt mit Recht von G. Meyer, „Deutſches Staatsrecht“ (2. Aufl.), S. 285, Anm. 2, zurückgewieſen worden.

[3] Löbe, a. a. O., S. 600 und 613. Adler, „Die Organiſation der Centralverwaltung unter Kaiſer Maximilian I.“, S. 525, §. 28.

[4] Löbe, a. a. O., S. 622 fg. Adler, a. a. O., S. 86 (die eigenen Bemerkungen Adler's zu ſeinen urkundlichen Mittheilungen ſind unrichtig). Lacomblet, „Archiv für die Geſchichte des Niederrheins“, V, 109: „das alle jars overlacht und ein stait gemacht

Rechnungen. Im Mittelalter wurden die Rechnungen der Beamten nicht zu beſtimmten Terminen, ſondern wie ſich gerade die Gelegenheit dazu bot, abgenommen: das eine mal bereits nach einem halben Jahre, das andere mal nach zwei, drei oder mehr Jahren. Von jetzt an dagegen erfolgte die Rechnungslegung jährlich zu einem beſtimmten Termin.[1] — Zu dieſen die Thätigkeit der Centralorgane vermehrenden Aenderungen in den bisherigen Einnahmen kam noch, daß jetzt eine Steuerquelle ganz neu eröffnet wurde: die landſtändiſchen Steuern.

Zugleich aber begann der deutſche Territorialſtaat damals theils die Erfüllung anderer Aufgaben den ſocialen Verbänden, denen ſie bisher zugefallen war, zu entziehen, theils ſich ganz neue Aufgaben zu ſtellen.

Neuere Forſchungen haben gezeigt, in wie großem Umfange die Landesherren ſchon vor der Reformation auf Grund päpſtlicher Conceſſionen oder ohne dieſe Legitimation in die Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe eingriffen oder wenigſtens die Kirche auf dem von ihr im Laufe der Zeit occupirten Gebiet des weltlichen Rechts zurückdrängten. Die Landesherren nahmen die Beſetzung der geiſtlichen Aemter in Anſpruch, ordneten Viſitationen und Reformationen von Klöſtern an, ſchritten gegen unſittliche und ſchlechte Kleriker ein und verfügten ſelbſt Incorporationen von Pfarreien an Klöſter.[2] Der Herzog von Berg erhielt im Jahre 1401 von Bonifaz IX. eine Bulle, vermöge deren ſeine Unterthanen in allen weltlichen Civil- und Criminalſachen von den geiſtlichen Gerichten befreit wurden.

---

werd, wes die lantrentmeister binnen demselvigen jar ussgeven sullen und inen solichs schriftlich zugestalt, sich darna zu richten." Die gewöhnliche Annahme, Etats habe es in Deutſchland erſt ſeit Seckendorf gegeben (vgl. z. B. Ad. Wagner in G. Schönberg's „Handbuch der politiſchen Oekonomie", 1. Aufl., II, 415), trifft nicht zu.

[1] Falke, „Mittheilungen des ſächſiſchen Alterthumsvereins", XX, 79 (Inſtruction von 1470). Lacomblet, a. a. O.

[2] Hinſchius in Marquardſen's „Handbuch des öffentlichen Rechts", I, 1., 200.

Bekannt iſt das Wort: dux Cliviae est papa in suis terris. Es mag ferner an Georg von Sachſen[1] erinnert werden. Auch die Theorie gründete ſchon jetzt ein poſitives Eingreifen in die kirchliche Ordnung auf eine göttliche Vollmacht. Dann kam die Reformation. In der Erwägung, daß die Landesherren im Bekenntniſſe zum Evangelium dem chriſtlichen Volke ihrer Lande vorangegangen, und daß ſie dafür der Reichsgewalt gegenüber mit aller Kraft tapfern Chriſtenmuthes ſo eingeſtanden waren, wie eben nur ſie vermöge ihrer rechtlichen Stellung zur Reichsgewalt es vermochten, forderten die Reformatoren damals die Landesherren zur Uebernahme des Kirchenregiments anſtatt ſeiner bisherigen Träger, der Biſchöfe, auf.[2] Und die Landesherren gingen, die Beſtrebungen des 15. Jahrhunderts weiter fortführend, darauf ein.

Höchſt bedeutſam iſt ferner das Eingreifen der Landesherren in die wirthſchaftlichen Verhältniſſe.[3] Wir haben jetzt eine wirkliche Gewerbepolitik. Auch im Mittelalter betheiligte ſich der Landesherr bereits an der Aufſtellung von Innungsſtatuten; allein es handelte ſich dann regelmäßig nur um die Handwerke einer einzelnen Stadt. Jetzt dagegen unternimmt es der Landesherr, die Verhältniſſe der Handwerke des ganzen Landes planmäßig zu ordnen — ein Fortſchritt, der weit größer iſt, als er uns jetzt nachträglich erſcheint. Ein beſonderes Object der Gewerbepolitik war die Regelung des Verhältniſſes der ländlichen zu den ſtädtiſchen Handwerkern, welche beim Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit als ein dringendes Bedürfniß empfunden wurde. Neben der Gewerbepolitik ſtehen einige Maßnahmen einer Agrar- und Handelspolitik. Ueberhaupt blieb kaum ein Gebiet von der ſtaatlichen Fürſorge unberührt. Findet ja doch in dieſer Zeit der Begriff der Polizei in Deutſchland ſeine beſtimmte Aus-

---

[1] Maurenbrecher, „Katholiſche Reformation", I, 97 fg.

[2] Vgl. von Scheurl, „Zur Lehre vom Kirchenregiment", S. 64 fg.

[3] Schmoller, in ſeinem „Jahrbuch für Geſetzgebung u. ſ. w.", VIII, 20 fg. Ritter, in der „Zeitſchrift für allgemeine Geſchichte", Jahrg. 1885, S. 721 fg. und 818 fg.

Digitized by Google

bildung. — Die eingetretene Vermehrung des Geſchäftskreiſes im Gegenſatz zum 13. Jahrhundert zeigen die Hofordnungen: in den Hofordnungen des 16. Jahrhunderts nehmen die Beſtimmungen über den Haushalt des Hofes, wenn auch noch einen großen, ſo doch nicht mehr den größten Raum ein.

Den neuen Verhältniſſen war, wie bemerkt, der alte Beamtenorganismus am Hofe nicht gewachſen. Die Landesherren ſahen ſich genöthigt, auf Mittel zu denken, wie die vergrößerte Arbeitslaſt bewältigt werden konnte. Die Mittel nun, die ſie dafür fanden, waren zunächſt: Einführung von Collegien und Ueberweiſung der einzelnen Verwaltungszweige an beſondere Behörden. Wie aber häufig im Staatsleben die Befriedigung eines ſich geltend machenden Bedürfniſſes durch die Uebernahme von Bildungen, die auf fremdem Boden erwachſen ſind, erleichtert wird, ſo ſind auch die beſondern Formen, in denen die Centralverwaltung in den deutſchen Territorien neu geordnet wurde, nicht in dieſen ſelbſt erwachſen, ſondern entlehnt. Das burgundiſche Herzogthum, in welchem die ſtaatliche Thätigkeit früher als in den deutſchen Territorien entwickelt war, hat, ſeinerſeits wieder von Frankreich ſchöpfend, vornehmlich das Vorbild für jene Neuordnung abgegeben. Kaiſer Maximilian I. lernte in Burgund die dortige Verwaltung kennen und richtete dann nach deren Muſter ſeine Verwaltung ein. Er iſt der erſte deutſche Fürſt, der die neuen Einrichtungen einführt.[1] Ob für die andern deutſchen Fürſten mehr ſein Vorbild oder direct Burgund maßgebend geweſen iſt, kann vorläufig im allgemeinen nicht entſchieden werden; von einem nordweſtdeutſchen Territorium iſt allerdings eine directe Uebernahme burgundiſcher Einrichtungen nachweisbar.[2]

[1] Adler, a. a. O. Leider iſt bei Adler weder die Verarbeitung des Stoffes eine genügende, noch auch die Mittheilung des Materials eine zuverläſſige. Vgl. meine Recenſion im „Literariſchen Centralblatt“, Jahrg. 1886, Sp. 1076 fg., und „Hiſtoriſche Zeitſchrift“, LVII, 161 fg.

[2] Lacomblet, „Urkundenbuch“, Bd. 4, Nr. 190.

Digitized by Google

Die neue Organiſation geſtaltete ſich in folgender Weiſe. Zunächſt erhielt der landesherrliche Rath, welcher ſeit dem 13. Jahrhundert beſtand, eine collegiale Verfaſſung. Wohl hatte der Landesherr auch ſchon im Mittelalter oft eine Mehrzahl von Räthen zur Erledigung eines Geſchäftes abgeordnet, und dieſe verhandelten dann in collegialiſchen Formen; allein ſie thaten es nur kraft der Commiſſion des Landesherrn für den einzelnen Fall. Jetzt dagegen verhandelt der Rath in collegialiſcher Form kraft ſeiner Verfaſſung, nicht kraft beſonderer Commiſſion. Die Competenz des Rathes erſtreckte ſich auf alle Landesangelegenheiten, die ihm nicht ausdrücklich entzogen waren. Was ſeine Stellung gegenüber dem Landesherrn betrifft, ſo handelte er, von dem Falle, daß er eine gerichtliche Inſtanz bildete, abgeſehen, nur in Abweſenheit des Landesherrn ſelbſtändig; ſonſt war er im allgemeinen eine lediglich berathende Behörde. In ſeiner neuen Geſtalt führte der Rath den Namen Regierung, Kanzlei, Geheimer Rath, Hofrath oder auch blos Rath. Er hat im 16. Jahrhundert wohl ſchon in allen Territorien collegiale Verfaſſung erhalten. Daß er ſie, wie man annimmt, in Brandenburg vor dem Jahre 1604 noch nicht gehabt hat, wird bei einem ſo großen Territorium bezweifelt werden können; man iſt geneigt, das bekannte Actenſtück aus dem genannten Jahre nicht für die Urkunde über die erſte Einſetzung einer collegialiſchen Behörde, ſondern für die erſte Inſtruction des ſchon vorher mit Collegialverfaſſung ausgeſtatteten Rathes zu halten.

Von dem Rathe wurden dann weiter für einzelne Verwaltungsgebiete beſondere Behörden, und zwar wiederum als Collegien abgezweigt. Regelmäßig iſt ein beſonderes Collegium für Finanzſachen errichtet worden, dem dann namentlich auch eben die Aufſtellung des Etats und die Abnahme der Rechnungen zufiel. Jedoch erſtreckte ſich die Thätigkeit dieſer, meiſt als Rechenkammer bezeichneten Behörde nicht über das geſammte Finanzweſen. Vielmehr fand der Dualismus der ältern deutſchen Territorien, welcher den Landesherrn und das Land nicht als Organe eines einheitlichen Gemeinweſens, ſondern als ſelb-

Digitized by Google

ſtändig einander gegenüberſtehende Rechtsſubjecte erſcheinen läßt, gerade im Finanzweſen ſeinen prägnanteſten Ausdruck. Es beſtanden zwei vollkommen getrennte Kaſſen: eine landesherrliche, welche durch die Erträge des Domaniums im weitern Sinne des Wortes (alſo die Regalien eingeſchloſſen[1]) geſpeiſt wurde, und eine Landeskaſſe, welche die Erträge der von den Landſtänden bewilligten Steuern aufnahm. Nur die Verwaltung der erſtern Kaſſe hatte die Rechenkammer. Die landſtändiſch bewilligten Steuern wurden von einem beſonders dazu beſtellten landſtändiſchen Ausſchuſſe verwaltet. Das Princip der fiscaliſchen Kaſſeneinheit war dem 16. Jahrhundert noch durchaus unbekannt.

Wie für die Finanzen, ſo wurde auch für die dem landesherrlichen Rathe zugefallenen Juſtizgeſchäfte ein beſonderes Collegium hergeſtellt, meiſtens unter dem Namen Hofgericht; jedoch hat daſſelbe oft nur eine vorübergehende Exiſtenz gehabt, indem ſeine Competenz wieder auf den Rath übertragen wurde; auch war der Rath ihm vielfach als höhere Inſtanz übergeordnet. Dieſes Hofgericht unterſchied ſich principiell von den höchſten Landesgerichten des Mittelalters (den Rittergerichten). Erſtens nämlich wurde es nicht mehr wie alle Gerichte des Mittelalters von dem Grundſatze der Ebenbürtigkeit beherrſcht; unter den Beiſitzern befanden ſich neben Ritterbürtigen ſtets auch Bürgerliche. Zweitens ſind die Beiſitzer durchaus Beamte. Im Mittelalter verſahen die Stelle der Beiſitzer theils Schöffen, theils die Geſammtheit der gerichtspflichtigen Perſonen, alſo z. B. die ganze Ritterſchaft eines Landes. Im letztern Falle war der Gegenſatz zu den neuen Hofgerichten am größten. Die Schöffen des Mittelalters muß man allerdings wohl auch als Beamte bezeichnen; aber bei den neuen Beiſitzern iſt doch der Beamtencharakter beſtimmter ausgeprägt. Die neuen Beiſitzer wurden ſogar, wenigſtens zur Hälfte, regelmäßig aus dem Stande der gelehrten Berufsbeamten genommen, auf welchen wir noch zu ſprechen kommen. Drittens fehlten dem Hofgericht die Erforder-

---

[1] Eingeſchloſſen namentlich auch die wichtige Abgabe des Schatzes. Vgl. meine „Landſtändiſche Verfaſſung", II, 57 fg.

Digitized by Google

niſſe des karolingiſchen echten Dinges: die neue Zeit hatte für die Nothwendigkeit der echten Dingſtatt, der echten Dauer kein Verſtändniß mehr.[1] Der Geſichtspunkt, der zur Herſtellung eines beſondern Hofgerichtes, alſo zur theilweiſen Trennung der Juſtiz und Verwaltung, führte, kann auf ſeiten des Landesherrn nicht der geweſen ſein, eine von der Verwaltung unabhängige und ſelbſtändige Rechtſprechung zu ſchaffen. Es wird das ſchon dadurch ausgeſchloſſen, daß der Landesherr häufig die Competenz des Hofgerichts auf den Rath zurückübertrug, oder daß er dem Hofgericht in dem Rath eine höhere Inſtanz gab, daß endlich die Beiſitzer theilweiſe zugleich in reinen Verwaltungsämtern beſchäftigt waren. Auf ſeiten des Landesherrn kann daher die Abtrennung einer beſondern Behörde für die Juſtiz von dem Rathe nur als eine im Sinne einer zweckmäßigen Arbeitstheilung vorgenommene Behördenorganiſation gedacht ſein. Wenn dagegen die Landſtände, insbeſondere die Ritterſchaft, wie es mitunter geſchieht, die Errichtung eines Hofgerichts verlangen und dabei namentlich die theilweiſe Beſetzung deſſelben mit ritterbürtigen Perſonen fordern, ſo dürfte auf ihrer Seite allerdings wohl die Abſicht, ein von dem Landesherrn mehr unabhängiges Gericht zu ſchaffen, vorhanden geweſen ſein. Uebrigens war bei der Bildung von Hofgerichten nicht blos das burgundiſche, reſp. öſterreichiſche Vorbild maßgebend; nachweisbar hat man auch das Reichskammergericht zum Muſter genommen.

Eine dritte Specialbehörde, welche von dem Rathe abgezweigt wurde, erhielt die kirchlichen Angelegenheiten. Schon vor der Reformation ließ wohl ein Landesherr Eheſachen durch „ſeine geiſtlichen Räthe“, wie er ſagt, entſcheiden; und er gebraucht dieſe Bezeichnung gewiß mit der beſtimmten Abſicht, zu docu-

---

[1] Auch als der landesherrliche Rath Jurisdiction erhalten hatte (ſ. oben S. 309), zeichneten ihn bereits die hervorgehobenen Momente vor den Rittergerichten aus. — Wie dagegen für die höchſten Landesgerichte (Rittergerichte) des Mittelalters bis zu ihrem Verſchwinden die Erforderniſſe der karolingiſchen echten Dinge beſtanden, darüber ſ. meine „Landſtändiſche Verfaſſung“, II, 4, Anm. 13.

Digitized by Google

mentiren, daß ihm in ſeinem Verwaltungsorganismus auch Perſonen zur Verfügung ſtänden, welche für die Entſcheidung kirchlicher Angelegenheiten qualificirt ſeien. Allein dieſe geiſtlichen Räthe waren nur Glieder ſeines Rathes, welche er für den einzelnen Fall mit einer Commiſſion verſehen hatte, keine ſtändige Behörde. Nachdem aber in der Reformation die evangeliſchen Landesherren das kirchliche Regiment übernommen hatten, errichteten ſie beſondere Behörden für die kirchliche Verwaltung: die Conſiſtorien. Dieſe Bildung iſt eine auf deutſchem Boden erwachſene, ohne Anlehnung an ein fremdes Muſter entſtandene.[1]

Die bisher genannten Reformen waren jedoch nicht die einzigen, durch die man der gehäuften Arbeitslaſt der Centralverwaltung Rechnung zu tragen ſuchte. Es genügte nicht, eine Theilung der Arbeit vorzunehmen und den Behörden eine Verfaſſung zu geben, welche eine ſorgfältigere Behandlung der Geſchäfte verbürgte. Auch eine Reform im Perſonal war erforderlich. Während die Verwaltung im Mittelalter, abgeſehen von einigen Geiſtlichen, welche das Schreibweſen hatten, von Rittern geführt wurde, zogen die Landesherren jetzt, um arbeitsfähige Elemente zu erhalten, in ſteigendem Maße juriſtiſch gebildete Männer, welche wiederum der Mehrzahl nach bürgerlich waren, in die Verwaltung. Dieſe waren Berufsbeamte, während die ſociale Stellung des Ritters, welcher im Mittelalter ein Amt übernahm, dadurch in keiner Weiſe geändert worden war. Nur geſchulte Berufsbeamte genügten den neuen Aufgaben. Freilich ſtand beides in Wechſelwirkung: der Eintritt der Berufsbeamten in die Verwaltung hatte auch

[1] Von großer Bedeutung war es auch, daß die Collegialbehörden einen permanenten Sitz erhielten, nicht, wie früher die Hofbeamten, dem Hoflager folgten. Vgl. Leopold von Ranke, „Sämmtliche Werke" (1867), I, 64. Dagegen hatten die Landesherren perſönlich im 16. Jahrhundert im allgemeinen noch keine feſte Reſidenz. Vollends irrig iſt es, wenn Loening, „Verwaltungsrecht", S. 39, Anm. 4, behauptet, Baiern habe ſchon im 13. Jahrhundert eine Reſidenz gehabt. (Riezler, den Loening citirt, gibt nichts Derartiges an.)

Digitized by Google

wieder eine Erweiterung der ſtaatlichen Thätigkeit zur Folge, wenngleich die Juriſten an der neuen Ordnung der Dinge nicht den Antheil gehabt haben, den das Volk ihnen beimaß. Welche große Bedeutung den neuen Beamten mit ihrer römiſchrechtlichen Bildung für die Reception des römiſchen Rechts zukommt, iſt bekannt genug. — Mit dem Eintritt der Berufsbeamten in die Verwaltung ſteht noch eine weitere Thatſache in Zuſammenhang. Im Mittelalter waren die angeſehenſten und zugleich einflußreichſten Beamten die Inhaber der alten miniſterialiſchen Hofämter, des Marſchall-, Truchſeſſen-, Schenken-, Kämmereramtes. Jetzt behielten ſie zwar auch noch eine äußerlich angeſehene Stellung. Allein die wichtigen Befugniſſe, die ſie früher gehabt, wurden, wenn nicht gar aufgehoben, den Berufsbeamten übertragen, welche nunmehr den größten Einfluß erlangten. Namentlich trat unter ihnen das Kanzleramt hervor.[1]

Ebenfalls durch den Eintritt der gelehrten Juriſten in die Verwaltung bedingt iſt die Umwandlung, welche ſich in der allgemeinen Stellung des Richterthums im Gerichtsverfahren während des 16. Jahrhunderts vollzog. Jetzt wurde die einſt im fränkiſch-galliſchen Reiche entſtandene[2] und dann über das Gebiet des karolingiſchen Reiches verbreitete ſcharfe Scheidung zwiſchen proceſſualiſcher Cognition und proceſſualiſchem Zwange beſeitigt; der Richter erhielt auch an der materiellen Feſtſtellung des Urtheils Antheil.

Ich ſagte bereits, die Neuorganiſation der Centralverwaltung im 16. Jahrhundert ſei bedeutender als die der Localverwaltung. Bei der Betrachtung der localen Organiſation muß man zwei Bildungen unterſcheiden. In den öſtlichen Territorien, z. B. in Brandenburg, war die im 13. Jahrhundert geſchaffene Organiſation der localen Verwaltung ſeitdem faſt

---

[1] Vgl. auch Br. Hildebrand in ſeinen „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statiſtik", II, 18.

[2] Vgl. W. Sickel in der „Zeitſchrift der Savigny-Stiftung" (germaniſtiſche Abtheilung), Jahrg. 1885, S. 1 fg.

Digitized by Google

vollſtändig aufgelöſt worden. Infolge der Veräußerung der wichtigſten Rechte, welche dem Landesherrn den Bauern gegenüber zuſtanden, an die Ritterbürtigen war es dahin gekommen, daß die Beſitzungen der letztern faſt landesherrlichen Aemtern glichen und die landesherrlichen Aemter faſt den Beſitzungen der Ritterbürtigen; der landesherrliche Amtmann war faſt zum landesherrlichen Gutsverwalter herabgeſunken. In dieſen Territorien zeigt die Organiſation der localen Verwaltung im 16. Jahrhundert kaum eine Aenderung. In den meiſten andern deutſchen Territorien dagegen war die im 13. Jahrhundert geſchaffene Organiſation der localen Verwaltung im weſentlichen erhalten geblieben. Es war nur eine Vermehrung der Beamten eingetreten, indem der eine Vorſteher des Amtes, den wir im 13. Jahrhundert fanden, vielfach, wiewohl nicht immer, Gehülfen erhielt: einen Kellner, vorzugsweiſe für die Erhebung der Erträge der landesherrlichen Güter, und einen Richter, vorzugsweiſe als Vorſitzenden in den zu dem Amte gehörigen Gerichten. Der Grund der Beſtellung dieſer Gehülfen war vornehmlich der, daß, entſprechend der geſammten Entwickelung der Miniſterialität, aus dem Miniſterial, welcher im 13. Jahrhundert als treuer Verwalter ſeines Dienſtherrn dem Amte vorſtand, allmählich ein vornehmer Ritterbürtiger wurde, welcher nicht mehr die ganze Arbeit allein verſehen wollte. In dieſer Richtung machte die Entwickelung im 16. Jahrhundert nun noch einen weitern Fortſchritt: der ritterbürtige Amtmann erhielt auch für den Reſt der ihm noch gebliebenen Geſchäfte einen Stellvertreter. Im übrigen erfuhr das Beamtenthum der localen Verwaltung dieſelbe fundamentale Umwandlung wie das Beamtenthum im 16. Jahrhundert überhaupt: es traten auch in die locale Verwaltung juriſtiſch gebildete Beamte ein; und auch hier wurde die Scheidung zwiſchen proceſſualiſcher Cognition und proceſſualiſchem Zwange beſeitigt. Eine Abweichung finden wir bei der localen Verwaltung nur darin, daß die Juriſten nicht auch wie in den obern Gerichten die Schöffenſtühle in Beſchlag nahmen; die Schöffen blieben hier vielfach ungelehrte Perſonen. Dieſer

Digitized by Google

Umſtand hatte eine doppelte Wirkung, die freilich theilweiſe erſt nach dem 16. Jahrhundert hervorgetreten iſt. Das Anſehen der des römiſchen Rechtes unkundigen Schöffen mußte gegenüber dem des juriſtiſch gebildeten Richters bei der Findung des Urteils ſinken; der Antheil der Schöffen wurde ſchließlich zur bloßen Form. Durch dieſen Vorgang mußte aber auch weiter die bereits erwähnte, ſeit dem Ende des Mittelalters in verſtärktem Maße bemerkbare Neigung des Volkes, ſeine Streitigkeiten ſtatt durch den ordentlichen Rechtsweg vermittels der Schiedsverträge beizulegen, noch erhöht werden. Die Fälle, daß ſtatt des Gerichts zur Einleitung eines ordentlichen Proceßverfahrens der Beamte zur Uebernahme eines Schiedsverſuchs angerufen wurde, mehrten ſich ſo ſehr, daß ſich die Nothwendigkeit herausſtellte, darüber ſpecielle geſetzliche Beſtimmungen zu treffen.

Die Neuorganiſation der Verwaltung in den deutſchen Territorien des 16. Jahrhunderts, über die ich hier einen Ueberblick zu geben verſucht habe, war durch die ſtaatliche Entwickelung der Territorien gefordert und hat Großes geleiſtet. Aber ſie barg auch Gefahren in ſich. Durch den Eintritt des gelehrten Berufsbeamtenthums in die Verwaltung war der Fortſchritt des 16. Jahrhunderts weſentlich bedingt. Die große Zeit des Berufsbeamtenthums erreichte auch noch keineswegs im 16. Jahrhundert ihr Ende; es hat ſeitdem noch große und wol ſogar größere Leiſtungen vollbracht, worauf wir ſtolz ſind. Allein es vermochte nicht ganz, in genügender Weiſe Fühlung mit der Geſellſchaft zu behalten. Eine Hauptaufgabe der Verwaltungsreformen des 19. Jahrhunderts iſt es geweſen, die Verbindung zwiſchen Staat und Geſellſchaft wiederherzuſtellen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 457 929

D
8
Ser. 6
V. 6
1887

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google